

Marc Szydlik

leske +
budrich

Lebenslange Solidarität?

Generationenbeziehungen
zwischen erwachsenen Kindern
und Eltern

Marc Szydlik
Lebenslange Solidarität?

Lebenslauf – Alter – Generation

Herausgegeben von

Martin Kohli

Band 2

Marc Szydlik

Lebenslange Solidarität?

Generationenbeziehungen zwischen
erwachsenen Kindern und Eltern

Leske + Budrich, Opladen 2000

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-8100-2507-0

© 2000 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort von Martin Kohli	9
Danksagung	10
1 Einleitung	11
2 Grundlagen	19
2.1 Generationenkonzepte	19
2.1.1 Was sind Generationen?, oder: Familiäre, politische, kulturelle und ökonomische Generationen	19
2.1.2 Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen	27
2.2 Familiäre Generationensolidarität	33
2.2.1 Solidarität und Ambivalenz	34
2.2.2 Ein theoretisches Modell familiärer Generationensolidarität	43
2.3 Familiäre Generationensolidarität in der DDR?	53
2.3.1 Frauenerwerbstätigkeit, Familienstand, Fertilität	54
2.3.2 Generation und Familie	60
2.3.3 Generation und Gesellschaft	69
2.4 Kurzfazit	79
3 Intergenerationale Solidarität: Ein Überblick	83
3.1 Einleitung	83
3.2 Familienstrukturen, Wohnentfernungen, Solidaritätsnormen....	85
3.3 Koresidenz, Transfers, Hilfeleistungen	94
3.4 Beziehungsebene und Kontakte	105
3.5 Eine Beziehungstypologie	111
3.6 Kurzfazit	115

4	Intergenerationale Transfers zu Lebzeiten und danach	117
4.1	Einleitung	117
4.2	Monetäre Transfers zu Lebzeiten.....	119
4.2.1	Verbreitung und Umfang.....	127
4.2.2	Begünstigte und Benachteiligte.....	134
4.3	Erben in 'Germoney'	142
4.3.1	Verbreitung und Umfang.....	151
4.3.2	Begünstigte und Benachteiligte.....	164
4.4	Kurzfasit	170
5	Die Enge der Generationenbeziehungen	173
5.1	Einleitung	173
5.2	<i>Kinkeeper</i> und <i>Intergenerational Stake</i>	177
5.3	Bedingungen der Beziehungsenge	180
5.4	Ost- und Westdeutsche im Vergleich	190
5.5	Sozialisation und ihre Folgen	197
5.6	Kurzfasit	205
6	Die Dynamik der Generationenbeziehungen	207
6.1	Einleitung	207
6.2	Transformation in Ostdeutschland.....	208
6.3	Entwicklungen in West- (und Ost-) Deutschland.....	212
6.4	Generationenbeziehungen im Wandel?	214
6.5	Ursachen der Generationendynamik	223
6.6	Kurzfasit	231
7	Zusammenfassung und Perspektiven	233
	Literatur.....	247

Übersichten, Grafiken und Tabellen

Übersichten

2.1	Familiäre und gesellschaftliche Generationen	27
2.2	Dimensionen familialer Generationensolidarität	39
2.3	Ein heuristisches Modell familialer Generationensolidarität	45
2.4	Argumente zur Generationensolidarität in der DDR	61

Grafiken

2.1	Wohnentfernungen kurz nach dem Fall der Mauer	66
3.1	Mehrgenerationenfamilien	87
3.2	Wohnentfernungen	90
3.3	Koresidenz	98
3.4	Intergenerationale Transfers und Hilfeleistungen	100
3.5	Beziehungsenge	106
3.6	Kontakthäufigkeit	110
3.7	Eine Beziehungstypologie	113
4.1	Monetäre private Transfers	128
4.2	Intergenerationale private Transfers	130
4.3	Transferhöhen	133
4.4	Anteile privater Generationentransfers	136
4.5	Erbschaftshöhen: Erben	158
4.6	Erbschaftshöhen: Alle Personen	159
4.7	Anteile bisheriger und zukünftiger Erbschaften	167
5.1	Mindestens enge Generationenbeziehungen	179
5.2	Anteile mit sehr engen Beziehungen	183
5.3	Mindestens enge Beziehungen nach Verwandtschaftsgrad	191
5.4	Anteile mit sehr engen Eltern-Kind- bzw. Kind-Eltern-Beziehungen	194
5.5	Mindestens enge Beziehungen nach Familienformen	201
6.1	Mindestens enge Generationenbeziehungen 1991 und 1996	219
6.2	Anteile mit flüchtigeren, stabilen und engeren Beziehungen	224

Tabellen

3.1	Generationenstrukturen	87
3.2	Solidaritätsnormen	93
3.3	Hilfen zwischen (Schwieger)Eltern und erwachsenen Kindern	102
3.4	Generationenkonflikte und Sorgen	107
4.1	Transfergeber und -empfänger	129
4.2	Transferarten	132
4.3	Determinanten für Generationentransfers (Logistische Regressionen; odds ratios).....	136
4.4	Erbschaften und Schenkungen: alle Personen und ihre (Ehe)Partner	152
4.5	Erblasser	162
4.6	Erbschaften und Schenkungen: beide Elternteile sind verstorben	163
4.7	Determinanten bisheriger Erbschaften von eigenen Eltern (Logistische Regressionen; odds ratios).....	168
4.8	Determinanten zukünftiger Erbschaften (Logistische Regressionen; odds ratios).....	169
5.1	Determinanten der Enge von Eltern-Kind-Beziehungen (Geordnete Probit-Modelle).....	184
5.2	Determinanten der Enge von Kind-Eltern-Beziehungen (Geordnete Probit-Modelle).....	185
5.3	Determinanten der Beziehungsenge von West- und Ostdeutschen (Geordnete Probit-Modelle).....	195
5.4	Beziehungsenge und Familienform	202
5.5	Familienform als Determinante der Beziehungsenge (Geordnete Probit-Modelle).....	203
5.6	Familienform und Lebenszeit (Geordnete Probit-Modelle)	204
6.1	Aspekte familialer Generationenbeziehungen	215
6.2	Dynamik der Beziehungsenge	221
6.3	Determinanten der Generationendynamik (Logistische Regressionen; odds ratios).....	225

Vorwort

Marc Szydlik greift mit diesem Buch ein Thema auf, das in der soziologischen Forschung lange Zeit zu Unrecht ein Schattendasein geführt hat, nämlich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern jenseits des Zeitpunkts, in dem letztere erwachsen geworden sind. Solidarität ist 'lebenslang': sie endet nicht mit dem Ende der Kernfamilie. Daß dieses Thema so lange vernachlässigt wurde, hat mit der Schwerpunktsetzung der klassischen Modernisierungstheorie zu tun. Für Durkheim wie für Parsons bedeutete der Übergang in die Moderne eine Konzentration des familialen Generationsprozesses auf das Zusammenleben der Eltern mit ihren noch unmündigen Kindern und eine entsprechende Schwächung der Beziehungen zu den älteren Generationen; die Familie wurde zur Kern- bzw. Gattenfamilie. Erste Korrekturen an diesem Bild ergaben sich durch die gerontologische Forschung, die auf die nach wie vor erheblichen Leistungen der Erwachsenen bei der Betreuung ihrer hilfebedürftigen alten Eltern hinweist. Eine umfassende Thematisierung moderner Familien als Generationssysteme ist jedoch erst im Entstehen.

Hier setzt Marc Szydlik an. Er untersucht die familialen Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern in allen ihren wesentlichen Aspekten, von der Wohnentfernung und Kontaktdichte über die emotionale und normative Nähe oder Ferne bis zu den materiellen Leistungsströmen, und verbindet sie mit der Analyse gesellschaftlicher Generationen. Damit wird für die Bundesrepublik Deutschland fortgeführt und vertieft, was Alice und Peter Rossi mit ihrer 1990 erschienenen einflußreichen Studie über Eltern-Kind-Beziehungen in den USA begonnen haben. Das vorliegende Buch dokumentiert die erste umfassende Untersuchung dieses wichtigen, bisher vernachlässigten Feldes der familialen Generationenbeziehungen und setzt damit Maßstäbe, welche die deutsche Forschungsdiskussion in den kommenden Jahren bestimmen werden. Im Kern familiensoziologisch, bietet das Buch zugleich neue Erkenntnisse für die Lebenslauf-, die Ungleichheits-, die Sozialpolitik- und die Transformationsforschung.

Berlin, März 2000

Martin Kohli

Danksagung

Mein erster Dank gilt Martin Kohli. Er hat mich zu der Studie angeregt, und er hat sie auch von Beginn an mit Rat und Tat begleitet. Es ist keine Floskel, wenn ich mich dafür bedanke, daß er stets ein interessierter und kritischer Gesprächspartner war. Ich habe auch davon profitiert, daß er sich zur selben Zeit ebenfalls intensiv mit dem Generationenthema auseinandergesetzt hat. Manche der hier präsentierten Gedankengänge basieren auf unseren Diskussionen, die wir in Hinblick auf gemeinsame Veröffentlichungen, Vorträge und Lehrveranstaltungen geführt haben.

Neben Martin Kohli möchte ich einer Reihe weiterer Personen danken, auf deren Unterstützung ich bei der Arbeit an diesem Buch zählen durfte und die mich mit kritischen Kommentaren zu diversen vorherigen Fassungen versorgt haben. Hierzu gehören die TeilnehmerInnen an einer Reihe von Veranstaltungen der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL) der Freien Universität Berlin, der Sektionen 'Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse' und 'Familiensoziologie' der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sowie der Längsschnittwerkstatt Berlin-Brandenburg (LWBB).

Besonders danken möchte ich Harald Künemund und Andreas Motel, und zwar sowohl wegen ihres großen Engagements bei der Durchführung des Alters-Survey als auch aufgrund unserer erfolgreichen Zusammenarbeit bei gemeinsamen Arbeiten zum Generationenthema. Vor allem Kapitel 3 und 4.2 haben hier von profitiert. Karl Ulrich Mayer und Jürgen Schupp bin ich schon seit langem zu Dank verpflichtet: auch zur vorliegenden Studie haben sie sehr hilfreiche Kommentare beigesteuert. Jürgen Schupp hat mir darüber hinaus tatkräftig beim Kapitel über die Dynamik von Generationenbeziehungen geholfen. Last, but not least danke ich herzlich Martin Diewald, Anne Foner, Helmut Kromrey, Kurt Lüscher, Walter Müller, Uli Pötter, Christiane Schlote und Michael Wagner. Schließlich möchte ich nicht die stimulierenden Diskussionen mit den Studierenden des Instituts für Soziologie der Freien Universität Berlin vergessen, die im Rahmen des mit Martin Kohli und Jürgen Schupp durchgeführten mehrsemestrigen Projektseminars über Generationen stattgefunden haben.

Berlin, März 2000

Marc Szydlík

Kapitel 1:

Einleitung

Hence, when the children of a couple have become independent through marriage and occupational status the parental couple is left without attachment to any continuous kinship group.

Talcott Parsons (1942: 615f.)

Als soziologischer Gegenstand ist die Untersuchung von Familiengenerationen wichtiger denn je. Dies liegt schon an den bedeutenden demographischen Veränderungen in industrialisierten Ländern während der letzten Jahrzehnte. Einerseits hat sich die Lebenserwartung erhöht, andererseits ist die Fertilität gesunken. Intergenerationale Beziehungen werden somit schon allein deshalb wichtiger, weil man nun weniger Verwandte seiner eigenen Generation und mehr Verwandte hat, die einer anderen Generation angehören (Knipscheer 1988, Bengtson et al. 1990). Gleichzeitig verlängert sich durch die erhöhte allgemeine Lebensdauer auch die Dauer der Beziehungen zwischen (erwachsenen) Kindern und ihren Eltern. Die Erforschung von heutigen Generationenbeziehungen umfaßt größere Anteile des gesamten Lebens (Hagestad 1987, Lauterbach 1995). Zudem sind Ehebeziehungen deutlich instabiler geworden (Wagner 1997). Die Bedeutung der Eltern-Kind-Verhältnisse erhöht sich damit auch durch die wachsende Anzahl von Scheidungen und Alleinerziehenden: Partner werden unwichtiger, Kinder wichtiger. Immer mehr Eltern verbringen immer mehr Lebenszeit mit ihren Kindern als mit irgendeinem anderen Menschen. All dies trifft insbesondere auf Eltern und erwachsene Kinder zu, die nicht mehr im selben Haushalt leben. Die immens gestiegene gemeinsame Lebenszeit von Eltern und Kindern verlängert vor allem den Abschnitt des Lebens, in dem die Kinder aus dem Elternhaus ausgezogen sind und einen eigenen Haushalt gegründet haben.

Dies muß jedoch nicht bedeuten, daß die größeren Möglichkeiten für intergenerationale Familienbeziehungen aufgrund des demographischen Wandels tatsächlich genutzt werden. Immerhin wird seit geraumer Zeit eine 'Krise der Familie' propagiert, die neben anderen Faktoren zu einer Vereinzelung der Individuen beitragen soll. Man könnte meinen, daß die Generationenbeziehun-

gen nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus - etwa nach der Floskel 'Aus den Augen, aus dem Sinn' - entweder völlig abbrechen oder zumindest sehr schwach werden. Die 'strukturelle Isolation der Gattenfamilie' (Parsons 1942, 1943) würde demnach zu Vereinsamung und Entfremdung zwischen den Generationen führen - mit positiver Konnotation könnte man auch von Autonomie sprechen. Nach dem Auszug aus dem Elternhaus, mit der Unabhängigkeit der Kinder von den Eltern, verschwindet eine strukturell gefestigte Beziehung zwischen den Generationen.

Ob sich tatsächlich eine generelle Ablösung der Familiengenerationen nach dem Auszug aus dem Elternhaus vollzieht, ist vor allem eine empirische Frage. Die These von der strukturellen Isolation der Gattenfamilie muß nicht bedeuten, daß es zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern keinerlei Bindung mehr gibt. Erwachsene Kinder, die nicht mehr mit ihren Eltern zusammenleben, bilden zwar mit diesen keine ökonomische Einheit mit gemeinsamen Zielen und Strategien. Dennoch weisen bisherige Untersuchungen durchaus darauf hin, daß in der 'modifizierten erweiterten Familie' ("modified extended family"; Litwak 1960) weiterhin soziale und emotionale Unterstützungen existieren (für einen kurzen Überblick über entsprechende soziologische Ansätze und Analysen siehe Schütze, Wagner 1991).

Welches dieser beiden Szenarien entspricht der Wirklichkeit? Halten sich heutzutage Generationenbeziehungen unter Erwachsenen trotz des größeren Potentials dafür in engen Grenzen? Oder sind die Familiengenerationen doch auf vielfältige Art miteinander verbunden, selbst wenn sie nicht mehr im selben Haushalt leben? Die Beantwortung dieser Frage ist auch deshalb von Bedeutung, weil ein Auseinanderleben und eine Entsolidarisierung von Familiengenerationen als Frühwarnindikator für gesamtgesellschaftliche soziale Probleme fungieren kann. Die demographischen Entwicklungen haben nicht nur Auswirkungen auf die Generationen in der Familie. Zu den Folgen dieser Veränderungen gehören beispielsweise auch die wachsenden Schwierigkeiten bei der Finanzierung der Alterssicherung. Hier geht es dann um das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Generationen. Aufgrund der zukünftigen bedeutenden Veränderungen in der Relation von Beitragszahlern und Rentempfängern sind erhebliche Verteilungskonflikte nicht auszuschließen (Leisering 1992). Dabei ist zu bedenken, daß familiäre und gesellschaftliche Generationenbeziehungen eng miteinander verbunden sind (Attias-Donfut 1995a). Die Untersuchung von familialen Generationenbeziehungen kann somit Hinweise auf das Ausmaß und die Natur dieser Konflikte liefern. Die Akzeptanz des wohlfahrtsstaatlichen Umverteilungsarrangements dürfte auch von der Qualität der familialen intergenerationalen Verhältnisse abhängen (Kaufmann 1993; Kohli 1993, 1997).

Ob Generationenbeziehungen unter Erwachsenen eher dem Autonomie- oder dem Solidaritätsszenarium entsprechen, ist für einen weiteren zentralen soziolo-

gischen Forschungsbereich von großer Bedeutung. Familiäre intergenerationale Solidarität und soziale Ungleichheit sind häufig zwei Seiten derselben Medaille. Ein gutes Beispiel sind monetäre Transfers zu Lebzeiten und Vererbungen. Es ist aufgrund einer ganzen Reihe von Untersuchungen bekannt, daß soziale Positionen intergenerational über die Schul- und Berufsausbildung 'weitergegeben' werden (für die Bundesrepublik z.B. Müller 1986; Mayer, Blossfeld 1990; Mayer, Solga 1994; Henz, Maas 1995; Henz 1996). Weniger gut erforscht sind jedoch die Mechanismen, mittels derer es den Kindern schichthöherer Eltern gelingt, eine ähnliche Position wie die ihrer Eltern zu erreichen. Neben der überaus wichtigen Entscheidung für bzw. gegen Schultypen dürften hier auch private monetäre Transfers während der Ausbildung der Kinder eine wichtige Rolle spielen. In Hinblick auf Vererbungen ist der aktuelle Forschungsstand besonders unbefriedigend. Dabei existieren auch hier Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen. Immerhin steht aufgrund des immensen Vermögenszuwachses in der Bundesrepublik Deutschland während der letzten 50 Jahre einer Generation von Erblassern eine Generation von Erben gegenüber - mit entsprechenden Folgen für soziale Ungleichheit. Es handelt sich - auch in Hinblick auf sozialpolitische Schlußfolgerungen - um ein prekäres Verhältnis, wenn familiäre Solidarität zu einer Manifestation oder gar Vergrößerung sozialer Disparitäten beiträgt.

Mit der vorliegenden Studie wird zunächst allgemein das Ziel verfolgt, die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen in der Bundesrepublik Deutschland zu beschreiben (vgl. z.B. Rossi, Rossi 1990 für die USA). Im Zentrum des Interesses stehen die intergenerationalen Verhältnisse, bei denen Eltern und erwachsene Kinder nicht mehr im selben Haushalt leben. Die zentrale Frage lautet: Inwiefern sind nicht mehr zusammenwohnende erwachsene Kinder und Eltern weiterhin durch private intergenerationale Solidarität miteinander verbunden? Die Beantwortung dieser Frage kann Aufschlüsse geben über die Bedeutung der familialen Solidarität für die individuelle Wohlfahrt Erwachsener, über Chancen und Risiken für gesamtgesellschaftliche Solidarität (Frühwarnindikator) sowie über die (Re)Produktion sozialer Ungleichheit aufgrund privater intergenerationaler Transfers zu Lebzeiten und danach.

In Hinblick auf die Bundesrepublik Deutschland ist ein Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschen besonders instruktiv. Dies gilt sowohl für die Zeit vor dem Zusammenbruch der DDR als auch danach. Seit dem Fall der Mauer ist die ostdeutsche Familie tiefgreifenden Veränderungen ausgesetzt. Diese betreffen nicht nur die Kernfamilie, sondern auch den erweiterten Familienverband. Die drastisch gesunkene Fertilität und die Verringerung der Anzahl von Kinderkrippen und Kindergartenplätzen stellen nur die Spitze des Eisbergs dar. Die veränderten ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen dürften an den familialen Beziehungen genauso wenig spurlos vorbeigehen wie die hohe Arbeits-

losenquote. Wichtig ist somit zum Beispiel eine Untersuchung der Folgen von Arbeitslosigkeit für die Verbundenheit von Familiengenerationen sowie der Auswirkungen der geringeren ökonomischen Ressourcen von Ostdeutschen auf intergenerationale Transfers inklusive Vererbungen. Damit liefert die Studie auch einen Beitrag zur Transformationsforschung.

Neben der Gegenüberstellung von Ost- und Westdeutschen wird versucht, Spezifika der Generationenverhältnisse von Müttern, Vätern, Töchtern und Söhnen herauszustellen. Dabei geht es einerseits um geschlechtsspezifische Differenzen, andererseits um unterschiedliche Perspektiven der Eltern und Kinder.

Die Studie gliedert sich folgendermaßen: Zunächst wird in **Kapitel 2** der Rahmen für die folgenden theoretischen Überlegungen und empirischen Analysen gesteckt. Dazu ist es *erstens* notwendig, begriffliche Präzisierungen vorzunehmen und auf entsprechende Generationenkonzepte hinzuweisen. Was sind überhaupt Generationen? Inwiefern läßt sich die Vielzahl an Generationenetiketten rechtfertigen bzw. systematisieren? Gleichzeitig wird auf Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen eingegangen. Als Beispiel wird des öfteren die sogenannte '68er Generation' herangezogen. *Zweitens* geht es um die familiäre Generationensolidarität. Auch hier ist zunächst zu klären, was genau damit gemeint ist. Dabei bietet es sich an, die Generationensolidarität mit der These von der Generationenambivalenz in Verbindung zu bringen. Es werden drei zentrale Solidaritätsdimensionen unterschieden, nämlich die funktionale, affektive und assoziative Solidarität. Alle drei Dimensionen werden in der vorliegenden Studie empirisch untersucht. Als Grundlage dafür wird ein theoretisches Modell familialer Generationensolidarität vorgestellt, das vier Determinantengruppen beinhaltet, nämlich Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiäre und kulturell-kontextuelle Strukturen. *Drittens*: Wenn man Entwicklungen untersuchen möchte, hat man sich zuerst die Ausgangssituation zu vergegenwärtigen. Da es ein zentrales Anliegen der Studie ist, zwischen Ost- und Westdeutschen zu vergleichen, ist es notwendig, die besonderen Familienbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik - als Referenz dient die 'alte' Bundesrepublik - nachzuzeichnen. Zunächst werden hierzu Informationen über Frauenerwerbstätigkeit, Familienstand und Fertilität geliefert. Dann wird versucht, das relative Ausmaß der familialen Generationensolidarität in der DDR anhand einer Diskussion relevanter Argumente abzuschätzen. Das Ziel ist es, kulturell-kontextuelle Strukturen zu identifizieren, die für spezifische familiäre Generationenbeziehungen von Ost- und Westdeutschen verantwortlich gemacht werden können.

Die spezifischeren theoretischen Diskussionen mit Hypothesengenerierungen und den Ergebnissen der empirischen Analysen finden sich in den Kapiteln 3 bis 6. **Kapitel 3** bietet eine Übersicht über die verschiedenen Potentiale und Aspekte familialer Generationensolidarität. Zunächst wird anhand der *Familien-*

strukturen festgestellt, inwiefern überhaupt Verwandte der anderen Generation existieren, mit denen man in Verbindung stehen kann. Die *Wohnentfernung* zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten stellt ebenfalls ein wichtiges Potential dar. Dasselbe gilt für *Solidaritätsnormen* und das Verantwortungsgefühl gegenüber den Angehörigen. Die funktionale Solidarität wird anhand der folgenden Aspekte untersucht: Aktuelle und potentielle *Koresidenz*; aktuelle und frühere *monetäre Transfers* (Geldgeschenke, größere Sachgeschenke, regelmäßige finanzielle Unterstützungen) sowie aktuelle und potentielle *instrumentelle Hilfeleistungen* wie Hilfen im Haushalt, Pflege anderer Personen, Enkelbetreuung, Ratschläge, Trost und Aufmunterung. Die affektive und assoziative Solidarität werden über die emotionale *Enge der Beziehung* inklusive Generationenkonflikte und Sorgen sowie die *Kontakthäufigkeit* abgebildet. Zuletzt werden die drei Solidaritätsdimensionen in eine zusammenfassende Beziehungstypologie integriert.

Kapitel 4 behandelt die funktionale Solidarität. Es wird untersucht, inwiefern die Familie als materielles Unterstützungssystem fungiert. Gerade hier werden Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen, zwischen öffentlichen und privaten Transfers deutlich. Zwei Transferarten stehen im Mittelpunkt des Interesses: aktuelle monetäre Transfers zu Lebzeiten und Vererbungen. Neben Verbreitung und Umfang dieser Leistungen wird untersucht, welche Familienmitglieder vorrangig geben, wer hauptsächlich zu den Empfängern gehört und welche Faktoren die Transfers beeinflussen. Diese Fragen sind nicht nur für die Struktur der Familienbeziehungen bedeutsam, sondern auch für soziale Disparitäten. Das prekäre Verhältnis von familialer Solidarität und gesellschaftlicher sozialer Ungleichheit liegt besonders bei Vererbungen auf der Hand (z.B. im Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschen, Frauen und Männern sowie zwischen sozialen Schichten).

Früher war die Beziehung zwischen Eltern und Kindern vor allem von solchen ökonomischen Faktoren geprägt. Mittlerweile spielen jedoch emotionale Aspekte eine immer wichtigere Rolle. Wenn man sich mit familialen Generationenbeziehungen beschäftigt, kommt man nicht umhin, sich auch der subjektiven Seite des Verhältnisses zwischen erwachsenen Kindern und Eltern zuzuwenden. Dies geschieht vorrangig in **Kapitel 5**. Die empirischen Analysen drehen sich um die wahrgenommene Enge der intergenerationalen Beziehungen. Neben einer allgemeinen Untersuchung der Beziehungsenge wird der Frage nachgegangen, inwiefern die besonderen Familienbeziehungen in der DDR zu unterschiedlichen Generationenverhältnissen von Ost- und Westdeutschen beigetragen haben. Ein weiteres Thema sind die spezifischen Beziehungen von Müttern und Töchtern einerseits und die von Vätern und Söhnen andererseits. Der subjektive Charakter der Beziehungsenge wird auch deutlich, wenn man die unterschiedlichen Perspektiven von Eltern und Kindern betrachtet. Schließlich wird unter-

sucht, inwiefern das Aufwachsen bei einem alleinerziehenden Elternteil - meistens der Mutter - die Enge der Generationenbeziehungen unter Erwachsenen tangiert. Diese Frage ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der steigenden Scheidungszahlen von besonderem Interesse. Auch in diesem Kapitel wird dem spezifischen Einfluß von Opportunitäts-, Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen auf die intergenerationale Solidarität nachgegangen.

Kapitel 6 bietet schließlich Hypothesen und Analysen zu den Entwicklungen der Generationenbeziehungen von Ost- und Westdeutschen seit dem Zusammenbruch der DDR. Nachdem im vorherigen Kapitel die Ausgangssituation kurz nach dem Fall der Mauer nachgezeichnet wurde, kann nun der entsprechenden Dynamik nachgegangen werden. Es wäre jedoch ein Fehler, wenn man dabei den Blick lediglich auf die ostdeutsche Systemtransformation richten würde. Auch die Entwicklungen im Westen der Republik sind nicht zu vernachlässigen. Die Ausgangsthese lautet, daß ostdeutsche Familienbeziehungen aufgrund der Bedingungen in der DDR sogar stabiler sind als westdeutsche. Es spricht einiges dafür, daß die private Solidarität zwischen westdeutschen Familiengenerationen in den letzten Jahren stärker abgenommen hat. Im Vergleich dazu dürfte die Dynamik der ostdeutschen Generationenverhältnisse von einer größeren Ambivalenz gekennzeichnet sein. Im Zentrum der Analysen steht wiederum die wahrgenommene Enge der Beziehung; es werden jedoch auch Untersuchungsergebnisse zur geographischen Distanz sowie zu monetären und instrumentellen Hilfeleistungen präsentiert. Die Analysen bieten die Möglichkeit, Prognosen über die zukünftige Entwicklung privater Solidarität mit ihren Folgen für gesellschaftliche Generationenkonflikte zu entwickeln.

Die Studie schließt mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Befunde und der Diskussion von Perspektiven für familiäre und gesellschaftliche Generationen (**Kapitel 7**). Im Mittelpunkt stehen die Folgen der Generationensolidarität für soziale Ungleichheit, das Verhältnis von Familienbeziehungen und Wohlfahrtsstaat sowie die weitere Zukunft der Familiengenerationen in der Bundesrepublik Deutschland.

Die empirischen Analysen basieren auf zwei großen repräsentativen Erhebungen, die sich für die Fragestellung gut ergänzen. Etwa die Hälfte der empirischen Befunde geht auf den Alters-Survey zurück (Kapitel 3 und 4); für die andere Hälfte wird das Sozio-ökonomische Panel herangezogen (Kapitel 5 und 6). Dabei sollen die Vorteile der jeweiligen Datensätze genutzt und deren Nachteile vermieden werden. Beide Quellen bieten aktuelle Informationen. Da sich die (aktuellsten) Daten jeweils auf das Jahr 1996 beziehen, sind diese auch direkt miteinander vergleichbar.

Der **Alters-Survey** (Dittmann-Kohli et al. 1995, 1997) wurde von der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (Berlin) und der Forschungsgruppe Psychogerontologie (Nijmegen) im Auftrag des Bundesministeriums für Familie,

Senioren, Frauen und Jugend in Kooperation mit infas-Sozialforschung (Bonn) durchgeführt (die Verantwortung für die hier dokumentierten Befunde liegt beim Autor). Die bundesweit repräsentative Stichprobe umfaßt die zwischen 1911 und 1956 geborene deutsche Bevölkerung in Privathaushalten. Sie wurde auf der Grundlage von Einwohnermeldeamtsdaten aus 290 Gemeinden gezogen und nach Altersgruppen und Geschlecht geschichtet, so daß für beide Geschlechter der drei Altersgruppen der 40-54-jährigen, der 55-69-jährigen und der 70-85-jährigen etwa gleich große Teilstichproben vorliegen (868, 851, 822, 957, 684 bzw. 656 Personen). Bei der Ermittlung von Prozentanteilen und Mittelwerten wird natürlich eine entsprechende Gewichtung vorgenommen. Ein Drittel der 4 838 Befragungspersonen rekrutiert sich aus den neuen Bundesländern, zwei Drittel aus den alten (1 596 bzw. 3 242 Personen). Die Erhebung verlief in drei Schritten: Zunächst wurde den Befragten ein halbstandardisiertes psychologisches Instrument zur Erhebung der Selbst- und Lebenskonzeption vorgelegt (Satzergänzungsverfahren; vgl. Dittmann-Kohli 1995). Als nächstes wurde ein rund 45minütiges standardisiertes Interview durchgeführt. Schließlich wurde bei den Befragten ein schriftlicher Fragebogen zum Selbstauffüllen hinterlassen. Die Rücklaufquote für diesen 'Drop-Off' lag bei 83,4 Prozent (4 034 Personen). Künemund (2000) stellt fest, daß die Datenqualität insgesamt als sehr gut bezeichnet werden kann.

Der Alters-Survey hat den Vorteil, vielfältige Informationen über intergenerationale Beziehungen zu liefern, die weit über die des Sozio-ökonomischen Panels hinausgehen. Gleichzeitig sind insbesondere die Informationen über Erbschaften wesentlich valider (Abschnitt 4.3). Die wesentliche Einschränkung in Hinblick auf die hier verfolgte Fragestellung liegt in der Auswahl der Befragungspersonen: Der Alters-Survey bezieht sich 'lediglich' auf die 40-85-jährigen Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland, wohingegen das Sozio-ökonomische Panel zusätzlich dazu sowohl die 16-39-jährigen und über 85-jährigen als auch die ausländische Wohnbevölkerung einschließt. In Hinblick auf die vorliegende Studie ist diese Einschränkung jedoch nicht sehr gravierend: Zum einen geht es hier generell um (Ost- und West)Deutsche. Zum anderen stehen in der vorliegenden Studie Eltern und *erwachsene* Kinder im Zentrum der Betrachtung. Es gibt nur sehr wenige Eltern unter 40 Jahren mit *erwachsenen* Kindern, so daß der Alters-Survey den allergrößten Teil der Eltern-Kind-Beziehungen umfaßt. Dennoch bietet die Erhebung nicht die Perspektive der höchstens 39-jährigen erwachsenen Kinder in Hinblick auf ihre Eltern.

Mit dem **Sozio-oekonomischen Panel** (SOEP; Projektgruppe 1993, 1995; Schupp, Wagner 1991; Schupp et al. 1996) werden für die 'alte' Bundesrepublik Deutschland (einschließlich Berlin-West) seit 1984 Informationen über Personen, Familien und private Haushalte erhoben. Begonnen wurde mit 12 290 Befragungspersonen in 5 921 Haushalten. Die Untersuchung sieht vor, daß

dieselben Personen und Haushalte jeweils einmal im Jahr befragt werden. Einbezogen sind diejenigen Deutschen und Ausländer, die älter als 15 Jahre sind. Die Basiserhebung in der DDR wurde *vor* der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion am 1. Juli 1990 durchgeführt (4 453 Befragungspersonen in 2 179 Haushalten). Einerseits wird den Panel-Befragten jedes Jahr ein weitgehend gleichbleibendes Fragenpaket vorgelegt, um Stetigkeiten und Veränderungen feststellen zu können. Andererseits werden in den einzelnen Wellen zusätzliche Schwerpunktthemen behandelt. Die hier vorgestellten Analysen stützen sich vornehmlich auf das Schwerpunktthema 'Familie und soziale Dienste', das im Jahre 1991 eingeführt und 1996 repliziert wurde.

Das Sozio-ökonomische Panel hat damit den Vorteil, repräsentative Informationen für die gesamte Wohnbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland zu bieten. Zudem wird für die vorliegende Studie das Paneldesign genutzt, und zwar auf mehrfache Weise. Mit der 1991er Erhebung werden ost- und westdeutsche Generationenbeziehungen kurz nach dem Fall der Mauer analysiert. Damit können noch Aussagen über die besonderen Familiengenerationen in der DDR getroffen werden - dies gilt insbesondere für die Enge der intergenerationalen Verhältnisse als Gefühlshaltung größerer Dauer (Kapitel 5). Gleichzeitig liefern die Analysen für das Jahr 1991 die Grundlage für die Feststellung von Stabilität und Wandel in den darauffolgenden Jahren. Dies erfolgt sowohl anhand der Gegenüberstellung von Querschnittauswertungen als auch mittels entsprechender Längsschnittanalysen.

Kapitel 2:

Grundlagen

*Ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte,
was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft,
ein ganz anderer geworden sein.*

Johann Wolfgang von Goethe
(Vorwort zu 'Dichtung und Wahrheit', 1811)

2.1 Generationenkonzepte

2.1.1 Was sind Generationen?, oder: Familiäre, politische, kulturelle und ökonomische Generationen

Die Beschäftigung mit Generationen hat Konjunktur. In letzter Zeit häufen sich die Artikel und Bücher, seien es nun solche von Journalisten oder von Wissenschaftlern, die das Wort 'Generation' im Titel tragen. Die Prominenz des Themas wird besonders deutlich, wenn man sich die immense Vielzahl an entdeckten bzw. erfundenen Generationenetiketten zu Gemüte führt. Man spricht beispielsweise von den Vorkriegs-, Kriegs-, Nachkriegs-, Gründer-, Aufbau- und Wirtschaftswundergenerationen, von den Weimarer-, Flakhelfer-, 68er und 78er Generationen, von den Adenauer-, Brandt- und Kohlgenerationen sowie von den Jugend-, Hippie-, Sponti-, No-Future-, Null-Bock-, Problem-, Protest- und Gerümpel-Generationen. Gleichzeitig gibt es die überflüssigen, geschlagenen und befreiten, die verratenen, verlassenen, verlorenen, verführten, verwöhnten und verunsicherten, die suchenden, fragenden, fordernden und unbefangenen, die stillen, heterogenen, hybriden, digitalen und bankrotten, die zwanglosen, angepaßten, wilden, pubertären und geschockten sowie die skeptischen, narzißtischen, rebellischen, pragmatischen, moralischen, omnisolidarischen, authentischen, optimistischen, materialistischen, postmaterialistischen, alternativen und postalternativen Generationen. Offenbar reicht aber selbst diese Vielzahl an Etiketten immer noch nicht aus. Denn in der letzten Zeit wurde diesem Reigen

unter anderem noch die 89er, 97er, 99er und Millenniums-, die G4 und 13th, die Berlin- und Fulda-, die Benutzer-, Fernseh-, Erlebnis-, Durchhänger- und Zuschauer-, die Hornhaut-, Helfer-, Macher-, AIDS- und Erben-, die Me-, TV- und MTV-, die Yuppie-, Schlaffi-, Sandwich-, Angestellten- und Mutter-Beimer-, die Single-, Spaß-, Glotz-, Click-, Power-, Cyber-, Techno- und Raver-, die Nintendo-, Siemens-, Bravo-, Golf-, Gel-, Jeans- und Tamagotchi- sowie die Generationen X, Y, XXL, D, e, J, P und @ hinzugefügt. Die Konfusion wird dabei noch vergrößert, weil zur gleichen Zeit ein 'Krieg der Generationen' heraufbeschworen wird, während andernorts von einer neuen Solidarität zwischen den Generationen die Rede ist¹. Jedenfalls sind sowohl Journalisten als auch Wissenschaftler mittlerweile von einer regelrechten Generationenetikettierungswut ergriffen. Dabei dürften die meisten Generationenerfinder durchaus zustimmen, wenn man für eine bestimmte Personengruppe lediglich einen einzigen Begriff verwenden würde - solange es nur der eigene ist.

Mit dem Generationenbegriff werden nicht nur alltagssprachlich eine Vielzahl von Aspekten auf unterschiedlichen Analyseebenen gekennzeichnet. Auch zwischen Soziologen herrscht Uneinigkeit darüber, wieviele unterschiedliche Generationenkonzepte nun nach welchen Kriterien voneinander unterschieden werden sollten. Leisering (1992), Kaufmann (1993) und Hareven (1995) neigen z.B. dazu, zwei Arten von Generationen(beziehungen) zu identifizieren, während Kohli (1994b) von drei und Bengtson (1993) sogar von vier unterschiedlichen Konzepten ausgehen. Allerdings kommt Bengtson dann zu dem Ergebnis, daß letztendlich nur eine dieser vier Alternativen tatsächlich die Bezeichnung 'Generation' verdienen würde.

Zunächst ist generell zwischen **familialen** und **gesellschaftlichen** Generationen zu unterscheiden. Obwohl dafür nicht immer dieselben Begriffe verwandt

1 Dabei wird mit der obigen Auflistung der diversen Generationenetiketten kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Einige der Entdecker, Beschreiber bzw. Erfinder von Generationen sind Schelsky 1957; Baacke 1979; Brinkmann 1979; Richter 1979; SINUS-Institut 1983; Bude 1987, 1995, 1998; Noelle-Neumann 1987; Bohnsack 1989; Horx 1989; Coupland 1991; Strauss, Howe 1991; Behr 1992; Roos 1992; Howe, Strauss 1993; Kohli 1993; Krause 1993; Wüllenweber 1994, 1995; Fritz-Vannahme 1995; Leggewie 1995; Mahr 1995; Löffler 1996; Dettling 1997; Geithe 1997; Hermann 1997; Schüre 1997; Nutt 1998, Tapscott 1998 und Schiffman 1999. Während Gronemeyer (1989), Borchert (1993) und Schüller (1995) einen 'Krieg zwischen den Generationen' mutmaßen, ein deutsches Nachrichtenmagazin mit dem Titelblatt "Der neue Krieg ums Geld: JUNG GEGEN ALT" potentielle Käufer lockt (Kowalski et al. 1995) und Dobrick (1993) von "verstoßenen Eltern" berichtet, titelt beispielsweise ein ZEIT-Punkte-Heft (1996), daß der Krieg der Generationen nicht stattfinden würde, und im Brigitte Dossier (1994) wird gar eine neue Solidarität zwischen Müttern und Töchtern festgestellt (zum 'Krieg der Generationen' s. u.a. auch Wolf 1990 und Stephan 1995).

werden, sind sich die verschiedenen Autoren prinzipiell in dieser Differenzierung einig². Den Begriff 'familiale Generationen' findet man in der Literatur recht häufig, wohingegen 'gesellschaftliche Generationen' vergleichsweise selten verwandt wird. Dies liegt nicht zuletzt an der Vielfalt von 'gesellschaftlichen Generationen'. Diese Bezeichnung ist jedoch m.E. als Sammelbegriff gut geeignet, weil sie mit ihrem Hinweis auf die (Makro-)Ebene 'Gesellschaft' ein Gegensatzpaar zur (Mikro-)Ebene der Familie darstellt. Da beide Termini zudem den Begriff 'Generationen' beinhalten (und nicht etwa gesellschaftliche Generationen mit 'Kohorte' belegt werden; s.u.), wird damit gleichzeitig auf Verbindungen zwischen den beiden Konzepten verwiesen.

Familiale Generationen sind (zunächst) auf der Mikroebene angesiedelt und bezeichnen die Glieder der Abstammungslinien (lineage): Enkel, Kinder, Eltern, Großeltern usw. Sie stellen Generationen im ursprünglichen Sinne ('Erzeugung') dar (Kohli 1994b). Bengtson schlägt demnach vor, den Begriff nur hierauf anzuwenden: "And we should use the term *generation* primarily to reflect ranked-descent ordering of individuals within families" (Bengtson 1993: 10f.). "A generation designates a kin relationship (e.g., parents and children or grandparents and grandchildren); it encompasses an age span often as wide as 30 years or more" (Hareven 1995: 16). Insofern ist die Verwendung des Generationenbegriffs in der vorliegenden Studie gerechtfertigt: Hier stehen die familialen Generationen im Mittelpunkt. Wenn im folgenden nur von 'Generationen' die Rede ist und sich die jeweils spezifische Bedeutung nicht aus dem Sinnzusammenhang ergibt, so sind damit, ganz im Sinne der genannten Autoren, familiale Generationen gemeint. Leisering und Kaufmann rekurrieren auf familiale Generationen, wenn sie von 'Generationsbeziehungen' sprechen: "Der Begriff *Generationsbeziehungen* wird dabei auf die beobachtbaren Folgen *sozialer Interaktionen* zwischen Angehörigen verschiedener, in der Regel familial definierter Generationen beschränkt" (Kaufmann 1993: 97).

Empirisch werden familiale Generationenbeziehungen häufig in Dyaden oder Triaden ausgedrückt. Dyaden repräsentieren zwei, Triaden drei Mitglieder familialer Generationen (s. Übersicht 2.1). Dyaden sind Beziehungen zwischen zwei Individuen. Das Verhältnis einer Tochter zu ihrer Mutter stellt eine Dyade dar, die Beziehung derselben Tochter zu ihrem Vater ist eine weitere Dyade. Triaden sind zum Beispiel Beziehungen zwischen Kindern, Eltern und Großeltern.

Die Schwierigkeit der Generationenkonzepte und der Dissens darüber liegt bei den **gesellschaftlichen Generationen**, die sich unterschiedlich gliedern lassen. Prinzipiell sind diese Generationen auf der Makroebene angesiedelt. Sie umfassen zumeist Personen, die in einem Zeitraum von wenigen Jahren geboren wur-

2 Rosenmayr (2000) spricht beispielsweise von "Abstammungsgenerationen" und "gesellschaftsbezogenen Kontrahentengenerationen".

den. Aus diesem Grunde möchten manche Forscher diese Gruppen nicht 'Generationen', sondern 'Altersklassen', 'Alterskohorten', 'Geburtsjahrgangskohorten' oder einfach 'Kohorten' nennen. Bengtson (1993: 10f.) faßt bei seiner Auflistung der unterschiedlichen Verwendungsarten des Generationenbegriffs unter 'Alterskohorte' eine Gruppe von Personen, die in einem Zeitraum von fünf bis zehn Jahre geboren wurden. Eine 'historische Generation' würde sich - in Anlehnung an Karl Mannheim (1928) - aus einer Untergruppe einer solchen Alterskohorte zusammensetzen, die sich u.a. mittels eines besonderen Generationsbewußtseins als (Teil einer) soziale(n) Bewegung manifestiert habe. 'Altersgruppe' stellte letztlich die allgemeinste Umschreibung des Generationenbegriffs dar. Damit würden synonym sowohl historische als auch familiäre Generationen als auch Alterskohorten umschrieben, wobei Bengtson die letztgenannte Alternative bevorzugt. Dies gelte generell für die makrosozialen Generationen: Sie sollten eher mit den Begriffen 'Kohorte' oder 'Altersgruppe' belegt werden.

Mit der Verwendung des Kohortenbegriffs für gesellschaftliche Generationen würde man m.E. jedoch wichtige Aspekte vernachlässigen. 'Generation' sagt mehr als 'Kohorte'. Kohorten sind mehr oder weniger willkürliche Zusammenfassungen von Angehörigen bestimmter Geburtsjahrgänge. Somit haftet Kohorten eine größere Beliebigkeit an. Gesellschaftliche Generationen verfügen hingegen über weitere Merkmale, also über den reinen Geburtszeitraum hinausgehende Gemeinsamkeiten. Damit wird dem Kohortenbegriff eine inhaltliche Dimension (z.B. im Sinne von gemeinsamen Erfahrungen; s.u.) hinzugefügt.

Personen, die lediglich im selben Zeitraum geboren wurden (also die Mitglieder einer beliebigen Geburtsjahrgangsgruppe) bilden somit per se keine gesellschaftliche Generation. Eine Generation umfaßt eine bestimmte Kohorte, eine Kohorte jedoch nicht eine Generation. Dies läßt sich schon bei Mannheim (1928: 309) nachlesen. "[D]ie bloß chronologische Gleichzeitigkeit [reicht] nicht einmal dazu aus [...], eine verwandte *Generationslagerung* zu konstituieren" - geschweige denn einen *Generationszusammenhang*: "[D]er Generationszusammenhang [ist] noch mehr als die so umschriebene bloße Präsenz in einer bestimmten historisch-sozialen Einheit". Nur manchen Kohorten steht also die Bezeichnung 'Generation' zu³. Damit werden denn aber auch Termini wie 'Flakhelferkohorte' oder '68er Kohorte' vermieden.

'Gesellschaftliche Generation' ist ein Konzept, das ganz unterschiedlichen Zwecken dient. Hareven identifiziert gesellschaftliche Generationen über ihre gemeinsamen historischen Erfahrungen, während Leisering und Kaufmann auf ihre Position im sozialstaatlichen Umverteilungsregime rekurren⁴. Diese bei-

3 Vgl. auch unten die Ausführungen zu den politischen Generationen.

4 Hareven gehört dabei zu den Autoren, die den Kohortenbegriff präferieren: "A cohort consists of a more specific age group that has shared a common historical experience. Most important, a cohort is defined by its interaction with the historical

den Perspektiven werden hier mit den Begriffen 'politische Generation' und 'ökonomische Generation' belegt. Zusätzlich dazu wird hier vorgeschlagen, 'kulturelle Generationen' zu identifizieren.

Wenn Mannheim in seinem einflußreichen Beitrag aus dem Jahre 1928 von Generationen spricht, bezieht er sich auf **politische Generationen**. Dabei unterscheidet er - zunächst französische positivistische und deutsche romantisch-historistische Fragestellungen diskutierend - schließlich zwischen drei "Momente[n], die auf Grund einer abstrahierenden Analyse am Generationsphänomen als solchem ablesbar sind" (Mannheim 1928: 309): Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit. Eine *Generationslagerung* konstituiert sich über Personen, die zur selben Zeit in derselben historisch-sozialen Lebensgemeinschaft geboren wurden. Für diese Personengruppe ist der Generationenbegriff noch nicht angemessen. Eine Generationslagerung beinhaltet jedoch das Potential für einen Generationszusammenhang, d.h., aus einer Generationslagerung kann eine Generation entstehen. Ein *Generationszusammenhang* umfaßt Personen, die nicht nur zur selben Zeit in derselben historisch-sozialen Lebensgemeinschaft geboren wurden, sondern die an einem gemeinsamen Schicksal dieser historisch-sozialen Einheit partizipieren⁵. Generationskonstituierend sind insbesondere gesellschaftliche Großereignisse (z.B. Kriege, bedeutende soziale und geistige Umwälzungen, etc.). *Generationseinheiten* zeichnen sich schließlich aus durch "die weitgehende Verwandtschaft der Gehalte, die das Bewußtsein der Einzelnen erfüllen" (Mannheim 1928: 311). D.h., Generationszusammenhänge können Generationseinheiten mit ähnlichen Ansichten, Zielvorstellungen und Verhaltensweisen umfassen, die miteinander in Widerstreit stehen (s. auch Kohli 1996).

Mannheims formalsoziologischer Ansatz ist auch heute noch von großem Nutzen, wenn es darum geht, politische Generationen zu identifizieren bzw. zwischen bloßen Kohorten und politischen Generationen zu unterscheiden. Wenn man seine Begrifflichkeit auf die westdeutsche 68er Generation überträgt, kann man den zwischen 1940 und 1949 geborenen Westdeutschen eine gemeinsame

events that affect the subsequent life course development of that group" (Hareven 1995: 16). Kaufmann (1993: 97) stellt fest: "Der Begriff *Generationsverhältnisse* soll dagegen die für die Beteiligten nicht unmittelbar erfahrbaren, im wesentlichen durch *Institutionen des Sozialstaats* vermittelten *Zusammenhänge* zwischen den Lebenslagen und kollektiven Schicksalen unterschiedlicher Altersklassen oder Kohorten bezeichnen".

5 "Nicht eine jede Generationslagerung, also nicht etwa ein jeder Geburtsjahrgang schafft aus sich heraus neue, ihm angemessene Kollektivimpulse, Formierungstendenzen. Wenn dies geschieht, so wollen wir von einem Aktivwerden der in der Lagerung schlummernden Potentialität sprechen" (Mannheim 1928: 316; s. auch S. 310 und 180).

Generationslagerung zusprechen, wohingegen der Generationszusammenhang im Kern die damals mehr oder weniger Aktiven (überwiegend Studierende) umfaßt. Generationseinheiten stellen einerseits die politisch linken, systemkritischen Gruppen der außerparlamentarischen Opposition dar, andererseits aber auch konservative Kräfte wie der RCDS.

Kulturelle Generationen umfassen Kohorten, die sich durch spezifische (Lebens)Erfahrungen, Einstellungen und Stile charakterisieren lassen. Auch hierauf läßt sich Mannheims Terminologie anwenden. Auf den ersten Blick wäre die Mehrheit der oben aufgezählten Generationenetiketten solchen kulturellen Generationen zuzurechnen. Allerdings ist einige Skepsis angebracht, ob man hier tatsächlich von Generationen sprechen sollte. Es stellt sich die Frage, inwiefern Kohorten mit ähnlichen sozio-kulturellen Merkmalen den Stempel 'Generation' verdienen, wenn sie in der öffentlichen Arena nicht als kollektiver Akteur auftreten und auch kein spezifisches gemeinsames Generationsbewußtsein entwickelt haben⁶. Dazu kommt der Einwand, daß viele der oben genannten Bezeichnungen lediglich auf sehr kurzfristige Merkmale, fast möchte man sagen: Moden bezogen sind. Im Gegensatz dazu zeichnen sich gesellschaftliche Generationen dadurch aus, daß sich die spezifischen Gemeinsamkeiten einer bestimmten Kohorte signifikant von denen vorheriger und nachfolgender Kohorten unterscheiden, wobei diese Spezifika nicht nach kurzer Zeit abgelegt werden, sondern das gesamte Leben dieser Kohorte prägen.

Man täte also gut daran, auf die meisten der genannten Etiketten zu verzichten. Die Versuchung mag naheliegen, mit neuen Begrifflichkeiten auf sich aufmerksam zu machen und über eine Herausstellung von spezifischen Kleingruppen ganze Alterskohorten zu usurpieren. Es mag zutreffen, daß sich bestimmte Einstellungen oder Verhaltensweisen spezifischer Kleingruppen auch tendenziell bei den übrigen Mitgliedern dieser Alterskohorte erahnen oder sogar nachweisen lassen. Dennoch gehört, um wiederum auf Mannheim zu verweisen, deutlich mehr dazu, um den Begriff 'Generation(szusammenhang)' verwenden zu können. Insofern ist auch den Versuchen einiger Autoren mit Skepsis zu begegnen, eine sogenannte '89er Generation' zu identifizieren (vgl. auch Kohli 1996).

Als Beispiel für eine kulturelle Generation können wiederum die '68er' herangezogen werden. Dabei wird weniger ihr politisches Engagement als außerparlamentarische Opposition betont, sondern vielmehr ihre letztendlich erfolgreiche Propagierung einer wesentlich freieren Lebensführung - übrigens unterscheiden sie sich darin nicht nur von den vorherigen, sondern auch von den nachfolgenden Kohorten. Zwar sind die '68er' als politische Generation mehr

6 Damit soll nicht unterstellt werden, daß für die Verwendung des Generationenbegriffs ein Generationsbewußtsein zwingend notwendig ist. Man kann allerdings zwischen 'Generationen an sich' und 'Generationen für sich' unterscheiden.

oder weniger gescheitert. Als kulturelle Generation können sie jedoch einige Erfolge verbuchen. Gleichzeitig wird an diesem Beispiel deutlich, daß politische und kulturelle Generationen, sofern sie diese Bezeichnung verdienen, oftmals miteinander verknüpft sind.

Ökonomische Generationen manifestieren sich weniger über politische oder sozio-kulturelle Gemeinsamkeiten, sondern sie ergeben sich aus Kohorten mit spezifischen ökonomischen Chancen und Risiken. Die Lebenschancen dieser Generationsmitglieder werden durch spezifische strukturelle Bedingungen, sei es auf dem Arbeitsmarkt, sei es durch den Staat, sei es durch die Familie, beeinflusst. Diese Bedingungen können von den Generationen selbst generiert worden sein, sie können aber auch auf externe Ursachen zurückgehen. So ist z.B. der Eintrittszeitpunkt in den Arbeitsmarkt eine bedeutsame Determinante für Berufsverläufe. Je nach konjunktureller Phase, je nach Arbeitskräfteüberschuß oder -mangel (Stichwort Babyboomer), je nach spezifischer Wirtschaftsverfassung ergeben sich unterschiedliche Chancen und Risiken. Mitglieder geburtenstarker Jahrgänge sind einer größeren Konkurrenz um die zur Verfügung stehenden Bildungs- und Arbeitsplätze ausgesetzt als Mitglieder geburtenschwacher Jahrgänge. Gleichzeitig kann die Art der Güterproduktion, die Dominanz des primären, sekundären oder tertiären Sektors zum jeweiligen Berufseintrittszeitpunkt zu deutlichen Ungleichheiten zwischen Alterskohorten führen (Easterlin 1980, Blossfeld 1985). Man könnte argumentieren, daß solche arbeitsmarktbezogenen ökonomischen Generationen mehr untereinander als mit anderen Generationen in Konkurrenz stehen, so daß hier auch nicht von *Generationskonflikten* geredet werden sollte. Es existieren jedoch - z.B. beim 'Kampf' um Arbeitsplätze, bei der Auseinandersetzung darüber, ob man bei Neubesetzungen eher auf ältere Mitarbeiter oder auf jüngere externe Bewerber zurückgreifen sollte - auch Konkurrenzen zwischen solchen ökonomischen Generationen. Zudem weisen Mitglieder derselben ökonomischen Generation aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt häufig spezifische Ansichten über Produktionsweisen, Berufsverläufe, Karriereplanungen, etc. auf, wodurch sie sich als Gruppe von anderen ökonomischen Generationen unterscheiden und mit diesen dann entsprechende Auseinandersetzungen austragen (z.B. Hierarchiker vs. Teamarbeiter bei Konflikten um die Entbürokratisierung und Enthierarchisierung von Unternehmen).

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird der Generationenbegriff häufig in Zusammenhang mit (wohlfahrts)staatlichen Umverteilungsregimes verwandt. Dann ist vom 'Generationenvertrag' die Rede, wobei Konflikte bei der Verteilung von sozialstaatlichen Belastungen und Begünstigungen gerne mit dem (unsäglichen) Wort vom 'Krieg der Generationen' belegt werden. Demzufolge werden Beitragszahler und Rentempfänger häufig als ökonomische Generationen angesehen. Allerdings ist dies strenggenommen in den meisten Fällen nicht gerechtfertigt.

tigt. Zum einen werden Beitragszahler später selbst zu Rentenempfängern, und Rentner waren früher einmal Beitragszahler. Eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation über den gesamten Lebenslauf hinweg liegt hier somit nicht vor. Zum anderen rekrutieren sich weder Beitragszahler noch Rentenbezieher aus Mitgliedern weniger nebeneinanderliegender Geburtsjahrgänge. Eine 'Generation' der 16 bis 60jährigen widerspricht ebenso den oben aufgeführten Definitionen wie eine 'Generation' der 60 bis 100jährigen. Man kann jedoch von ökonomischen Generationen sprechen, wenn bestimmte Geburtsjahrgänge aufgrund wohlfahrtsstaatlicher Regelungen im Vergleich mit anderen Kohorten auf Dauer signifikant bevorzugt oder benachteiligt werden ('Gewinner' oder 'Verlierer' des Wohlfahrtsstaates; Thomson 1989, Leisering 2000). Dies trifft beispielsweise auf die derzeit jungen Arbeitnehmer zu, die bei höheren Beiträgen geringere Altersbezüge zu erwarten haben.

Mit der Bezeichnung 'ökonomische Generation' können schließlich auch Kohorten belegt werden, die aufgrund familialer Transfers besonders bevorzugt oder benachteiligt werden. So ist es in der 'alten' Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund fehlender Entwertungen aufgrund von Kriegen und Inflationen zu einer erheblichen Vermögensbildung gekommen. Damit hat sich eine Generation von vermögenden Erblässern herausgebildet, die mit einer Generation von Erben einhergeht (ausführlich: Kapitel 4). Es ist auch denkbar, daß bestimmte ökonomische Generationen eher in der Lage sind, ihren Kindern durch Investitionen in ihre Ausbildung zu sozialem und ökonomischem Aufstieg zu verhelfen, wodurch wiederum neue ökonomische Generationen gebildet werden.

Auch wenn die gesellschaftlichen Generationen weiterhin in politische, kulturelle und ökonomische Generationen aufgeschlüsselt werden, bedeutet dies nicht, daß diese nichts miteinander zu tun hätten. Die analytisch fruchtbare Unterscheidung impliziert keine Trennung von Personengruppen in dem Sinne, daß ökonomische Generationen nicht mit politischen und kulturellen zusammenfallen können. Im Gegenteil: Eine gesellschaftliche Generation bildet sich insbesondere dann heraus, wenn sich eine bestimmte Kohorte sowohl in ökonomischer als auch in politischer und kultureller Hinsicht von vorherigen und nachfolgenden Kohorten unterscheidet. Dies läßt sich gut am Beispiel der 68er Generation zeigen. Die Manifestation politischer und kultureller Generationen ist häufig auf ihre spezifische ökonomische Situation zurückzuführen. Die kollektiven Arbeitsmarktchancen einer Generation können zur Verfolgung konservativer oder alternativer Ideen und Ziele beitragen. Manches Mitglied der 68er Generation wurde aus einem ökonomischen Sicherheitsgefühl heraus politisch aktiv, während ein harter Wettbewerbsdruck auf dem Arbeitsmarkt mit verhältnismäßig hohen Arbeitslosenquoten kurz nach Ausbildungsende Schüler und Studie-

rende eher dazu bringt, sich vergleichsweise konform und leistungsorientiert zu verhalten⁷.

Übersicht 2.1: Familiäre und gesellschaftliche Generationen

Generationenkonzept	Personen(gruppe)	Ebene
Familiäre Generationen	Kind-Eltern (Dyaden) Kind-Eltern-Großeltern (Triaden)	Mikro
Gesellschaftliche Generationen - Politische Generationen - Kulturelle Generationen - Ökonomische Generationen	Kohorte(nsubgruppe)	Makro

2.1.2 Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen

Obwohl familiäre und gesellschaftliche Generationen grundsätzlich unterschiedliche Konzepte auf unterschiedlichen Ebenen darstellen, existieren zwischen ihnen wichtige Verbindungen. Daraus folgt für den Begriff, daß 'Generation' kein Homonym ist.

Im vorherigen Abschnitt wurde darauf hingewiesen, daß politische, kulturelle und ökonomische Generationen miteinander in Bezug stehen können. Dies gilt auch für familiäre und gesellschaftliche Generationen(beziehungen). Das heißt jedoch nicht, daß intergenerationale Beziehungen in der Familie *stets* in gesellschaftliche Generationenverhältnisse übersetzbar wären, bzw. daß z.B. gesellschaftliche Auseinandersetzungen zwischen Mitgliedern bestimmter Jahrgänge zwangsläufig in die Familie hineingetragen werden. Innerfamiliäre Konflikte werden nicht prinzipiell auch auf gesellschaftlicher Ebene ausgetragen, und öffentliche Generationenkonflikte manifestieren sich nicht generell innerhalb der Familie. Zudem liegen Familiengenerationen und Geburtsjahrgänge oftmals

7 Schimank (1996: 3) stellt fest: "Vor diesem Hintergrund lassen sich die 68er als Kohorte des akademischen Nachwuchses verstehen, die massiv unzufrieden mit den Verhältnissen im Bildungs- und Forschungssystem war - aber auf einem gesicherten Niveau an Ausbildungs-, Forschungs- und späteren Karrieremöglichkeiten. Die Hochschulen waren noch kaum überfüllt, vor allem sah man, daß in großer Zahl neue entstanden, und auch um zukünftige Arbeitsplätze brauchte man sich keine großen Sorgen zu machen. Derart - in der Rückschau - luxurierend läßt sich leicht kämpferisch auftreten".

quer zueinander. Hareven (1995: 16) weist darauf hin, daß Geschwister zu verschiedenen Kohorten mit unterschiedlichen historischen Erfahrungen und Ansichten gehören können. Im folgenden werden Verbindungen zwischen familialen und politischen bzw. kulturellen sowie zwischen familialen und ökonomischen Generationen aufgezeigt.

Familiale und politische bzw. kulturelle Generationen

Die Mitglieder politischer und kultureller Generationen sind während derselben historischen Zeit aufgewachsen. Sie haben ähnliche Erfahrungen gemacht und damit häufig auch ähnliche Ansichten, Zielvorstellungen und Verhaltensweisen entwickelt. Diese besonderen Erfahrungen und deren Folgen können von den gesellschaftlichen Generationen in ihre Familien hineingetragen werden und somit familiale Generationenbeziehungen prägen. Wer zu Kaiser Wilhelms Zeiten großgeworden ist, wer in der Weimarer Republik aufwuchs, wer zur NS-Generation gehört, wer als jugendlicher Flakhelfer gegen Ende des Zweiten Weltkriegs feindliche Jagdflieger abschießen sollte, wer sich als Student in Frankfurt oder Berlin an der außerparlamentarischen Opposition beteiligte oder wer den Bau oder Fall der Mauer als das ihn prägendste historische Ereignis ansieht, kann jeweils andere Eltern-Kind-Beziehungen führen.

Der Zusammenhang zwischen familialen Generationenbeziehungen und politischen bzw. kulturellen Generationen läßt sich gut am Beispiel der 68er Generation illustrieren. Der spezifische 'Zeitgeist', den die '68er' einerseits mitgeprägt haben und dem sie andererseits selbst unterworfen waren, hat entscheidend zur Ausbildung ihrer Weltansichten und Verhaltensweisen beigetragen. Damit können auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ausgetragene Konflikte in unausgesprochene Entfremdungen oder offene Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kindern überführt werden. Wer beispielsweise der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrer dominanten 'Ärmel-Aufkrempeln-Zupacken-Aufbauen-Generation' einen laxen Umgang mit moralischen Werten vorwarf, konnte sich nach der Demonstration durchaus in der Situation wiederfinden, entsprechende Auseinandersetzungen mit den eigenen Eltern zu führen⁸.

8 Die 'Ärmel-Aufkrempeln-Zupacken-Aufbauen-Generation' ist einem Lied von Franz-Josef Degenhardt mit dem Titel "vatis argumente" entlehnt. Hier wird auch das Zusammentreffen von familialen und gesellschaftlichen Generationenkonflikten deutlich. Die ersten Zeilen lauten: "also wenn vati loslegt / dann bringt er so seine / argumente / zum beispiel fall Dutschke / sagt vati / möchte ich gern mal mit sprechen / wirklich und wißt ihr / was ICH ihm dann sagen würde / lieber Rudi Dutschke / würde vati sagen / das ist ja alles ganz gut und schön / aber kaputt-schlagen / kann jeder / doch wie is denn mit / ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN". Das Lied endet mit "also wenn vati loslegt / dann

Dies ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Zum einen wirken gesellschaftliche Generationenverhältnisse in die Familie hinein. Zum anderen können Konflikte zwischen Eltern und Kindern im Rahmen von Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Generationen ausgetragen werden. Gesellschaftliche und familiäre Generationenkonflikte sind dann miteinander verwebt. Dabei existiert ein komplexes Bedingungsgefüge beim Aufeinandertreffen der Generationen. Man würde es sich beispielsweise zu leicht machen, wenn man innerfamiliäre Konflikte der 68er Generation vor allem auf eine NS-Vergangenheit ihrer Eltern zurückführen würde. Dagegen spricht zunächst, daß viele Eltern der 68er Generation eben nicht der NS-Generation angehören. Wenn man die Mitglieder der 68er Generation als die Geburtsjahrgänge 1940-49 identifiziert und dabei annimmt, daß deren Väter bei deren Geburt zwischen 20 und 50 Jahre alt gewesen sind, so sind die ältesten Väter der 68er Generation im Jahre 1890 geboren, wohingegen die jüngsten zum Jahrgang 1929 gehören. Eine Bandbreite von neun Jahren bei den Kindern ergibt also eine Bandbreite von 39 Jahren bei den Eltern. Damit gehören die Eltern der '68er' zur Wilhelminischen, zur Weimarer oder zur NS-Generation, und einige sind - obwohl es häufiger auf die älteren Brüder der '68er' zutrifft - der Flakhelfergeneration, also den zwischen 1926 und 1930 Geborenen, zuzurechnen (vgl. Bude 1987, 1995, 2000; Leggewie 1995).

Aber selbst wenn die Eltern der '68er' aufgrund ihres Geburtsjahrgangs am Nationalsozialismus beteiligt gewesen sein konnten, hat die 68er Generation die Auseinandersetzung mit ihren Eltern über deren persönliche Schuld häufig vermieden. Von vielen wurde die konkrete Vergangenheit der Eltern im Nationalsozialismus nicht einmal zur Sprache gebracht. Zum Teil werden die Eltern sogar vor den Fragen anderer (z.B. der ihrer Enkel, also den Kindern der '68er') in Schutz genommen⁹. Es sind eher die Enkel der NS-Generation, die von ihren Großeltern genau wissen wollen, was diese im Dritten Reich getan oder unterlassen haben. Für die Kinder der NS-Generation ist die direkte Auseinandersetzung mit deren Vergangenheit offenbar zu riskant. Bude (1995: 283-295) berichtet z.B. von einer '68erin', die sich lieber selbst als ihre Mutter fragt, was sie damals an ihrer Stelle getan hätte. Dabei tritt auch ein Selbstschutz der Tochter zutage. Rosenthal (1997: 61) dokumentiert anhand von biographischen Einzelinterviews und Familiengesprächen, "daß z.B. etliche Angehörige der sogenannten '68er Generation' entgegen ihrer Selbstwahrnehmung den Auftrag übernommen haben, ihre Eltern bei der Verhüllung ihrer Nazivergan-

fragt man sich immer / warum ist der bloß so wütend / hat er gemerkt / daß ihn keiner mehr / ernst nimmt".

9 Da bislang keine quantitativen Studien zu diesem Thema vorliegen, kann man das gesamte Ausmaß dieser durch qualitative Untersuchungen festgestellten Muster leider nicht bestimmen.

genheit zu unterstützen und sich andererseits als Antifaschisten zu präsentieren, um damit die Schuld der Eltern abzarbeiten"¹⁰.

Damit trugen viele '68er' einen doppelten Stellvertreterkonflikt aus. Einerseits setzten sie sich mit dem Nationalsozialismus auf der öffentlichen Ebene, also als gesellschaftliche Generation, auseinander - stellvertretend für die Befassung mit der konkreten Schuld der eigenen Eltern und stellvertretend für die eigenen Eltern, die sich selbst auch nicht damit beschäftigen (Bude 1995). Andererseits streiten sie sich mit ihren Eltern. Die Konflikte drehen sich jedoch eher um den freieren Lebensstil der *Kinder* denn um die belastete Vergangenheit der *Eltern*. Dies spricht eher für Verbindungen zwischen familialen und kulturellen als zwischen familialen und politischen Generationen¹¹.

Eine weitere, nicht zu vernachlässigende Ursache für besondere familiäre Generationenbeziehungen vieler 68er ist die lange Abwesenheit des Vaters aufgrund des Krieges und der nachfolgenden Gefangenschaft. Währenddessen hatten die Kinder und die Mutter häufig eine Art verschworene Gemeinschaft gebildet, wobei der Kriegsheimkehrer oftmals nur mehr als 'Onkel Vater' mit geringer Autorität und wenigen Befugnissen wahrgenommen wurde (vgl. Bude 1995). Auch dieses Beispiel verdeutlicht den Zusammenhang zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen.

All dies zusammengenommen kann man die These aufstellen, daß gerade die 68er Generation weniger gut mit ihren Eltern auskommt als die Mitglieder ande-

10 "In den nach den Einzelinterviews geführten Familiengesprächen wird deutlich, daß in diesen Familien die zweite Generation die Öffnung des Dialogs erheblich blockiert. Während die Großeltern teilweise signalisieren, über ihre Teilnahme an Nazi-verbrechen sprechen zu wollen und auch die Enkel eine Bereitschaft zum Zuhören zu erkennen geben, wird dieses Gespräch oft von der mittleren Generation, d.h. den Angehörigen der '68er Generation' verhindert" (Rosenthal 1997: 61; s. auch Rosenthal 2000). Auch Schwartz (1986) findet anhand von Interviews mit 13 nicht-jüdischen, 40-50-jährigen Bostoner Deutsch-Amerikanern heraus, daß die Familiengenerationen über die nationalsozialistische Vergangenheit eher schweigen. Sie führt dies auf die Schmerzhaftigkeit solcher Gespräche zurück sowie auf das Bedürfnis der erwachsenen Kinder, eine positive Einstellung gegenüber ihren Eltern beizubehalten.

11 Man kann in diesem Zusammenhang argumentieren, daß die '68er' durch eine "rebellische Disposition" geprägt sind, die u.a. aus einer Diskrepanz zwischen einer "ungebundenen Kindheit und einer eingezwängten Jugend" herrührt. Als Kriegskinder waren sie relativ frei von elterlicher Kontrolle aufgewachsen, da sich diese zunächst um das Allernotwendigste zu kümmern hatten. Während ihrer Jugendphase und dem zunehmenden Wohlstand wurden die '68er' jedoch verstärkt in ihre Familien eingebunden: "Die Väter nervten die Familie mit ihren Endlos-geschichten aus dem verlorenen Krieg, und die Mütter fügten sich in stummer Geschäftigkeit ihrem Schicksal" (Bude 1995: 54, s. auch Preuss-Lausitz et al. 1983).

rer Geburtsjahrgangskohorten. Entfremdungen oder Auseinandersetzungen beruhen zwar häufiger auf unterschiedlichen Moralvorstellungen und Lebensstilen; allerdings spielt zumindest im Subtext häufig auch die nationalsozialistische Vergangenheit der Eltern(generation) eine Rolle. Für die empirischen Analysen zur affektiven Solidarität der Kind-Eltern-Beziehungen läßt sich somit die These aufstellen, daß die Mitglieder der 68er Generation weniger enge Beziehungen zu ihren Eltern angeben. Gleichzeitig müßten sich, wenn sich die These bewahrheiten sollte, die weniger engen Kind-Eltern-Beziehungen der 68er Generation auf den Westen der Republik beschränken.

Familiäre und ökonomische Generationen

Auch zwischen ökonomischen und familialen Generationen existieren bedeutende Verbindungen, und zwar wiederum in beide Richtungen. Die Akzeptanz des sogenannten öffentlichen 'Generationenvertrages' dürfte auch von den familialen Generationenbeziehungen abhängen (Kaufmann 1993; Kohli 1993, 1996). Demnach denken die Arbeitnehmer beim Entrichten ihrer Beiträge nicht nur an sich selbst. Junge Transferleister erkennen am Beispiel der eigenen Eltern und Großeltern die Notwendigkeit, diese zu unterstützen. Das Zahlen von Beiträgen fällt weniger schwer, wenn man dabei auch konkret die älteren Verwandten vor Augen hat. Insofern dürfte die affektive Solidarität zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern auch das Verhältnis zwischen ökonomischen Generationen beeinflussen.

Eine weitere Ursache für die Akzeptanz des Generationenvertrages und weiteres Indiz für den Zusammenhang zwischen familialen und ökonomischen Generationen sind intergenerationale Transfers zwischen Familienmitgliedern. Attias-Donfut (1995b) findet auf der Basis der französischen Dreigenerationenstudie empirische Belege für ein Kaskadenmodell. Finanzielle Transfers in der Familie werden vor allem von den Älteren geleistet. Die privaten Transfers verlaufen also in der umgekehrten Richtung wie die öffentlichen. Man kann somit schlußfolgern, daß die junge Generation einen Teil ihrer öffentlichen Transfers wieder von den eigenen Eltern und Großeltern zurückerhält. Die Jungen sind auch deshalb gegen Rentenkürzungen, weil sie dann selbst geringere finanzielle Unterstützungen von ihren Eltern zu erwarten hätten (s. Kohli 1997). Bei der Analyse der privaten intergenerationalen Transfers ist die Frage nach der Richtung der Haupttransferströme somit besonders wichtig.

Umgekehrt werden familiäre Generationenbeziehungen von wohlfahrtsstaatlichen Regelungen beeinflusst. Ein Indiz ist die Abhängigkeit privater von öffentlichen Transfers. Es existiert aber auch ein Zusammenhang zwischen staatlichen Umverteilungsregimes und der Bedeutung der Familie. So wird argumentiert, daß die Verlagerung von bislang der Familie zugeschriebenen

Aufgaben zum Staat die Familie geschwächt habe: Je mehr vom Staat geregelt und geleistet werde, desto weniger könne sich die Familie als eigenständiges System behaupten. Wenn z.B. bei Vererbungen Pflichtanteile festgelegt werden und damit die Entscheidungsvollmacht des Erblassers von staatlicher Seite eingeschränkt wird, würde dadurch die Autorität des Familienvorstands untergraben (z.B. Le Play 1871, Riehl 1922, Janowitz 1976; vgl. Kohli 1997). Gleichzeitig würde die Übernahme von ehemals familialen Aufgaben durch den Wohlfahrtsstaat dazu führen, daß die Familienbindungen für die Menschen unwichtiger werden - immerhin sei ihre eigene materielle Sicherheit und ihr persönlicher Lebensstandard nicht mehr in demselben Maße wie früher von Unterstützungsleistungen ihrer Angehörigen abhängig. Im Gegensatz dazu kann man jedoch die These aufstellen, daß der öffentliche Generationenvertrag die innerfamilialen Bindungen tatsächlich fördert (Kaufmann 1993). Durch die öffentlichen Transfers wird die Familie entlastet, wodurch die familialen Generationenbeziehungen konfliktärmer und stabiler werden. Als kleiner Vorgriff auf Kapitel 5 sei hier das empirische Ergebnis genannt, daß ein geringerer Lebensstandard (bzw. eine geringere Zufriedenheit damit) mit einer weniger engen Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern einhergeht. Dies ist ein Beleg dafür, daß ein ökonomischer Bedarf von Angehörigen die familialen Beziehungen beeinträchtigt. Öffentliche Transfers tragen damit durch ihre Entlastungsfunktion tatsächlich zu einer Stabilisierung familialer Generationenbeziehungen bei.

Das Konzept der ökonomischen Generationen läßt sich auch auf Kohorten anwenden, die spezifischen Arbeitsmarktbedingungen ausgesetzt sind. Hier sind ebenfalls Einflüsse in beide Richtungen denkbar. Familiäre Generationen können ökonomische Generationen prägen. Die Bildungsaspirationen, -entscheidungen und -investitionen der Eltern können für ihre Kinder zu spezifischen Konkurrenzen innerhalb von und zwischen ökonomischen Generationen führen. Je mehr Zeit, Geld und Ansprüche Eltern in ihre Kinder investieren, um so größer ist die spätere Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt um die begehrten Arbeitsplätze, und um so häufiger wird es zu Nichtübereinstimmungen zwischen erworbenen und erforderlichen Qualifikationen kommen (vgl. Szydlík 1997c). Je größer die Konkurrenz innerhalb einer jungen ökonomischen Generation ist, um so größer wird auch der Druck auf ältere ökonomische Generationen ausfallen, ihre Positionen schneller zu räumen.

Umgekehrt können sich ökonomische Generationen auch in den Eltern-Kind-Beziehungen widerspiegeln. Ökonomische Generationen mit besonders ungünstigen Arbeitsmarktbedingungen, so die These, belasten ihre Familienbeziehungen entsprechend stärker, und zwar sowohl in emotionaler als auch in materieller Hinsicht. Private intergenerationale Transfers hängen insbesondere von der wirtschaftlichen Lage der Familienangehörigen ab (Kapitel 4). Man kann daher unterstellen, daß geburtenstarke Jahrgänge aufgrund der größeren Konkurrenz

auf dem Arbeitsmarkt und den damit einhergehenden größeren Risiken (Arbeitslosigkeit, Dequalifizierung, lange Ausbildungszeiten als Warteschleife) insgesamt weniger intergenerationale Transfers leisten und mehr Unterstützungen erhalten. Ein größerer Arbeitsmarktdruck beeinflusst jedoch nicht nur die funktionale, sondern auch die affektive familiäre Generationensolidarität. Empirische Analysen belegen, daß die objektiven und subjektiven Folgen von Arbeitslosigkeit auch von den anderen Haushaltsmitgliedern einschließlich der Kinder getragen werden (Hess et al. 1991, Landua 1991). Dies wird eindrucksvoll durch die in Kapitel 6 dokumentierten Analysen bestätigt.

Volkswirtschaftliche Umstrukturierung wie z.B. die Verkleinerung des primären Sektors im Zuge von Modernisierungsprozessen wirken sich ebenfalls häufig auf familiäre Generationenbeziehungen aus. Ökonomischer Streß, so hat eine Studie über Farmer im mittleren Westen der USA ergeben, führt zu Depression und Entmutigung der Eltern, was wiederum größere Ehekonflikte und Probleme bei der Kindererziehung zur Folge hat (Conger et al. 1992, 1993). Die erwachsenen Kinder von Farmern bzw. Bauern sind zudem, wenn der elterliche Hof keine Zukunft mehr bietet, oft zur geographischen und sozialen Mobilität gezwungen. D.h., die erwachsenen Kinder und deren Eltern leben weiter voneinander entfernt, und sie gehen nun auch anderen Berufen nach, was die Distanz ebenfalls vergrößert (s. Elder 1974; Elder et al. 1993; Elder, Meier 1997; Brauer 1995).

Eine weitere Verbindung zwischen ökonomischen und familialen Generationen läßt sich bei Vererbungen ausmachen. Aufgrund des immensen Vermögenszuwachses in der 'alten' Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg sehen sich vermögende Erblasser in der Lage, die Beziehung zu ihren Kindern und Enkeln über das potentielle Erbe zu beeinflussen. Sei es ausgesprochen oder nicht, sei es ständig bewußt oder nicht: Auch die Kinder und Enkel dürften die Beziehung zu ihren Eltern und Großeltern aufgrund einer möglichen größeren Erbschaft anders wahrnehmen und gestalten, als wenn sie nichts zu erwarten hätten (vgl. Kosmann 1998). Kohli (1991: 292) schätzt denn auch die Kontrolle über das Erbe als wirkungsvolles Machtinstrument in den familialen Generationenbeziehungen ein. Ähnliches dürfte für die Aussicht auf private Transfers zu Lebzeiten gelten.

2.2 Familiäre Generationensolidarität

Mit der vorliegenden Studie soll ein umfassendes Bild über intergenerationale Beziehungen unter Erwachsenen in der Bundesrepublik Deutschland gezeichnet werden. Eine allgemeine Theorie der familialen Generationenbeziehungen existiert bislang nicht und kann aufgrund der gegenwärtigen Forschungslage hier

auch nicht entwickelt werden. Je nach Dimension stehen unterschiedliche Gesichtspunkte bzw. Untersuchungsfragen im Zentrum des Interesses, so daß beispielsweise eine Konzentration auf die Frage, *warum* Individuen Generationenbeziehungen aufrechterhalten, eine unglückliche Reduktion auf eine einzige Perspektive darstellen würde. Das heißt, es werden hier eine ganze Reihe von Fragen aufgeworfen (u. a. zu monetären Transfers, Erbschaften, Beziehungsenge und Entwicklungen von Generationenbeziehungen im Zuge der Transformation), die jeweils eigener theoretischer Einbettungen bedürfen. In Hinblick auf monetäre Transfers zu Lebzeiten geht es auch um die Frage, warum welche Angehörige solche Unterstützungen leisten. Noch wichtiger sind in diesem Zusammenhang jedoch die Auswirkungen auf die individuelle Wohlfahrt und allgemein auf soziale Ungleichheit. Dies gilt noch mehr für Erbschaften. Es ist zwar nicht unwichtig, aus welchen individuellen Motiven heraus Personen etwas vererben, und auf diese Motive wird entsprechend eingegangen werden. Als noch bedeutsamer erachte ich jedoch die Auswirkungen der Erbschaften auf soziale Disparitäten. Dabei steht die forschungsleitende Frage im Mittelpunkt, inwiefern bestimmte Bevölkerungsgruppen mehr oder weniger große Chancen haben, etwas zu erben.

Somit wird einerseits in den einzelnen Kapiteln versucht, die für die jeweilige Fragestellung angemessenen theoretischen Perspektiven aufzuzeigen, zu diskutieren, in die Hypothesenbildung zu integrieren, zu operationalisieren und schließlich anhand der empirischen Befunde zu kritisieren. Andererseits wird im folgenden angestrebt, einen konzeptionellen Rahmen für die einzelnen Aspekte familialer Generationensolidarität und ihrer Determinanten zu entwerfen. Der erste Schritt besteht darin, den Solidaritätsbegriff zu klären und zu diskutieren, inwiefern die diversen Aspekte familialer intergenerationaler Solidarität grundsätzlichen Dimensionen zugewiesen werden können. Darüber hinaus wird die Generationensolidarität mit einer Ambivalenzhypothese in Verbindung gebracht. Im zweiten Schritt wird dann ein heuristisches Mehrebenenmodell intergenerationaler Solidarität vorgestellt, das als theoretische Grundlage für die folgenden empirischen Analysen fungieren wird.

2.2.1 Solidarität und Ambivalenz

Solidarität

Solidarität ist, ähnlich wie Generation, ein schillernder Begriff. Er wird ebenso häufig gebraucht wie selten definiert. Auch im Zusammenhang mit Generationenbeziehungen ist oft von Solidarität die Rede, wobei nur in Ausnahmefällen genauer spezifiziert wird, was damit genau gemeint sein soll. Meistens wird

eine Art Alltagsverständnis von Solidarität unterstellt, wobei dann je nach spezifischem Untersuchungsaspekt pauschal die Existenz oder Abwesenheit einer Generationensolidarität festgestellt wird.

Der Begriff findet sowohl im Zusammenhang mit gesellschaftlichen als auch mit familialen Generationen Verwendung. In Hinblick auf gesellschaftliche Generationen fällt der Solidaritätsbegriff vor allem in Diskussionen um den sogenannten öffentlichen Generationenvertrag. Zuweilen wird die öffentliche Umverteilung von finanziellen Leistungen per se als ein Akt einer Generationensolidarität verstanden, ohne daß die Beitragszahler notwendigerweise mit diesen Abgaben einverstanden sein müssen. Manche Texte und Äußerungen lassen sich hingegen so interpretieren, daß von einer Generationensolidarität erst dann die Rede sein kann, wenn die jungen Beitragszahler voll und ganz hinter ihren pflichtgemäßen Leistungen stehen.

Auch in Bezug auf familiäre Generationen wird der Bedeutungsgehalt des Solidaritätsbegriffs nur selten geklärt. Dabei wird hier die Vielschichtigkeit des Begriffs besonders deutlich. Im Unterschied zur häufigen pauschalen und unreflektierten Verwendung des Solidaritätsbegriffs in Hinblick auf Familiengenerationen bietet jedoch die Forschungsgruppe um Vern L. Bengtson eine Spezifikation an. Dabei werden nicht weniger als sechs unterschiedliche Solidaritätsdimensionen aufgeführt. Der Begriff selbst wird allerdings nur knapp und allgemein definiert: "For the sake of clarity, we employ 'solidarity' (...) as a meta-construct subsuming characteristics of intergenerational bonds in families" (Roberts et al. 1991: 12). Viel ausführlicher wird auf die propagierten sechs Dimensionen eingegangen, die mit 'associational', 'affectual', 'consensual', 'functional', 'normative' und 'structural solidarity' angegeben werden (s. auch Bengtson, Roberts 1991, Lawton et al. 1994b)¹². Dies schließt natürlich nicht aus, daß diese Dimensionen zum Teil miteinander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen.

Der Vorschlag von Bengtson und seinen Koautoren hat den Vorteil, daß familiäre intergenerationale Solidarität über eine Reihe von Dimensionen konzeptionalisiert wird. Damit wird der angesprochenen Vielschichtigkeit Rechnung

12 In anderen US-amerikanischen Publikationen (s. z.B. Atkinson et al. 1986; Roberts, Bengtson 1990) wird intergenerationale Solidarität anhand von drei Kategorien gemessen, nämlich anhand von 'affection', 'association' und 'attitudinal consensus'. Unter 'association' werden gemeinsame Aktivitäten gefaßt (z.B. die Häufigkeit von Besuchen, gemeinsamen Urlaube etc.). 'Attitudinal consensus' wird z.B. über die Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern hinsichtlich religiöser und politischer Fragen operationalisiert. 'Affection' schließlich umfaßt z.B. Variablen wie das Verständnis, das Vertrauen, die Fairness, den Respekt und die Zuneigung von Eltern gegenüber ihren Kindern (Roberts, Bengtson 1990: S15). Zur Kritik an diesem Solidaritätskonzept s. auch Sprey (1991).

getragen. Die Aufteilung in die propagierten sechs Dimensionen ist jedoch problematisch. Die sogenannten 'structural', 'normative' und 'consensual solidarities' sind begrifflich mißverständlich und rekurrieren auf einen viel zu breiten, fast möchte man sagen: beliebigen Solidaritätsbegriff. Es wird vor allem nicht unterschieden zwischen dem Potential für Solidarität und Solidarität an sich. Dagegen lassen sich mit der 'funktionalen', 'affektiven' und 'assoziativen Solidarität' die intergenerationalen familialen Solidarbeziehungen in der Tat gut auf den Begriff bringen. Dies soll im folgenden erläutert werden.

'*Structural solidarity*' wird von Bengtson und Roberts (1991: 857) gefaßt als "Opportunity structure for intergenerational relationships reflected in number, type, and geographic proximity of family member". Es wird damit also die Möglichkeit bzw. das Potential für solidarische Generationenbeziehungen angesprochen. Hierfür ist m.E. der Solidaritätsbegriff nicht geeignet. Es macht Sinn, prinzipiell zwischen Solidarität und dem Potential dafür zu unterscheiden. Angehörige, die in der Nähe wohnen, sind nicht notwendigerweise in irgendeiner Art und Weise miteinander verbunden. Sie können letztendlich nichts miteinander zu tun haben (vgl. Mayer, Schwarz 1989: 148). Insofern stellt die Wohnentfernung weniger eine Dimension als ein Potential für familiäre Solidarität dar. Sie bietet Gelegenheiten für eine ganze Reihe von Aspekten der Familiensolidarität. So sind beispielsweise bestimmte Hilfeleistungen an den persönlichen Kontakt gebunden, der bei großen räumlichen Distanzen vergleichsweise selten aufgenommen werden kann¹³. Ein weiteres Solidaritätspotential sind Generationenstrukturen, also das Vorhandensein und die Anzahl von Verwandten anderer Generationen (z.B. Großkel, Enkel, Kinder, Eltern, Großeltern, etc.). Damit ist gleichzeitig die gemeinsame Lebenszeit der Familiengenerationen angesprochen, d.h., die potentielle zeitliche Dauer familialer Solidarität.

'*Normative solidarity*' wird definiert als "strength of commitment to performance of familial roles and to meeting familial obligations" (Bengtson, Roberts 1991: 857). Sie beschreibt also, inwiefern sich Individuen zur privaten Solidarität verpflichtet fühlen. Inwiefern sind Familienmitglieder der Überzeugung, daß sie sich gegenseitig helfen sollten? Gehen die Angehörigen davon aus, daß Hilfeleistungen per se direkt, unverzüglich und ohne Reziprozitätskalkül zu gewähren sind, oder sind damit auch Erwartungen in Hinblick auf Gegenleistungen verbunden? In welchem Ausmaß fühlen sich beispielsweise Eltern immer noch für ihre Kinder verantwortlich, auch wenn diese längst erwachsen sind? Die sogenannte 'normative solidarity' fokussiert jedoch nicht auf die Beziehungen zu den einzelnen Enkeln, Kindern, Eltern, Großeltern, etc., sondern auf generelle Einstellungen zur Familie (vgl. Silverstein et al. 1994: 252).

13 Unter 'structural solidarity' wird auch eine Koresidenz gefaßt. Im Gegensatz dazu wird hier die Koresidenz jedoch der funktionalen Solidarität zugerechnet (s.u.).

Sie stellt eine allgemeine Maxime dar, die nicht notwendigerweise mit tatsächlichen Handlungen übereinstimmt (Lawton et al. 1994b: 35). Damit liegt hier wiederum 'lediglich' ein Solidaritätspotential vor, jedoch noch nicht Generationensolidarität an sich.

'*Consensual solidarity*' umschreibt Gemeinsamkeiten der Individuen in Hinblick auf Einstellungen, Ansichten und Meinungen. Inwiefern stimmen die Familienangehörigen in bezug auf politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen überein? Sind sie z.B. in Hinblick auf politische Parteien, Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften oder Kirchen derselben Meinung? Präferieren sie dieselben Wertorientierungen und Lebensstile, oder zeigen sich hier große Diskrepanzen? Zwar werden bei der Ermittlung einer 'konsensuellen Solidarität' die Ansichten bestimmter Angehöriger miteinander verglichen. Die Meinungsäußerungen selbst beziehen sich jedoch nicht auf einen bestimmten Verwandten einer anderen Generation. Es existiert ein Konsens über ein bestimmtes Thema, mehr aber auch nicht. Ein solcher Konsens kann zu einer familialen Generationensolidarität beitragen, muß es aber nicht. Zudem ist gut möglich, daß sich die Familiengenerationen selbst noch nie über dieses Thema unterhalten haben und daß sie noch nicht einmal ihre jeweiligen Ansichten darüber kennen.

Im Wörterbuch der Soziologie (Hartfiel, Hillmann 1982: 690) wird 'Solidarität' allgemein definiert als "'Zusammengehörigkeit', Übereinstimmung, enge Verbundenheit, Gemeinschaftsbewußtsein, gemeinsames Handeln; Orientierungs- u. Verhaltensprinzip, das je nach weltanschaul.-ges.polit. Grundorientierung einen anderen Sinn erhält". Diese Definition beinhaltet bereits die beiden wesentlichen Elemente, die auch für den hier verwandten Solidaritätsbegriff zentral sind, nämlich einerseits ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und enger Verbundenheit, und andererseits spezifische Handlungen, spezifisches aufeinander bezogenes Verhalten. Solidarität kann sich damit ausschließlich über ein nahes Gefühl zu einer bestimmten Person manifestieren, ohne unmittelbar in tatsächliche Handlungen übergehen zu müssen. Umgekehrt kann sich Solidarität 'lediglich' über bestimmte Aktivitäten ausdrücken, mit dem letztendlich kein Gefühl enger Verbundenheit zu dieser Person einhergeht. In den meisten Fällen allerdings, so die These für die folgenden Analysen, treten Solidaritätsgefühl und solidarische Handlungen gleichzeitig auf. Sie können darüber hinaus sogar ein Bedingungsgefüge darstellen. Solidarische Handlungen beruhen dann u.a. auf einem emotionalen Verbundenheitsgefühl, und umgekehrt kann solidarisches Verhalten zur Herausbildung und Stärkung eines Solidaritätsgefühls beitragen. Dabei können sich entsprechende Aufwärts- oder Abwärtsspiralen ergeben. "Hält man sich an den Sprachgebrauch, dann ist mit Solidarität ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gemeint, das durchaus praktisch werden kann und soll" (Hondrich, Koch-Arzberger 1992: 12). Damit wird ein Teil des Bedingungsgefüges dargestellt. Vernachlässigt wird dabei jedoch, daß ein Gefühl der Ver-

bundenheit mit einer bestimmten Person auch durch ihr Handeln (z.B. Hilfeleistungen) ausgelöst und stabilisiert werden kann.

Familiale Generationensolidarität bezieht sich auf die familialen Generationenbeziehungen von Enkeln, Kindern, Eltern, Großeltern, usw. Damit ist hier jedoch nicht das Verhältnis zu diesen Personen ganz allgemein und insgesamt gemeint, sondern jeweils ganz bestimmte Generationenbeziehungen, also beispielsweise die Beziehung zwischen einer bestimmten erwachsenen Tochter und ihrem Vater. Intergenerationale familiäre Solidarität im engeren Sinne, und hierum geht es in dieser Studie, meint damit ein Verbundenheitsgefühl oder aufeinander bezogene Handlungen zwischen bestimmten miteinander verwandten Personen unterschiedlicher Generationen (mit 'verwandt' ist hier nicht 'blutsverwandt' gemeint; d.h., es sind z.B. auch Adoptivkinder eingeschlossen). Intergenerationale familiäre Solidarität im engeren Sinne ist damit prinzipiell interindividuell, persönlich und dyadisch (auch Triaden bestehen aus (drei) Dyaden).

Die familiäre Generationensolidarität umfaßt eine Vielzahl von Facetten. Diese lassen sich grundsätzlich drei Dimensionen zuordnen, nämlich der funktionalen, affektiven und assoziativen Solidaritätsdimension. Diese können in einem engen wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen, müssen es aber grundsätzlich nicht (vgl. die Darstellung der drei Solidaritätsdimensionen in Übersicht 2.3). Inwiefern sich funktionale, affektive und assoziative Solidaritätsdimensionen innerhalb der einzelnen familialen Generationenbeziehungen tatsächlich überlagern oder nicht, ist letztendlich eine empirische Frage (der in Abschnitt 3.5 der vorliegenden Studie nachgegangen wird). Die funktionale und assoziative Dimension rekurriert auf das Handlungselement von Solidarität, während die affektive Dimension auf die emotionale Verbundenheit abstellt.

Die **funktionale Solidarität** ist eine auf Handlungen bezogene Dimension familiärer Solidarität. Sie umfaßt drei 'Währungen' intergenerationaler Transfers, nämlich das Geben und Nehmen von Geld, Zeit und Raum (vgl. Soldo, Hill 1993). D.h., funktionale Solidarität kann wiederum in drei Subdimensionen differenziert werden, nämlich in monetäre Transfers, instrumentelle Hilfeleistungen und Koresidenz, also das Zusammenleben von Personen in derselben Wohnung¹⁴. Unter monetäre Transfers fallen freiwillige oder unfreiwillige

14 Allerdings kann man argumentieren, daß Koresidenz nicht gleichrangig mit den beiden anderen Transferarten ist, sondern dem Geben und Nehmen von Zeit und Geld nachgeordnet ist. Wer keine oder eine relativ geringe Miete zahlt (und sei es nur aufgrund der kostengünstigeren Haushaltsführung von Mehrpersonen- im Vergleich zu Einpersonenhaushalten), spart Geld, und wer aufgrund des Zusammenlebens beispielsweise weniger Zeit für Einkaufen, Waschen, Kochen und Putzen aufwenden muß, nimmt instrumentelle Hilfeleistungen an. Dies ist selbstverständlich kein Grund, die Bedeutung der Koresidenz zu unterschätzen. Rosenzweig (1991: 13) stellt in diesem Zusammenhang sogar fest: "When co-residence is also

Geldleistungen, die einmalig oder mehrmals beziehungsweise regelmäßig oder unregelmäßig gegeben werden können. Aber auch Sachgeschenke, Kredite, Bürgschaften und Vererbungen sind den finanziellen Leistungen zuzurechnen. Instrumentelle Hilfeleistungen beinhalten eine noch größere Bandbreite an Unterstützungen. Dazu zählen beispielsweise Hilfen im Haushalt, im Garten und bei Reparaturen, Besorgungen, Pflege, die Betreuung von Enkeln sowie Ratsschläge, Trost und Aufmunterung.

Die **affektive Solidarität** umschreibt Gefühlshaltungen. Ein Maß hierfür ist die emotionale Enge der Beziehung zwischen den Individuen (ausführlich: Abschnitt 5.1). Die affektive Solidarität bezieht sich auf das subjektive Zusammengehörigkeits- und Verbundenheitsgefühl von Personen. Sie beinhaltet Elemente der emotionalen Nähe und Zuneigung.

Die **assoziative Solidarität** bezieht sich auf gemeinsame Aktivitäten. Damit wird einerseits festgestellt, ob die Individuen überhaupt etwas miteinander zu tun haben, und falls ja, wie häufig sie in Kontakt stehen. Andererseits werden unter der assoziativen Solidarität unterschiedliche Kontaktformen subsumiert. D.h., stehen die Personen lediglich in telefonischem Kontakt, oder treffen sie sich auch? Sehen Sie sich mehr oder weniger zufällig, weil sie nicht weit entfernt voneinander leben, oder fahren sie gemeinsam in Urlaub?

Übersicht 2.2: Dimensionen familialer Generationensolidarität

- **Funktionale Solidarität:** Geben und Nehmen von Geld, Zeit und Raum (monetäre Transfers, instrumentelle Hilfeleistungen und Koresidenz)
 - **Affektive Solidarität:** Gefühl der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit von Personen (emotionale Nähe, Zuneigung, Gemeinschaftsgefühl)
 - **Assoziative Solidarität:** Gemeinsame Aktivitäten (Kontakthäufigkeit, Art der Kontakte)
-

included as a form of intergenerational support, whose financial magnitude is still elusive, it is clear that the financial support of parents for their adult children over their adult life-cycles may be of significantly more importance than are inheritances, apart from the issue of the timing of the two forms of transfers". Rosenzweig und Wolpin (1993) finden heraus, daß für junge Männer die Koresidenz mit ihren Eltern einen bedeutenden intergenerationalen Transfer darstellt. Damit wird zudem deutlich, daß sich die drei prinzipiellen 'Währungen' nicht immer trennscharf voneinander abgrenzen lassen. Auch instrumentelle Hilfeleistungen sind in finanzielle Transfers 'übersetzbar', wenn anstelle der unentgeltlichen Unterstützung fremde Helfer beauftragt werden müßten. Umgekehrt können die finanziellen Transfers zur Bezahlung von Hilfeleistungen verwandt werden.

Ambivalenz

Die Verwendung des Solidaritätsbegriffs bei Generationenbeziehungen hat kürzlich einige Kritik erfahren. Kurt Lüscher und seine Koautoren weisen vor allem auf die "moralisch positive Konnotation" hin, die mit dem Begriff häufig verbunden werde (Lüscher, Pajung-Bilger 1998: 26). "Negative aspects of family life typically are interpreted in this view as an absence of solidarity" (Lüscher, Pillemer 1998: 414). Als Alternative zur Solidaritäts- und Konfliktperspektive wird dabei propagiert, intergenerationale Beziehungen unter der allgemeinen heuristischen Hypothese der Ambivalenz zu betrachten: "Generationenbeziehungen implizieren und generieren Ambivalenzen. (...) Von Ambivalenzen soll in sozialwissenschaftlichen Analysen die Rede sein, wenn Polarisierungen des Fühlens, des Denkens, des Handelns, ferner Polarisierungen in sozialen Beziehungen und Strukturen sowie den sich daraus ergebenden personalen und gesellschaftlichen Entwicklungen als prinzipiell unauflösbar interpretiert werden" (Lüscher 2000)¹⁵.

M.E. ist dies eine fruchtbare Hypothese. Sie verdeutlicht, daß Generationenbeziehungen nicht harmonisch *oder* konfliktbeladen sind, sondern daß sie prinzipiell gleichzeitig beides beinhalten. Intergenerationale Beziehungen beinhalten Widersprüche, und sie haben diese Widersprüche auszuhalten. Ambivalenz findet sich in vielerlei Zusammenhängen (Lüscher, Pillemer 1998; Smelser 1998), aber familiäre Generationenbeziehungen sind hierfür ein besonders gutes Beispiel. Lüscher und Pillemer (1998: 417ff.) unterscheiden dabei vorläufig drei Aspekte intergenerationaler Ambivalenz. *Erstens* besteht ein unauflösbarer Widerspruch zwischen Abhängigkeit und Autonomie. Dies ist besonders dann der Fall, wenn man auf Hilfe angewiesen ist, sei es aufgrund finanzieller Engpässe der erwachsenen Kinder oder aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen der alten Eltern. *Zweitens* existieren widersprüchliche Normen in Hinblick darauf, wie Generationenbeziehungen geführt werden sollten. Hilfeleistungen entsprechen einer Solidaritätsnorm, allerdings wird hierbei häufig die Reziprozitätsnorm verletzt, wenn die Hilfe vorrangig in eine Richtung geht. Auch finden sich Hilfeleistende in einer Sandwich-Situation zuweilen im Dilemma wieder, Zeit für ihre Eltern oder ihre Kinder aufzubringen. Und *drittens* können Ambivalenzen auf Solidarität zurückgehen. Lüscher und Pillemer führen hier das Beispiel von erwachsenen Kindern auf, die ihre alten Eltern pflegen und sie gleich-

15 Der Ambivalenzbegriff wurde zunächst in der psychiatrischen Diagnostik analytisch umschrieben. Dabei wird deutlich, daß die Erfahrung von Ambivalenz und der Umgang damit relevant sind für die Konstitution personaler Identitäten. Die zunächst negative Bewertung des Begriffs wurde in der psychiatrischen Literatur im Zuge der Anerkennung der wichtigen Leistung des Individuums beim (pragmatischen) Umgang mit Ambivalenz überwunden (Lüscher 2000).

zeitig mißhandeln. Dabei würde gerade ein Abhängigkeits- und Ohnmachtsgefühl der Kinder zur physischen Gewalt gegenüber den Eltern beitragen.

Solidarität und Ambivalenz sind nicht alternative Zustände von Generationenbeziehungen. Begrifflich ist Ambivalenz der Solidarität vor- bzw. übergeordnet¹⁶. Generationenbeziehungen, dies als heuristische Hypothese, zeichnen sich durch Widersprüche aus, durch Dilemmata, durch per se nicht auflösbare Ambivalenzen. Solidarität kann die Folge eines produktiven Umgangs mit Ambivalenz sein. Das Aushalten, Einbringen und die Auseinandersetzung mit Ambivalenz sind wichtige Bedingungen andauernder, womöglich lebenslanger Solidarität. Die Anerkennung der in Generationenbeziehungen inhärenten Spannungen kann für die Beziehungspartner entlastend wirken. Wenn man versteht, daß die Gleichzeitigkeit und damit das Aushalten des inneren Widerspruchs von Nähe und Distanz, von Abhängigkeit und Eigenständigkeit, von Zusammengehörigkeitsgefühl und Freiheitsdrang, von Zu- und Abneigung, von Harmonie und Konflikt, von Verantwortung und Unabhängigkeit, von Loyalität und Opposition, von Verpflichtung und Eigeninteresse unauflösbarer Bestandteil von Generationenbeziehungen ist, kann dies zu einem Einlassen auf und einem produktiven Umgang mit Ambivalenz führen. Ambivalenz birgt damit nicht nur eine dauernd lauernde Gefahr der Auflösung familialer Solidarbeziehungen, sondern auch die Chance der Stabilisierung und Weiterentwicklung des Generationenverhältnisses. Daß damit auch Risiken einhergehen, versteht sich von selbst.

Solidarität ist also nicht mit Harmonie gleichzusetzen, und das Gegenteil von Solidarität ist nicht Konflikt. Solidarische Beziehungen zeichnen sich nicht durch eine Abwesenheit von Konflikten aus. Respektvolle Auseinandersetzungen zwischen Familienmitgliedern sind vielmehr Bestandteil und Chance aktiv gelebter Beziehungen. Sie bieten die Gelegenheit, gegensätzliche Positionen aufeinander treffen zu lassen und somit das Verhältnis am Leben zu erhalten, zu gestalten und weiterzuentwickeln (s. Stierlin 1976 sowie Kapitel 5). Wenn beispielsweise im folgenden die emotionale Nähe und Verbundenheit als eine Dimension familialer Solidarität untersucht wird, unterstellt dies nicht, daß enge Beziehungen konfliktfrei seien. Man kann hier vielmehr ein Bedingungsgefüge ausmachen. Wer Konflikte austrägt, zeigt sein Interesse am anderen einschließlich des Wunsches, die Beziehung weiterzuführen. Wer sich nichts mehr zu sagen hat, wer die Beziehung abgebrochen hat, streitet sich auch nicht mehr mit der anderen Person.

Harmonie und Konflikt sind somit zwei Seiten derselben Medaille Solidarität. Familiäre Generationenbeziehungen bedürfen eines ausgewogenen Verhältnisses

16 Lüscher (2000; Lüscher, Pajung-Bilger 1998: 158) unterscheidet vier Grundtypen im Umgang mit Ambivalenzen. Eine dieser Beziehungslogiken ist Solidarität, die anderen drei lauten 'Emanzipation', 'Kaptivation' und 'Atonisierung'.

dieser beiden Seiten. Das Generationenverhältnis kann durch das stete harmoniesüchtige Übertünchen von Differenzen genauso auseinanderbrechen wie durch ewige rücksichtslos ausgefochtene Konflikte. Der geeignetste Gegenbegriff für 'Solidarität' im hier verwandten Sinne ist somit wohl 'Autonomie'¹⁷. Generationenautonomie meint hier die Abwesenheit von Solidarität, mit der gleichzeitig eine Unabhängigkeit der Angehörigen unterschiedlicher Familiengenerationen einhergeht¹⁸.

Generationensolidarität soll hier zudem nicht per se als mit einer "moralisch positiven Konnotation" (Lüscher, Pajung-Bilger 1998: 26) behaftet verstanden werden. Es soll eben nicht prinzipiell heißen: je solidarischer, desto besser. Um auf das Beispiel der Beziehungsebene zurückzukommen: Verhältnisse zwischen erwachsenen Kindern und Eltern können auch *zu* eng sein, wenn sich Eltern(teile) zu stark an ihre erwachsenen Kinder klammern oder erwachsene Kinder aufgrund ihrer engen emotionalen Bindung zu den Eltern keinen Schritt in Richtung Eigenständigkeit unternehmen (ausführlicher dazu: Kapitel 5). Man könnte aus oberflächlicher Perspektive auch intergenerationale Transfers als Aspekt einer Generationensolidarität stets als positiv bewerten. Immerhin wird dabei häufig Angehörigen bei finanziellen Engpässen unter die Arme gegriffen. Allerdings werden solche Transfers, nicht zuletzt aufgrund der Manifestation von Abhängigkeit, häufig auch negativ bewertet (ausführlich: Kapitel 4).

Die wesentlichen Forschungsfragen im Zusammenhang mit der Ambivalenzhypothese lauten: Welche Ambivalenzen zeigen sich bei Generationenbeziehungen? Welche Bedeutung geben die Individuen welchen Ambivalenzen? Wie gehen sie damit um? Und vor allem: Was folgt daraus für die Generationensolidarität? Halten die Familiengenerationen die ihren Beziehungen innewohnenden Spannungen aus, oder scheitern sie letztendlich daran? Was geschieht, wenn die

17 Alternative Begriffe zu 'Autonomie' wie 'Vereinzelung' oder 'Atomisierung' werden hier nicht verwandt, um dem Gegensatz zwischen 'Solidarität' und 'Autonomie' keine normative Konnotation hinzuzufügen. 'Autonomie' ist im allgemeinen Sprachgebrauch ähnlich positiv besetzt wie 'Solidarität', wobei 'Vereinzelung' oder 'Atomisierung' negative Bewertungen beinhalten. Ein Gegensatzpaar mit negativer Konnotation, das jedoch einen ähnlichen Sachverhalt wie 'Solidarität vs. Autonomie' ausdrücken würde, wäre etwa 'Abhängigkeit vs. Vereinzelung'.

18 Dem widerspricht auch nicht, daß beispielsweise ökonomisch unabhängige Eltern gleichzeitig solidarisch zu ihren Kindern sein können, indem sie Transfers leisten. Immerhin wird durch die Transfers eine Verbindung zwischen den Generationen geknüpft. Außerdem kann man davon ausgehen, daß ohne jedwede (emotionale oder assoziative) Verbindung und ohne jedwede (normative oder juristische) Verpflichtung auch keine Transfers geleistet werden. Generationensolidarität und -autonomie stellen dabei strenggenommen Pole auf einem gedachten Kontinuum dar, von denen die einzelnen Generationenbeziehungen unterschiedlich weit entfernt sind.

Kinder erwachsen geworden und aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen sind: Führt die doppelte Herausforderung von "strukturell ungefestigter Beziehung" (Parsons 1942: 615f.) und Generationenambivalenz zu einem Abbruch der Beziehungen, oder zeigt sich eine fortwährende, vielleicht sogar lebenslange Generationensolidarität? Neben diesen beiden alternativen Szenarien kann man sich aber auch dazwischenliegende Mischformen vorstellen, die man mit dem Begriff 'gebrochene Solidarität' belegen könnte. Dieses dritte Szenarium beinhaltet zwei 'Unterszenarien': Einerseits sind Diskrepanzen zwischen den Solidaritätsdimensionen denkbar, d.h., eine Eltern-Kind-Beziehung könnte sich beispielsweise durch eine ausgeprägte affektive, aber eine schwache assoziative Solidarität auszeichnen. Man fühlt sich eng miteinander verbunden, aber man sieht sich nicht dauernd¹⁹. Thesen wie die von der "Intimität auf Abstand" (Rosenmayr, Köckeis 1961) oder der "inneren Nähe durch äußere Distanz" (Tartler 1961) weisen in diese Richtung. Andererseits kann man sich Pendelbewegungen zwischen den Polen 'Solidarität' und 'Autonomie' über die Zeit vorstellen, womit sich die Ambivalenzhypothese auch fruchtbar in Hinblick auf die Frage nach der Dynamik von Generationenbeziehungen erweist (Kapitel 6). Bevor man jedoch zu den entsprechenden empirischen Analysen kommt, ist es notwendig, weiteres theoretisches Rüstzeug bereitzustellen. Dazu gehört vor allem das Aufzeigen und die Diskussion verschiedener Determinanten für eine Generationensolidarität. Das im nächsten Abschnitt entwickelte heuristische Solidaritätsmodell kann dann auch dazu dienen, die vielfältigen Ambivalenzen familialer Generationenbeziehungen weitergehend zu systematisieren.

2.2.2 Ein theoretisches Modell familialer Generationensolidarität

Faktorengruppen

So wie sich die verschiedenen Aspekte familialer Solidarität in Dimensionen zusammenfassen lassen, so können auch die diversen Bedingungsfaktoren für Familiensolidarität bestimmten Gruppen zugeordnet werden. Im folgenden schlage ich hierfür vier Faktorengruppen vor, nämlich Opportunitätsstrukturen, Bedürfnisstrukturen, familiale Strukturen und kulturell-kontextuelle Strukturen. Dabei werden drei Analyseebenen voneinander unterschieden: Individuum, Familie und Gesellschaft (die individuellen Merkmale werden weiterhin in Opportunitätsstrukturen und Bedürfnisstrukturen differenziert)²⁰. Es wird unterstellt,

19 Die empirische Überprüfung dieser These erfolgt in Abschnitt 3.5.

20 Es handelt sich hier also um ein Mehrebenenmodell (s. z.B. Huinink 1995: 34ff. und die dort zitierte Literatur).

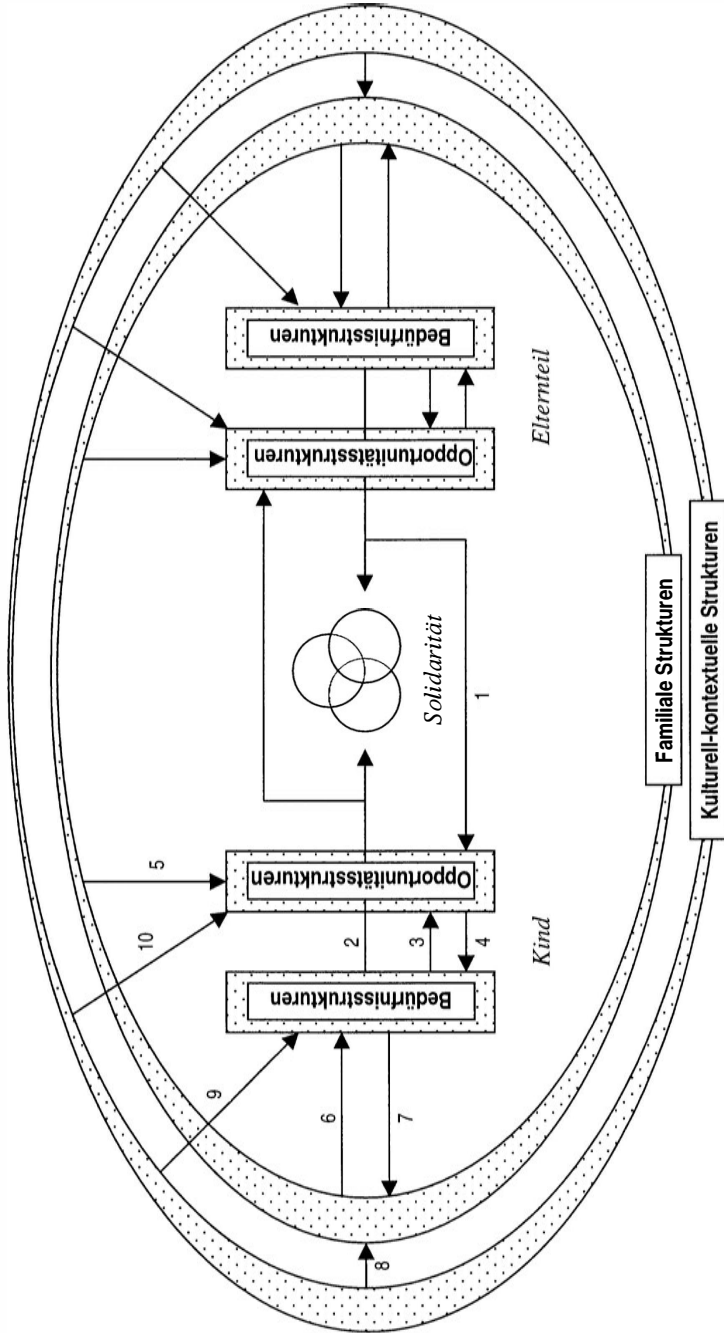
daß a) intergenerationale Beziehungen von den individuellen Möglichkeiten, Erwartungen, Wünschen und Bedürfnissen der einzelnen daran beteiligten Personen abhängen. Weiterhin spielen b) Merkmale der Familie eine große Rolle, innerhalb derer die Beziehungen zwischen den Generationen geführt werden. Dabei wird hier vom erweiterten Familienverband (im Unterschied zur Kernfamilie) ausgegangen. Einerseits beeinflussen die Individuen die Art und Weise der familialen Generationenbeziehungen. Andererseits existieren Normen in der Familie, wie Generationenbeziehungen gelebt werden sollten. Schließlich sind c) gesellschaftliche Faktoren zu berücksichtigen. Diese können die Individuen direkt ansprechen und damit deren Verhältnisse zu den Verwandten der anderen Generation beeinflussen. Sie können aber auch indirekt über die Familie wirken, wenn beispielsweise bestimmte Regeln in bezug auf familiäre Generationenbeziehungen vorgegeben werden. Alle vier Strukturarten umfassen Faktoren, die je nach Ausprägung solidaritätsfördernd oder -hindernd sein können.

Auf der Basis von Übersicht 2.3 werden im folgenden die vier Faktorengruppen, ihre Relationen untereinander sowie ihr Einfluß auf die Generationensolidarität näher beleuchtet. Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiäre und kulturell-kontextuelle Strukturen können für alle Solidaritätsaspekte genutzt werden. Dies bedeutet jedoch nicht, daß sie immer dieselben Einzelfaktoren umfassen. Um die Spezifität der Einzelfaktoren für den jeweiligen Solidaritätsaspekt herauszustellen, fokussiere ich hier auf eine bestimmte, nämlich die affektive Solidarität. Die empirischen Analysen dazu finden sich in den Kapiteln 5 und 6. Auf wesentliche Einzelfaktoren funktionaler Solidarität wird explizit in Kapitel 4 eingegangen.

Opportunitätsstrukturen ermöglichen, fördern, behindern oder verhindern soziale Interaktion. Wenn Beziehungen, seien es nun intergenerationale oder andere, intensiv sein sollen, müssen sie gepflegt werden. Diese 'Pfleger' braucht Gelegenheiten bzw. Ressourcen²¹. Eine wichtige Determinante ist hierbei die geographische Entfernung zwischen den Familiengenerationen. Sie stellt ein Potential für familiäre Solidarität dar. Einerseits können größere Entfernungen zu anderen Interaktionsformen führen (z.B. spontane oder geplante persönliche

21 Es wird hier also insofern ein Zusammenhang zwischen Ressourcen und Opportunitäten unterstellt, als daß Ressourcen zu Opportunitäten führen können. Wer mehr Zeit hat (Ressource), verfügt eher über die Möglichkeit (Opportunität), intergenerationale Beziehungen zu pflegen. Dabei zeigt sich auch die Ambiguität von solchen individuellen Merkmalen, die hier den Bedürfnisstrukturen zugerechnet werden. Variablen, die für die einen ein entsprechendes Bedürfnis signalisieren, können für die anderen Ressourcen bzw. Opportunitäten für die Beziehungspflege repräsentieren. Die empirischen Analysen verfolgen somit auch den Zweck, zwischen solchen Erklärungsalternativen zu diskriminieren.

Übersicht 2.3: Ein heuristisches Modell familialer Generationensolidarität



Treffen vs. Telefonate). Andererseits verringert eine größere räumliche Distanz die Möglichkeit, die Kinder bzw. die Eltern häufig und länger zu sehen und zu sprechen (vgl. DeWit et al. 1988; Frankel, DeWit 1989; Marbach 1994a). Somit kann man, auch in Anlehnung an die These von der strukturellen Isolation der Gattenfamilie (Parsons 1942, 1943), annehmen, daß eine geringere räumliche Entfernung zu engeren und größere Entfernungen zu geringeren Bindungen zwischen den Generationen führen. Dies bedeutet jedoch längst nicht, daß die intergenerationalen Beziehungen mit dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus abbrechen. Litwak (1960) argumentiert, daß die erweiterten Familienbeziehungen in industrialisierten, bürokratisierten Gesellschaften aufrechterhalten werden können, und zwar 1. aufgrund eines institutionellen Zwangs, die geographische Mobilität zu rechtfertigen, 2. aufgrund technologischer Weiterentwicklungen im Bereich der Kommunikationssysteme sowie 3. aufgrund der bedeutsamen Hilfsleistungen, die die erweiterte Familie der Kernfamilie bieten kann.

Als eine weitere mögliche Determinante kann die zur Verfügung stehende Zeit angeführt werden. Wer lange arbeitet, wer viel Zeit für Besorgungen, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Aus- und Weiterbildung oder Reparaturen verwendet, verfügt per se über weniger Ressourcen für soziale Interaktion mit den Verwandten der anderen Generation. Damit ist allerdings noch nicht geklärt, ob größere Zeitressourcen tatsächlich zu einer größeren Generationensolidarität beitragen. Wer mehr Zeit zur Verfügung hat, muß diese nicht mit den erwachsenen Kindern oder Eltern verbringen, und wer mehr Zeit mit den Angehörigen verbringt, muß sich nicht zwangsläufig enger mit ihnen verbunden fühlen.

Dabei stellen natürlich nicht nur die eigenen Zeitressourcen Gelegenheiten oder Hindernisse für die Generationensolidarität dar. Da familiäre intergenerationale Solidarität prinzipiell interindividuell, persönlich und dyadisch ist (s.o.), hängt sie von beiden Beziehungspartnern ab. Die Gelegenheiten und Entscheidungen der anderen Person determinieren auch die eigene Möglichkeit zur Solidarität - und umgekehrt. Sie sind somit als Teil der jeweiligen Opportunitätsstrukturen zu betrachten (Pfeil 1 in Übersicht 2.3).

Bedürfnisstrukturen zeigen an, inwieweit die Individuen ein Bedürfnis nach intergenerationaler Solidarität haben. Bedürfnisse können finanzieller Art sein, wenn beispielsweise Eltern nicht genug Rente beziehen oder Kinder studieren. Gesundheitliche Einschränkungen können ebenfalls dazu führen, daß Hilfe in Anspruch genommen werden muß, sei es beim Einkaufen, beim Gardinenwaschen und -aufhängen, beim Rasenmähen oder bei schwereren Krankheiten bis hin zu längerer Bettlägerigkeit. Schließlich sind emotionale Bedürfnisse zu nennen. Das Spektrum reicht vom allgemeinen Bedürfnis, Langeweile zu vermeiden über Bedürfnisse nach Verständnis und Anerkennung bis hin zum Bedürfnis, bei akuten Problemen (wie z.B. bei schwierigen Lebensentscheidungen

oder beim Verlust von engen Verwandten oder Freunden) Unterstützung zu erfahren²².

Dabei ist noch nicht ausreichend erforscht, inwiefern größere Bedürfnisse zu engeren oder flüchtigeren Beziehungen führen. Größere Bedürfnisse der Eltern rufen zwar durchaus Unterstützungsreaktionen der Kinder hervor (s. z.B. Clausen 1993: 123, Diewald 1993, Lang 1994). Dies muß jedoch nicht zwangsläufig eine engere Bindung nach sich ziehen. Wer eine engere Beziehung zu seinen Kindern bzw. zu seinen Eltern anstrebt, mag zwar entsprechende Annäherungen initiieren. Diese müssen jedoch nicht aufgenommen werden. Die neue Abhängigkeit kann veränderte Verhaltensweisen mit sich bringen, die die bisherige Beziehung destabilisieren. Größere Belastungen (z.B. größere finanzielle Zuwendungen oder Pflege) können das Verhältnis ebenfalls beeinträchtigen. Schließlich sind Entfremdungen auch aufgrund der verringerten gemeinsamen Aktivitätsmöglichkeiten möglich. Field et al. (1993) stellen fest, daß ältere physisch gesunde Personen sowohl häufigere familiäre Kontakte als auch engere intergenerationale Beziehungen aufweisen als solche, die krank sind (vgl. Wagner, Settersten 1994). Umgekehrt können größere ökonomische Ressourcen von Eltern die Kinder dazu bringen, ein engeres Verhältnis anzustreben. Dies trifft auch zu, wenn Eltern die Beziehung zu ihren Kindern über tatsächliche Transfers sowie das potentielle Erbe beeinflussen (z.B. Cox 1987; ausführlich: Kapitel 4).

Aus handlungstheoretischer Perspektive wird hier unterstellt, daß der primäre Auslöser für intergenerationale Solidarität individuelle Bedürfnisse sind (diese umfassen auch das Bedürfnis, Normen zu entsprechen). Generationensolidarität dient damit prinzipiell der Bedürfnisbefriedigung (Pfeil 2). Die Opportunitätsstrukturen stellen dann gewissermaßen einen Filter dafür dar, ob die Bedürfnisbefriedigung gelingen kann oder nicht. Wenn beispielsweise das Bedürfnis nach emotionaler Zuwendung durch häufige persönliche Kontakte besteht, ist die Befriedigung dieses Bedürfnisses durch ein bestimmtes Kind oder Elternteil von der Wohndistanz zu ihm abhängig.

Damit wird auch deutlich, daß Bedürfnis- und Opportunitätsstrukturen voneinander abhängig sein können (Pfeile 3 und 4). Bedürfnisse können Opportunitätsstrukturen beeinflussen, wenn zum Beispiel ältere Eltern mit gesundheitli-

22 In Anlehnung an die Ressourcenklassen von Foa und Foa (1980: 79) können folgende sechs Bedürfnisklassen unterschieden werden: Liebe (Zuneigung, Wärme, Trost), Status (Prestige, Respekt, Wertschätzung), Information (Ratschläge, Meinungen, Anweisungen, Aufklärung), Geld (auch Gutscheine u.ä.), Güter (Produkte, Gegenstände, Materialien) und Dienstleistungen (bzgl. des Körpers oder Besitzes einer Person; vgl. Lang 1994). Der Begriff 'Bedürfnisstrukturen' soll also nicht implizieren, daß hiermit lediglich emotionale Bedürfnisse gemeint wären. Vielmehr fällt darunter unter anderem auch ein ökonomischer Bedarf.

chen Beeinträchtigungen in die Nähe ihrer erwachsenen Kinder ziehen oder wenn erwachsene Kinder nicht weit von ihren Eltern wegziehen, um den persönlichen Kontakt aufrecht zu erhalten oder ihre Kinder von ihnen betreuen lassen zu können. Umgekehrt wirken sich Opportunitätsstrukturen auf Bedürfnisstrukturen aus, wenn beispielsweise Eltern, deren erwachsene Kinder weit entfernt leben, ihre emotionalen Wünsche zurückschrauben. Die Diskrepanz zwischen Wollen und Können führt dann dazu, daß Wünsche minimiert oder auf andere Personen verlagert werden (z.B. auf das im selben Haus lebende Kind, auf den Partner, auf andere Verwandte oder Freunde).

Familiale Strukturen schließen im Prinzip die gesamte Sozialisationsgeschichte ein. Hierunter fallen unter anderem frühere, zum Teil frühkindliche familiäre Ereignisse, die auch die Beziehung der erwachsenen Kinder und ihrer Eltern beeinflussen. Beispiele hierfür sind die Scheidung der Eltern, der Tod eines Elternteils, das Aufwachsen des Kindes bei nur einem oder gar keinem Elternteil oder physische und psychische Mißhandlungen (z.B. Maughan, Champion 1990). Rossi und Rossi (1990: 266) sowie Clausen (1993: 118f.) betonen, daß die späteren intergenerationalen Beziehungen nicht zuletzt vom frühen Familienleben abhängen. In Abschnitt 5.5 wird hierauf ausführlich eingegangen. Die familialen Strukturen beinhalten jedoch nicht nur Ereignisse, die die jeweiligen Angehörigen selbst erfahren haben. Die Entscheidungen, Handlungen und Erfahrungen früherer, mittlerweile lange verstorbener Vorfahren können sich ebenfalls auf die Generationenbeziehungen ihrer späteren Nachkommen prägend auswirken (z.B. Rosenthal 1997, 2000).

Zu den familialen Strukturen gehört insbesondere die erwartete und tatsächliche Rollenverteilung in Hinblick auf den Familienzusammenhalt. Es geht um die Frage, wem in der Familie die Aufgabe zugewiesen wird, den Kontakt mit den Verwandten außerhalb des eigenen Haushalts aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Kurz: Wer ist in der Familie dafür zuständig, für enge intergenerationale Beziehungen zu sorgen? Traditionell fällt diese Aufgabe den Frauen in der Familie zu, und eine Reihe von Untersuchungen belegen, daß die Funktion der familialen Integrationsfigur (*kinkeeper*) auch weiterhin vornehmlich von Frauen erfüllt wird. Dabei kümmern sich Frauen im allgemeinen nicht nur mehr um ihre Verwandten, sondern sie unterhalten auch insgesamt engere persönliche Beziehungen (z.B. Rosenthal 1985; Rossi, Rossi 1990: 279, 360f.; Clausen 1993: 118; Singly 1993; Troll 1993). Möglicherweise spielen hier auch biologische Ursachen eine Rolle sowie langfristige Folgen der früheren Mutter-Kind-Bindung. Immerhin verbringen Mütter im allgemeinen mehr Zeit mit ihren kleinen und heranwachsenden Kindern als Väter. Bei den folgenden Analysen dürfte also vor allem die Geschlechtsspezifität der Dyade eine wichtige Rolle spielen, d.h., handelt es sich bei den Eltern-Kind-Verhältnissen um Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern, Müttern und Söhnen, Vätern und Töchtern oder

Vätern und Söhnen - bzw. umgekehrt? In Verbindung mit der '*Intergenerational Stake*' Hypothese (Bengtson, Kuypers 1971; Giarrusso et al. 1995; ausführlich: Abschnitt 5.1) ist anzunehmen, daß die engsten intergenerationalen Beziehungen diejenigen zwischen Müttern und Töchtern sind, wohingegen sich die flüchtigsten familialen Generationenverhältnisse zwischen Söhnen und Vätern zeigen.

Weitere mögliche Determinanten sind die Anzahl der Familienmitglieder, das Vorhandensein von Kindern im Haushalt sowie die Existenz bzw. Anzahl von Geschwistern. Insofern wirken sich Familienstrukturen auf Gelegenheiten für Generationensolidarität aus (Pfeil 5). Einerseits kann man annehmen, daß eine größere Anzahl an Familienmitgliedern die Enge der Beziehung zu den einzelnen Angehörigen verringert, da die eigene Aufmerksamkeit und zur Verfügung stehende Zeit auf viele Personen verteilt werden muß (vgl. Troll 1993: 147). Andererseits könnte die Anzahl der Familienmitglieder aber auch positiv mit der Beziehungsenge korreliert sein, wenn in größeren Familien generell engere Familienbande aufgebaut und unterhalten werden. Wenn "Enkel für ihre Großeltern in der Regel eine erhebliche Anziehungskraft" besitzen (Marbach 1994a: 81), dürfte sich beim Vorhandensein von Enkeln auch die Beziehungsenge zu diesen Kindern erhöhen. Umgekehrt können aber auch Auseinandersetzungen um unterschiedliche Erziehungsstile sowie tatsächliche oder angenommene 'Vernachlässigungen' aufgrund der Enkel zu Spannungen führen. Zudem kann man die These aufstellen, daß Enkel zwar auf Großeltern eine große Anziehungskraft ausüben, daß aber aus der Sicht des erwachsenen Kindes die eigenen Nachkommen wichtiger sind als die Eltern (Abschnitt 5.1). Schließlich ist zu untersuchen, ob Geschwister einen Einfluß auf die (Enge der) Beziehungen zwischen Eltern und Kindern haben. Troll (1993: 153) stellt fest: "Zwei Drittel der untersuchten Familien sind durch Geschwisterbindungen verbunden. Die Bindungen zwischen Brüdern und Schwestern scheinen diejenigen zu sein, die fast immer den erweiterten Familienverband zusammenhalten, zumindest nach dem Tod der Großeltern".

Anhand der Übersicht soll verdeutlicht werden, daß die interindividuellen dyadischen Generationenbeziehungen von familialen Strukturen eingerahmt sind. Damit ist jedoch nicht gemeint, daß *dieselben* Familienstrukturen stets *in gleichem Maße* auf die beiden Individuen wirken. Es ist vor allem zu erwarten, daß zwischen Eltern und erwachsenen Kindern signifikante Differenzen existieren. So können unterschiedliche Sozialisationserfahrungen zu divergierenden geschlechts- und generationsspezifischen Rollenerwartungen führen. Zudem kann man im Sinne der genannten '*Intergenerational Stake*' Hypothese argumentieren, daß Eltern und erwachsene Kinder generell unterschiedliche Ansprüche an die Beziehung zueinander haben.

Familienstrukturen stehen in einem Wechselverhältnis mit den Bedürfnisstrukturen. In der Primärsozialisation werden die Grundlagen gelegt für den

Wunsch und das Bedürfnis nach Generationenbeziehungen im Erwachsenenalter. Ähnliches gilt für Rollenerwartungen an Töchter und Söhne, Mütter und Väter. Die Anzahl der anderen Familienangehörigen kann ebenfalls das Bedürfnis nach Solidarität in Hinblick auf einen bestimmten Angehörigen der anderen Generation beeinflussen (Pfeil 6). Umgekehrt gehen Familienstrukturen auch auf die individuellen Bedürfnisse nach Generationensolidarität zurück (Pfeil 7). Die Kinderanzahl ist hierfür ein gutes Beispiel. Zudem: Welche Bilder von typischen und erstrebenswerten intergenerationalen Verhältnissen innerhalb einer bestimmten Familie vorherrschen, hängt wesentlich von den tatsächlich gelebten sowie den erwünschten Beziehungen ab. Dabei versuchen die Individuen, ihre Chancen auf Bedürfnisbefriedigung dadurch zu erhöhen, indem sie sie als allgemeingültige Regelsätze in ihr Familiensystem implantieren (z.B. 'Töchter sollten ihre alten Eltern pflegen').

Kulturell-kontextuelle Strukturen stellen gesellschaftliche Rahmenbedingungen dar, innerhalb derer sich intergenerationale Beziehungen entwickeln und ausdrücken. Dazu gehören Bedingungen des Gesellschafts-, Wirtschafts- und Steuersystems, des Wohlfahrtsstaates und des Arbeits- und Wohnungsmarktes genauso wie die spezifischen Regeln und Normen von bestimmten Institutionen und Gruppen. Eine der zentralen Thesen der vorliegenden Studie ist, daß sich die unterschiedlichen Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik im Vergleich mit der 'alten' Bundesrepublik Deutschland in differierenden Ausprägungen familialer Generationensolidarität bemerkbar machen. Divergenzen zwischen ost- und westdeutschen Generationenbeziehungen sind in erster Linie auf unterschiedliche kulturell-kontextuelle Strukturen zurückzuführen.

Die kulturell-kontextuellen Strukturen manifestieren jedoch nicht nur Differenzen zwischen, sondern auch innerhalb politischer Ökonomien. Beispiele hierfür sind spezifische familiäre Generationenbeziehungen von gesellschaftlichen Generationen, von Angehörigen bestimmter Sozialschichten, von ethnischen Minoritäten sowie von Kirchenmitgliedern.

Im ersten Teil dieses Kapitels wurde auf vielfältige Verbindungen zwischen gesellschaftlichen und familialen Generationen hingewiesen. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Geburtsjahrgangskohorte kann die familiäre Generationensolidarität beeinflussen. Neben demographischen Besonderheiten wie der Anzahl der Verwandten können spezifische historische Ereignisse sowie 'Zeitgeiste' je nach Geburtskohorte zu unterschiedlichen Ansichten und Verhaltensweisen führen, die die familialen Generationenbeziehungen prägen. Damit erweist sich die Unterscheidung zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen als fruchtbar für die Hypothesengenerierung in Hinblick auf familiäre Generationensolidarität. Man kann z.B. die These aufstellen, daß die Mitglieder der 68er Generation vergleichsweise flüchtige Beziehungen zu ihren Eltern unterhalten (s. z.B. Clausen 1993: 114 sowie Abschnitt 2.1.2). Allerdings gilt diese These nur

für westdeutsche Generationenverhältnisse. Aufgrund des Fehlens einer 68er Generation in der DDR sollten die empirischen Analysen keine flüchtigeren Beziehungen der entsprechenden ostdeutschen Geburtsjahrgänge ergeben.

Die Schichtzugehörigkeit kann den Opportunitätsstrukturen zugerechnet werden, wenn es um Ressourcen für intergenerationale Transfers geht, sie ist aber auch ein Indikator für kulturell-kontextuelle Strukturen. Eine These lautet, daß höhere Bildungsschichten aufgrund eines höheren kulturellen Kapitals (Bourdieu 1983) 'pfleglicher' miteinander umgehen. Die geringeren ökonomischen Belastungen dürften ebenfalls eine große Rolle spielen. Francois de Singly (1993: 180f.) argumentiert, daß Eltern die Kinder präferieren, die ein höheres schulisches Kapital erworben haben. Moen (1993: 252) berichtet jedoch von Untersuchungen, nach denen Mütter und Töchter aus dem Arbeitermilieu im Unterschied zu Angehörigen der Mittelschicht "eine gute Beziehung" haben können.

Clausen (1993: 112) stellt fest, daß die Familiensolidarität in den USA unter lateinamerikanischen und asiatischen Familien wesentlich stärker ausgeprägt ist als in der weißen, angelsächsischen Bevölkerung (vgl. Rossi, Rossi 1990: 239ff. sowie Eichentopf 1991). Dabei sind differierende intergenerationale Beziehungen nicht zuletzt auf die jeweiligen besonderen Normen und Verhaltensweisen zurückzuführen. Ausgeprägte ökonomisch-utilitaristische Nutzenerwartungen der Eltern können zu Erziehungsstilen führen, die die Loyalität der Kinder zu ihnen fördern (Nauck 1989: 56, 54). Gleichzeitig tendieren Minoritäten (beispielsweise gleicher ethnischer Herkunft) dazu, untereinander engere Bindungen aufzubauen und zu pflegen (vgl. Liegle 1991).

Schließlich stellt die Konfessionszugehörigkeit einen nicht zu vernachlässigenden kulturellen Kontext dar. Insbesondere aktive Kirchenmitglieder, so die These, berichten aufgrund der expliziten und impliziten Ge- und Verbote (z.B. das Gebot, seinen Vater und seine Mutter zu ehren) von engeren intergenerationalen Beziehungen als Konfessionslose (vgl. Schmidtchen 1984).

In der Übersicht werden die kulturell-kontextuellen Strukturen als umfassender Rahmen für familiale, Bedürfnis- und Opportunitätsstrukturen dargestellt. Die Gesellschafts-, Wirtschaftssystem-, Kohorten-, Schicht-, Minoritäts- und Konfessionszugehörigkeiten sind potentielle Einflußfaktoren für Familienstrukturen wie Ehescheidung und Kinderzahl (Pfeil 8). Sie wirken sich auch auf das Bedürfnis nach Generationensolidarität aus, wenn beispielsweise der Bedarf nach finanzieller Unterstützung oder Pflege mehr oder weniger durch außerfamiliale Institutionen gewährleistet wird (Pfeil 9). Genauso sind Arbeitszeiten und geographische Mobilität - also Opportunitätsstrukturen wie Zeitressourcen und Wohnentfernungen zwischen Familiengenerationen - von ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen abhängig (Pfeil 10). Auch hierfür ist der Ver-

gleich zwischen der 'alten' Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik besonders instruktiv²³.

Ambivalenzen innerhalb und zwischen den Faktorengruppen

Im vorherigen Abschnitt wurde auf *Ambivalenzen* bei familialen Generationenbeziehungen hingewiesen. Übersicht 2.3 bietet m.E. ein hilfreiches Modell zur Systematisierung dieser Spannungen. Sie finden sich sowohl innerhalb als auch zwischen den vier Faktorengruppen.

Mit *Opportunitätsstrukturen* manifestieren sich letztendlich unauflösbare Entscheidungskonflikte zwischen Nähe und Distanz. Man kann nicht mit den Eltern im selben Haushalt und gleichzeitig weit entfernt von ihnen leben. Ähnliches gilt für den Umgang mit eingeschränkten Zeitressourcen. Ambivalenzen treten insbesondere bei den *Bedürfnisstrukturen* auf. Es existiert ein unauflösbarer Grundwiderspruch zwischen dem Bedürfnis der Generationen nach Verbundenheit und Autonomie. Erwachsene Kinder finden sich dann zwischen dem Wunsch nach Zugehörigkeit und dem nach Abgrenzung hin- und hergerissen. Bei ökonomischem Bedarf besteht eine Diskrepanz zwischen willkommener Hilfe und unwillkommener Abhängigkeit. Dies gilt auch bei einem Bedarf nach instrumentellen Hilfeleistungen. Ökonomische Bedürfnisse werden dann gestillt - allerdings auf Kosten des emotionalen Bedürfnisses nach Unabhängigkeit. Auch *Familienstrukturen* sind in sich ambivalent. Auf die unterschiedlichen Erwartungen von erwachsenen Kindern und Eltern an die Generationenbeziehung wurde bereits hingewiesen. Ein weiteres Beispiel sind ambivalente Gefühle erwachsener Kinder gegenüber ihren Eltern, wenn sie selbst Nachwuchs in die Welt gesetzt haben. Wenn sich die Großeltern dann um ihre Enkel kümmern, kann dies als willkommene Unterstützung, aber auch als unwillkommene Einmischung angesehen werden. Schließlich ist auf Ambivalenzen innerhalb von *kulturell-kontextuellen Strukturen* hinzuweisen. Ein Beispiel sind widersprüchliche gesellschaftliche Normen zur familialen Generationensolidarität. Einerseits sollten erwachsene Kinder und Eltern unabhängig voneinander sein, wobei sich insbesondere erwachsene Kinder von ihren Eltern abzunabeln haben. Andererseits sollten sie jedoch füreinander einstehen und engen Kontakt pflegen. Zudem sollte man beruflich flexibel und geographisch mobil sein, aber gleichzeitig sei-

23 Kulturell-kontextuelle Strukturen gehen letztendlich auf Entscheidungen und Handlungen von Menschen zurück. Sie werden u.a. von Familien-, Bedürfnis- und Opportunitätsstrukturen einschließlich der gelebten Generationensolidarität tangiert und generiert. Aus Gründen der Übersichtlichkeit sowie aufgrund der relativ geringen Einflußmöglichkeit einzelner Individuen und Familien auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen wird in der Übersicht auf einen entsprechenden Pfeil verzichtet.

nen Eltern persönliche Hilfeleistungen zuteil werden lassen, die im Endeffekt darauf beruhen, daß man nicht weit entfernt von ihnen wohnen bleibt.

Widersprüche zwischen *Opportunitätsstrukturen* auf der einen Seite und Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen auf der anderen Seite ergeben sich vor allem aus der Diskrepanz zwischen Können und Wollen bzw. Sollen. Was soll man tun, wenn man das Bedürfnis nach häufigen persönlichen Kontakten zu seinen Eltern hat, aber aus beruflichen Gründen weit von ihnen entfernt lebt? Wie soll man sich entscheiden, wenn die kranke Mutter gepflegt werden muß (und familiale bzw. kulturell-kontextuelle Normen dies nahelegen), man sich selbst jedoch nicht dazu in der Lage sieht? Es zeigen sich auch vielfältige Ambivalenzen zwischen *Bedürfnisstrukturen* einerseits und Opportunitäts-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen andererseits. Individuelle Bedürfnisse können Rollenerwartungen widersprechen, seien es solche, die allgemein gesellschaftlich vorgegeben sind, seien es solche, die sich im Familienzusammenhang herauskristallisiert haben. Ein gutes Beispiel ist hier die Pflege von alten Eltern. *Familiale Strukturen* können den anderen drei Faktorengruppen zuwiderlaufen. Dies gilt für die bereits angesprochenen Diskrepanzen zu Opportunitäts- und Bedürfnisstrukturen, aber auch in Hinblick auf *kulturell-kontextuelle Strukturen*. Wie Familien ihre Generationenbeziehungen definieren und ausgestalten möchten, muß überhaupt nicht mit gesellschaftlichen bzw. religiösen Erwartungen übereinstimmen. Ein gutes Beispiel für Diskrepanzen zwischen Familie und Gesellschaft, für Ambivalenzen zwischen familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen liefern dabei die Generationenbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik.

2.3 Familiäre Generationensolidarität in der DDR?

Wer sich heute mit Generationenbeziehungen in der DDR beschäftigt, betreibt historische Forschung. Die Deutsche Demokratische Republik existiert nicht mehr, und demgemäß gehören auch die besonderen Familienbeziehungen in der DDR in gewisser Weise der Geschichte an. Allerdings sind die heutigen ostdeutschen intergenerationalen Verhältnisse weiterhin von den Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik geprägt. Die Beschäftigung mit Familien-generationen in der DDR ist somit *erstens* unabdingbare Voraussetzung für die Erforschung heutiger ostdeutscher Generationenverhältnisse einschließlich der bisherigen und fortdauernden Veränderungen aufgrund des Transformationsprozesses. *Zweitens* bietet die DDR ein Gegenbild zur 'alten' Bundesrepublik bzw. zum westlichen Teil Deutschlands. Damit können auch die Charakteristika der westdeutschen Familienverhältnisse besser identifiziert werden. *Drittens* soll durch die Beschäftigung mit der Familie in der DDR als Folie für die 'alte' und

'neue' Bundesrepublik der Einfluß von systemspezifischen kulturell-kontextuellen Strukturen auf die familiäre Generationensolidarität herausgestellt werden - einschließlich der Verbindungen mit den anderen Faktorengruppen. Die DDR fungiert damit als Beispiel für eine Planwirtschaft, die BRD als Repräsentant eines marktwirtschaftlichen Systems. Und *viertens* erfolgt die Veränderung der Rahmenbedingungen in Ostdeutschland in Richtung der westdeutschen Verhältnisse. Die Befassung mit der DDR mit dem damit einhergehenden Vergleich mit der 'alten' Bundesrepublik eröffnet somit die Möglichkeit, zukünftige Entwicklungen zu prognostizieren. Dies kann natürlich nur auf Basis einer Rekonstruktion der Ausgangssituation, also der familialen Generationenbeziehungen in der DDR, erfolgen (vgl. Mayer 1995: 350).

Eine abschließende Beschreibung und Bewertung der intergenerationalen Verhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik einschließlich der historischen Entwicklungen kann hier nicht geleistet werden. Das Ziel ist es aber, wesentliche Aspekte herauszuarbeiten, wobei versucht wird, ein differenziertes Bild mit Schwerpunkt auf der DDR der 80er Jahre zu zeichnen. Dabei wird in zwei Schritten vorgegangen: Zunächst wird auf die Erwerbsbeteiligung von Frauen sowie auf demographische Besonderheiten eingegangen, und zwar insbesondere auf Fertilität und Familienstand. Damit sollen grundlegende Rahmenbedingungen identifiziert werden, die Folgen für die Beziehungen zwischen den Familiengenerationen hatten und weiterhin haben. Dann wird, auch auf der Basis des ersten Schrittes, versucht, den Generationenbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik anhand einer Gegenüberstellung von Argumenten für bzw. gegen eine besondere Generationensolidarität näherzukommen.

2.3.1 Frauenerwerbstätigkeit, Familienstand, Fertilität

Die Deutsche Demokratische Republik wies im Vergleich mit der 'alten' Bundesrepublik - und zum Teil auch im internationalen Vergleich - deutlich höhere Frauenerwerbs-, Heirats-, Scheidungs-, Alleinerziehenden- und Geburtsquoten auf. Gleichzeitig wurde in der DDR vergleichsweise früh geheiratet, es wurden relativ früh Kinder gezeugt, und nur wenige Frauen blieben kinderlos.

Die Planwirtschaft der DDR zeichnete sich durch eine der höchsten **Frauenerwerbsquoten** der Welt aus, während in der 'alten' und 'neuen' Bundesrepublik - auch im Vergleich mit anderen Marktwirtschaften - wesentlich weniger Frauen erwerbstätig sind²⁴. Im Jahre 1989 waren in der DDR beinahe neun von

24 Esping-Andersen (1990) führt die Bundesrepublik in seinen 'Three Worlds of Welfare Capitalism' nicht zuletzt aufgrund des Bestrebens, Frauen aus dem Arbeitsmarkt herauszuhalten, als Beispiel für ein konservatives Wohlfahrtsstaatsregime auf

zehn Frauen im Erwerbsalter berufstätig. In der 'alten' Bundesrepublik traf dies hingegen nur auf sechs von zehn Frauen zu. Zudem war die Arbeitszeit in der DDR deutlich länger als in der BRD (Kirner et al. 1990)²⁵.

Neben dem verfassungsmäßigen Gleichberechtigungsanspruch ging die hohe Frauenerwerbsquote der DDR vor allem auf das Ziel der maximalen Nutzung des Arbeitskräftepotentials zurück (z.B. Trommsdorff, Chakkarath 1996: 21). Auch und gerade hier zeigte sich das Primat der Wirtschaftspolitik mit seinen vielfältigen Auswirkungen auf die Familie²⁶. In Hinblick auf die Technologieentwicklung war die DDR im Vergleich mit Westdeutschland wesentlich weniger weit fortgeschritten, so daß der Produktionsfaktor Arbeit von entsprechend größerer Bedeutung war. Aufgrund von arbeitsorganisationalen Problemen (und z.T. auch Leistungszurückhaltungen) mußten zudem Arbeitskräfte über das im allgemeinen erforderliche Maß hinaus in den Betrieben und Kombinatn 'gehörtet' werden (s. z.B. Mayer 1995: 353). Zeitweilig standen somit, wie zum Beispiel bei Maschinenausfällen und Materialengpässen, zu viele Arbeitskräfte zur Verfügung. Wenn jedoch die monatliche 'Industrielle Warenproduktion' (IWP) als quantitative Erfassung der Bruttoproduktion nicht erreicht werden konnte, gab es eher zu wenige als zu viele Arbeitskräfte, so daß Überstunden, Wochenendarbeit oder sogar höhere Leistungen innerhalb der regulären Arbeitszeit in sogenannten 'Planerfüllungspakten' (Voskamp, Wittke 1991) ausgehandelt wurden (Szydlík 1993: 45ff.). Auch der umfangreiche Verwaltungs- und Sicherheitsapparat führte zu einem entsprechend höheren Arbeitskräftebedarf (z.B. Wendt 1991: 269).

Frauen wurde es mittels einer Reihe von arbeitsrechtlichen und betrieblichen Regelungen erleichtert, Familie und Beruf miteinander zu verbinden. Da man möglichst viele Frauen in den Produktionsprozeß einbinden wollte, gleichzeitig aber auch das Ziel verfolgte, eine hohe Fertilität zu gewährleisten, mußten in ausreichendem Maße Kinderbetreuungseinrichtungen zur Verfügung stehen. Damit Frauen vollzeit arbeiten konnten, mußte zudem für eine möglichst ganztägige Betreuung der Kinder gesorgt werden²⁷. Die hohe Erwerbsquote von

(im Vergleich mit dem liberalen Regime der USA und Großbritanniens und einem sozialdemokratischen Regime wie z.B. in Schweden).

25 Für einen Vergleich der Erwerbsquoten von Frauen und Männern in der DDR nach der Kohortenzugehörigkeit und dem Alter siehe Huinink et al. 1995b: 109.

26 Das heißt natürlich nicht, daß die Besonderheiten von Familien in der DDR durchweg auf wirtschaftspolitische Zielvorstellungen zurückzuführen sind. Neben historisch gewachsenen Spezifika sind vor allem nichtintendierte Konsequenzen politischer Vorgaben von Bedeutung. Dabei setzten sich Wertorientierungen und Verhaltensweisen durch, die den offiziellen Plänen und Vorgaben klar zuwiderliefen.

27 Weitere familienpolitische Maßnahmen zur Unterstützung von Schwangerschaften und Geburten lagen in einem relativ langen Schwangerschafts- und Wochenurlaub;

Frauen ging somit mit einer entsprechenden außerhäusigen Betreuung der Kinder einher. In der späten DDR stand für 80 Prozent der Kleinkinder ein Kinderkrippenplatz zur Verfügung - im Gegensatz zu unter vier Prozent in der 'alten' Bundesrepublik (darunter fallen sogar noch die Tagespflegestellen). Damit ist in Westdeutschland nur jede dritte Mutter mit Kindern in dieser Altersgruppe erwerbstätig (Liegle 1990: 385ff.; Wald 1993: 93; vgl. Dannenbeck, Keiser 1992)²⁸. Die hohe Frauenerwerbsquote in der DDR lag aber nicht nur an den offerierten Möglichkeiten zur Verbindung von Erwerbs- und Familienarbeit, sondern auch an der Notwendigkeit, einen entsprechenden Beitrag zum Haushaltseinkommen zu leisten.

Die Erwerbsquote hat zu einer vergleichsweise geringen geschlechtsspezifischen Ungleichheit in der DDR beigetragen (vgl. Wendt 1991). Allerdings war das Ziel einer Abschaffung der sozialen Disparitäten zwischen Frauen und Männern auch in der DDR längst nicht verwirklicht. Die allermeisten Frauen waren zwar erwerbstätig, aber die höheren Positionen in Wirtschaft und Politik blieben ihnen verschlossen (Sørensen, Trappe 1995a, b). Zwar lagen die Einkommenshöhen der Frauen mit durchschnittlich 85 Prozent der Männerverdienste deutlich über den 72 Prozent in Westdeutschland (Szydlik 1993). Dennoch existierte auch in der sozialistischen Planwirtschaft, die offiziell eine Überwindung der geschlechtsspezifischen Entgeltlücken propagierte²⁹, eine deutliche Diskrepanz zwischen den Arbeitsentgelten von Frauen und Männern. Eine weitere

einer bezahlten Freistellung von der Arbeit ab dem zweiten Kind; dem Erhalt des Arbeitsplatzes auch beim ersten Kind, wenn kein Krippenplatz zur Verfügung stand; der Anrechnung von Kinderzeiten bei der Altersrente; der Verringerung der Wochenarbeitszeit für vollbeschäftigte Mütter mit mehr als einem Kind unter 16 Jahren von 43 3/4 auf 40 Stunden; der Berücksichtigung der Anzahl der Kinder beim Erholungsurlaub; dem Anspruch auf einen Hausarbeitstag pro Monat; der Möglichkeit der Freistellung von der Arbeit bei Erkrankung eines Kindes; staatlichen Geburtenbeihilfen; einem zinslosen Kredit, den man 'abkindern' konnte sowie in staatlichem Kindergeld (Hille 1985: 62ff.).

28 Hille (1985: 64f.) führt auf, daß in der DDR im Jahre 1983 von 1 000 Kindern der entsprechenden Altersgruppen 681 Kinder in Kinderkrippen, 911 Kinder in Kindergärten und 816 Kinder in Schulhorten betreut werden konnten.

29 "Das Leistungsprinzip ist und bleibt das grundlegende Prinzip der Verteilung der Arbeitsergebnisse im Sozialismus (...). In der ersten Phase des Kommunismus ist es objektiv nicht möglich, nach den Bedürfnissen zu verteilen. (...) [D]ie heute noch für alle kapitalistischen Länder charakteristische Diskriminierung der Arbeitsleistung bestimmter Gruppen der Beschäftigten, und insbesondere der Frauen, (...) gehört in den sozialistischen Ländern der Geschichte an und ist durch das Prinzip "Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" beseitigt worden (...)" (Manz, Winkler 1988: 138f.). Aufgrund des Veröffentlichungsverbots von Einkommensstatistiken in der DDR bis Ende 1989 konnte diese unrichtige Behauptung aufrecht erhalten werden.

Benachteiligung von Frauen in der DDR lag in ihrem höheren Anteil an unterwertiger Beschäftigung. Qualifizierte Frauen waren auch in der DDR einem höheren Risiko als ihre männlichen Arbeitskollegen ausgesetzt, ihre beruflichen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht auf dem Arbeitsplatz anwenden zu können (Szydlik 1997c). Außerdem blieb auch die geschlechtsspezifische traditionelle Arbeits(ver)teilung innerhalb der Familie weiterhin bestehen. Männer verrichteten in der DDR im europäischen Vergleich zwar relativ häufig hauswirtschaftliche Tätigkeiten. Im Vergleich zu Frauen schnitten sie jedoch deutlich schlechter ab (s. Klenner 1990: 871 sowie Nickel 1990, 1993; Sørensen 1990; Maier 1993; Sørensen, Trappe 1995b).

Die hohe Frauenerwerbsquote in der DDR folgte neben dem Gleichberechtigungsanspruch ökonomischen Notwendigkeiten. Aus volkswirtschaftlicher und betrieblicher Sicht war dies der generelle Arbeitskräftemangel, aus der Perspektive privater Haushalte der Zweitverdienst. Die extensiven Kinderbetreuungsmöglichkeiten in der DDR boten Frauen die Möglichkeit, sowohl voll-erwerbstätig zu sein als auch Kinder aufzuziehen und sich damit aus althergebrachten Abhängigkeiten zu lösen. Dies ging mit erheblichen Belastungen der Frauen einher. Im westlichen Teil Deutschlands - und in der heutigen Bundesrepublik insgesamt - werden die Handlungsspielräume von Frauen aufgrund institutioneller Rahmenbedingungen jedoch deutlich stärker eingeschränkt.

In der Deutschen Demokratischen Republik gab es vergleichsweise viele **Hochzeiten**, viele **Scheidungen**, viele **Kinder** und viele **Alleinerziehende**. Im Jahre 1980 betrug die Heiratsquote von Frauen 91 und die von Männern 88 Prozent. In der 'alten' Bundesrepublik lagen die entsprechenden Anteile bei 84 und 79 Prozent (Dorbritz 1993: 360). In der DDR wurde aber nicht nur viel, sondern vor allem sehr früh geheiratet. Dorbritz (1993: 359) weist darauf hin, daß die meisten DDR-Bürger zum ersten Mal vor ihrem 30sten Geburtstag heirateten, während in der 'alten' BRD ein beträchtlicher Bevölkerungsanteil die erste Ehe erst nach der Vollendung des dritten Lebensjahrzehnts einging. Huinink und Wagner (1995: 154) zeigen ebenfalls, daß Frauen in der DDR deutlich früher heirateten. Dies gilt für alle der von ihnen betrachteten Geburtsjahrgänge (1935-1955 bzw. 1960). Westdeutsche um 1955 geborene Frauen heirateten über ein Jahr später als ostdeutsche Frauen.

Gleichzeitig wurden in der DDR vergleichsweise viele Kinder geboren, und zwar ebenfalls zu einem relativ frühen Zeitpunkt. Wendt (1991: 255) führt die Entwicklung der zusammengefaßten Geburtenziffern in den beiden deutschen Staaten auf. Es wird gezeigt, daß die durchschnittliche Geburtenzahl in der 'alten' Bundesrepublik im Jahre 1950 bei 2,1 Kindern pro Frau lag, während die entsprechende Maßzahl in der DDR etwa 2,4 Kinder betrug. In den 50er Jahren herrschte in der Deutschen Demokratischen Republik also eine größere Fertilität

als in der 'alten' Bundesrepublik Deutschland³⁰. Kurz nach dem Krieg weist die DDR zunächst noch geringere Geburtenziffern auf (Höhn, Schubnell 1986: 187). Ab Mitte der 50er Jahre glichen sich die beiden deutschen Staaten jedoch in puncto Fertilität an. Sowohl der Babyboom, der Mitte der 60er Jahre seinen Höhepunkt erreichte, als auch der darauffolgende Geburtenrückgang ereigneten sich etwa zur selben Zeit auf demselben Niveau. Mitte der 70er Jahre drifteten die ost- und westdeutschen Geburtenziffern jedoch deutlich auseinander. Während in der 'alten' Bundesrepublik der Fertilitätsrückgang weiter voranschritt, wurden in der DDR plötzlich deutlich mehr Kinder geboren. Diese zuweilen als 'Honeckerberg' bezeichnete DDR-spezifische Geburtenentwicklung ist nicht zuletzt auf die weitreichenden Maßnahmen zur Förderung von Geburten zurückzuführen, die seit Beginn der 70er Jahre installiert wurden (s.o., sowie Höhn, Schubnell 1986: 189ff). Allerdings waren die Effekte nicht langfristiger Natur. Seit Anfang der 80er Jahre nahm die Fertilität wieder ab, wobei im Jahre 1990 wieder die westdeutschen Geburtenziffern erreicht wurden.

In Hinblick auf Generationenbeziehungen ist hierbei festzuhalten, daß die höhere Fertilität in den letzten anderthalb Jahrzehnten der DDR im wesentlichen nicht auf einer höheren Kinderanzahl pro Familie, sondern auf einem deutlich geringeren Anteil an Kinderlosen beruhte³¹. In der BRD bleiben deutlich mehr Frauen kinderlos. Schätzungen für die nach 1950 geborenen westdeutschen Frauen liegen um die 20 Prozent (z.T. reichen sie bis zu 30 Prozent), wohingegen der entsprechende Anteil in der DDR bei noch nicht einmal einem Zehntel lag (Schwarz 1988: 491f.; Gysi 1989: 122ff.; Klein 1989: 11; Klenner 1990: 870; Wendt 1991: 258; Vaskovics et al. 1994: 46ff.; Huinink 1995: 239; Dorbritz, Schwarz 1996: 234). Hoffmann und Trappe (1990: 46) führen auf, daß nur 0,9 Prozent der 18 bis 40jährigen DDR-Bürger im Jahre 1987 keine Kinder wollten.

Dorbritz (1993: 359) dokumentiert die altersspezifischen Geburtenziffern in der DDR und der BRD im Jahre 1989. Ähnlich wie bei den Erstheiratsziffern zeigt sich auch hier, daß die Familiengründung in der DDR im allgemeinen

30 Diese Differenz dürfte vor allem auf einen Selektionseffekt zurückgehen: Neben Eltern (im Vergleich zu Kinderlosen) zogen niedrigere Bildungsschichten sowie die Landbevölkerung mit entsprechend höheren Geburtenziffern seltener in den Westen.

31 "Das Ideal der Zwei-Kinder-Familie war eine sozial herausgebildete Norm, die nicht den offiziellen Zielen der Familienpolitik entsprach" (Mayer 1995: 362). Im Jahre 1987 wünschten sich in der DDR nur 7,3 Prozent der 18 bis 40jährigen Frauen und Männer drei und mehr Kinder (79,3 Prozent wünschten sich höchstens zwei Kinder, und 13,4 Prozent wünschten sich zwei bis drei Kinder). Die gewünschte durchschnittliche Kinderanzahl lag sowohl bei Frauen als auch bei Männern bei knapp unter zwei (Hoffmann, Trappe 1990: 46f.).

deutlich früher erfolgte als in Westdeutschland. DDR-Bürgerinnen bekamen insbesondere um das 23ste Lebensjahr herum Nachwuchs - also etwa fünf Jahre früher als Frauen in der 'alten' Bundesrepublik. Gleichzeitig weist das Alter der westdeutschen Mütter bei der Geburt ihrer Kinder eine deutlich größere Streuung auf. Huinink und Wagner (1995: 154) belegen ebenfalls anschaulich, daß Frauen in der DDR wesentlich früher Mutter wurden als Frauen in der 'alten' BRD. Die Differenz bei der Geburt des ersten Kindes betrug zuweilen sogar zweieinhalb Jahre. Westdeutsche um 1955 geborene Frauen bekamen mit knapp 25 Jahren ihr erstes Kind, ostdeutsche Frauen bereits mit etwas über 22 Jahren (s. auch die Grafiken zum Heirats- und Geburtsalter von Ost- und Westdeutschen in Vaskovics et al. 1994: 96, 105; vgl. Blossfeld, Jaenichen 1992).

Für den frühen Zeitpunkt der Familiengründung in der DDR - sei es nun die Erstheirat, sei es die Geburt von Kindern - können einige Gründe verantwortlich gemacht werden. Wer früh heiratete und früh Kinder bekam, dem wurde auch früher eine eigene Wohnung zugesprochen. Der Wunsch nach den eigenen vier Wänden und das Ziel, aus der Wohnung der Eltern auszuziehen, hat damit den Heirats- und Familiengründungszeitpunkt beeinflusst. Zudem konnten Frauen aufgrund einer kinderbedingten Erwerbsunterbrechung u.U. einen ungeliebten Erstberuf wechseln, was für manche ein zusätzlicher Anreiz für eine frühe Familiengründung gewesen sein könnte (z.B. Wald 1993: 92f.). Man sollte aber auch nicht vernachlässigen, daß sich in der DDR ein 'traditionales' Familienbild eher erhalten hatte als in der 'alten' Bundesrepublik. Einer der Gründe hierfür liegt in der besonderen Generationsgeschichte (im Sinne von gesellschaftlichen Generationen) in der DDR, nämlich dem weitgehenden Fehlen einer 68er Generation.

Hinsichtlich des Alters bei der Familiengründung sind auch die Veränderungen über die Geburtskohorten interessant. Für westdeutsche Frauen ergibt sich sowohl beim Heirats- als auch beim Geburtsalter ein U-förmiger Verlauf, wohingegen für Ostdeutsche das Alter bei der Geburt des ersten Kindes relativ gleich geblieben, das Heiratsalter jedoch bei den jüngeren Frauen deutlich gestiegen ist (Huinink, Wagner 1995: 154). Für das zunehmende Alter der jüngeren westdeutschen Frauen bei Heirat und Geburt ist nicht zuletzt die Höherqualifikation dieser Frauen mit den damit einhergehenden längeren Ausbildungszeiten sowie deren zunehmende Erwerbstätigkeit verantwortlich. Auch in der DDR haben Frauen den Zeitpunkt ihrer Eheschließung immer weiter hinausgeschoben. Dieser Trend war etwa seit Mitte der 70er Jahre beobachtbar (s. Vaskovics et al. 1994: 95ff.). Das mittlere Heiratsalter der nach 1959 Geborenen lag sogar über dem mittleren Alter bei der Geburt des ersten Kindes (Huinink, Wagner 1995: 154). Dies spricht für einen Bedeutungsverlust der Ehe als Institution. Möglicherweise spielt hierbei eine Rolle, daß sich junge Paare an den Erfahrungen ihrer Eltern orientierten, die sich nach einer frühen Heirat häu-

fig scheiden ließen und dann mit einem neuen Partner zusammenlebten, ohne mit diesem eine neue Ehe eingegangen zu sein³².

In der DDR wurde also nicht nur viel geheiratet, es wurden nicht nur frühe Ehen geschlossen und früh viele Kinder geboren, sondern es wurden auch viele Ehen wieder geschieden (z.B. Gysi 1989; vgl. Huinink, Wagner 1995: 179ff.). Im Jahre 1980 kamen in der DDR auf 10 000 Einwohner 26,8 Scheidungen; in der BRD waren es 15,6 (Wagner 1997: 124). Nach der Ehescheidungsstatistik des Jahres 1981 endete etwa ein Drittel der Ehen in der Deutschen Demokratischen Republik mit der Scheidung (Dorbritz 1993: 361). Mitte der 80er Jahre lag die DDR in puncto Ehescheidungen im internationalen Vergleich sogar an fünfter Stelle (hinter den USA, der UdSSR, Kuba und Großbritannien; Meyer 1991). Damit waren viele Mütter in der DDR - auch wenn sie nach der Scheidung mit einem neuen Partner zusammenlebten - alleine sorgeberechtigt (Klenner 1990; Zettel, Hoppe 1990: 323ff.; Meyer 1991; Wald 1993: 92f.). Das 'traditionalere' Familienbild in der DDR zeigte sich somit zwar bei der Fertilität und dem frühen Heirats- und Geburtszeitpunkt, jedoch nicht in Hinblick auf die Aufrechterhaltung der Ehe³³.

2.3.2 Generation und Familie

Um den Besonderheiten der familialen Generationenbeziehungen in der DDR näherzukommen, werden im folgenden Argumente zusammengestellt, die für oder gegen eine besondere familiale Solidarität sprechen. Die bislang aufgeführten Charakteristika hatten und haben nicht unerhebliche Auswirkungen auf die Beziehungen innerhalb der ostdeutschen Familien und zwischen den familialen Generationen. Darüber hinaus sind jedoch eine Vielzahl weiterer Faktoren von großer Bedeutung.

In Übersicht 2.4 werden die zu diskutierenden Argumente stichwortartig benannt. Die Diskussion orientiert sich an zehn Stichpunkten, die zwei Themenbereichen zugeordnet sind: 'Generation und Familie' sowie 'Generation und

32 Zettel und Hoppe (1990: 323) führen aus: "Seit den 70er Jahren hat sich in der DDR der Anteil der außerhalb einer Ehe geborenen Kinder an der Gesamtzahl der Geburten verdoppelt, von 16,1 % im Jahre 1975 auf 33,7 % im Jahre 1985. Für Berlin liegen diese Zahlen mit heute 41,3 % sogar noch höher".

33 Die hohen Scheidungsziffern und der Rückgang der frühen Eheschließungen über die Kohorten führten jedoch nicht dazu, daß viele DDR-Bürger alleine gelebt hätten. Vielmehr erhöhte sich über die Geburtskohorten der Anteil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften bei der Gründung des ersten Haushalts deutlich. In der DDR lebten viel weniger Personen alleine als in der 'alten' Bundesrepublik (Huinink, Wagner 1995: 160ff.).

Gesellschaft'. Dabei wird jeweils abwechselnd ein Stichpunkt diskutiert, der auf den ersten Blick für eine besonders große Generationensolidarität in der DDR spricht, woraufhin ein Argument folgt, das zunächst die entgegengesetzte Hypothese unterstützt. Der Themenbereich 'Generation und Familie' umfaßt: 1. Fertilität, 2. Scheidungen, 3. Familienleben und 4. Familienzeit. Unter 'Generation und Gesellschaft' wird diskutiert: 5. Gesellschaftliche Generationen, 6. Kirchenmitglieder, 7. Tauschnetzwerke, 8. Peer Groups und Arbeitskollektive, 9. Rückzug ins Private und 10. Mißtrauen.

Die Zuordnung dieser Stichpunkte zu Pro- und Kontra-Argumenten ist jedoch Ausgangspunkt und nicht abschließendes Ergebnis der Diskussion. D.h., hier erfolgt lediglich eine erste, oberflächliche Zuordnung, die im Laufe der Diskussion überprüft wird. Diese Vorgehensweise wird auch deshalb gewählt, um vor voreiligen Rückschlüssen in Hinblick auf Generationenbeziehungen in der DDR zu warnen. Was auf den ersten Blick als plausibles Argument erscheint, erweist sich beim näheren Hinsehen oft als fragwürdig. Zuweilen kehren sich die zunächst vorgelegten Behauptungen sogar in ihr Gegenteil um.

Übersicht 2.4: Argumente zur Generationensolidarität in der DDR

Pro	Kontra
Generation und Familie	
1. Fertilität	2. Scheidungen
3. Familienleben	4. Familienzeit
Generation und Gesellschaft	
5. Gesellschaftliche Generationen	6. Kirchenmitglieder
7. Tauschnetzwerke	8. Peer Groups und Arbeitskollektive
9. Rückzug ins Private	10. Mißtrauen

1. Fertilität

Die Geburtenhäufigkeit in einem Land hat Auswirkungen auf die Gesamtbedeutung der Generationenbeziehungen. Die Anzahl der Kinder bestimmt die Anzahl der intergenerationalen Verhältnisse³⁴. Je mehr Menschen in einer Gesellschaft Kinder auf die Welt bringen, um so mehr Gesellschaftsmitglieder sind in Gene-

34 Natürlich ist jeder Mensch über seine Eltern in intergenerationale Beziehungen eingebunden. Allerdings haben ältere Kinderlose, deren Eltern bereits verstorben sind, keine lebenden Verwandten anderer Generationen mehr. Zudem erfahren Kinderlose die familialen Generationenbeziehungen lediglich in eine Richtung.

rationenbeziehungen eingebunden, für um so mehr Personen spielen minderjährige und erwachsene Kinder eine wichtige Rolle, und um so wichtiger sind Generationenbeziehungen insgesamt.

Man kann somit allein aufgrund der hohen Fertilität und der daraus folgenden großen Anzahl an familialen Generationenverhältnissen auf eine vergleichsweise große Bedeutung der Generationenbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik schließen. Allerdings ist damit noch lange nicht geklärt, wie diese Beziehungen jeweils gelebt und erlebt wurden, und vor allem: inwiefern sie sich durch eine besondere Generationensolidarität auszeichneten.

In diesem Zusammenhang ist der Befund aufzunehmen, daß die höhere Fertilität in der DDR nicht auf mehr Kinder pro Frau bzw. Familie beruhte, sondern auf einer geringeren Anzahl an Kinderlosen. Ost-West-Differenzen aufgrund unterschiedlicher Kinder- bzw. Geschwisterzahlen in den Familien halten sich demnach in Grenzen. Wenn eine größere Fertilität generell auf mehr Kinder pro Frau, jedoch nicht auf mehr Frauen mit Kindern zurückginge, könnte man z.B. die Hypothese aufstellen, daß private monetäre Transfers von Eltern an das einzelne (erwachsene) Kind in solchen Gesellschaften geringer ausfallen, in denen die Eltern ihre finanziellen Ressourcen auf besonders viele Kinder aufteilen müssen. Ein ähnliches Argument hätte in Hinblick auf die zur Verfügung stehende Zeit für die einzelnen Kinder vorgebracht werden können. Dies trifft jedoch auf die DDR nicht zu.

2. Scheidungen

Eine Reihe von Studien belegen, daß die Beziehung des (erwachsenen) Kindes zum abwesenden Elternteil, also zumeist zum Vater, nach einer Scheidung nachhaltig beeinträchtigt ist (ausführlich: Abschnitt 5.5). Aufgrund der hohen Scheidungsquote in der DDR dürften sich damit, so die These, verhältnismäßig viele ostdeutsche Kind-Vater-Dyaden auch im Erwachsenenalter als flüchtiger erweisen - mit entsprechenden Folgen für weitere Aspekte familialer Solidarität, wie z.B. Kontakthäufigkeit, monetäre Transfers und instrumentelle Hilfeleistungen.

Man darf jedoch die langfristigen Folgen von Eheaufösungen auf die Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern nicht lediglich auf den Tatbestand der Scheidung an sich sowie auf die Abwesenheit eines Elternteils danach zurückführen. Damit vernachlässigt man die Zeit vor der Scheidung, also auch die ehelichen Auseinandersetzungen, die zur Scheidung geführt und die sich häufig auf die damaligen Eltern-Kind-Beziehungen ausgewirkt haben. Es stellt sich somit die Frage, ob die vielen Scheidungen in der DDR ein Indiz für besonders problematische Ehebeziehungen mit entsprechen-

den negativen Auswirkungen auf die minderjährigen und erwachsenen Kinder sind.

Es spricht einiges dafür, daß die Ehebeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik *nicht* problematischer gewesen sind als die in der 'alten' Bundesrepublik Deutschland. Für die vielen Scheidungen in der DDR waren vielmehr andere Gründe verantwortlich.

Eine Ursache lag darin, daß in der DDR häufig und früh geheiratet wurde. Fehler bei der Partnerwahl resultierten damit gleich in einer Ehescheidung³⁵. Eine zweite wichtige Ursache war der hohe Anspruch an die Ehe und Familie (s. z.B. Gysi 1990: 34, Meyer 1991). Die hohen Anforderungen an das Familienleben im allgemeinen und die Partnerschaft im besonderen - vor allem bei der Erstehe - führten leichter zu Unzufriedenheit und Enttäuschung.

Allerdings hätte eine größere Unzufriedenheit mit dem Beziehungspartner seltener zu einer (schnellen) Scheidung geführt, wenn es in der DDR nicht institutionelle Regelungen gegeben hätte, die eine Ehescheidung stark erleichterten. In diesem Zusammenhang ist vor allem das liberale Scheidungsrecht zu nennen. Aber auch die im Vergleich zur 'alten' BRD bessere materielle Absicherung alleinerziehender Mütter in der DDR aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit sowie aufgrund familienpolitischer Maßnahmen hat wohl einen Beitrag zu den hohen Scheidungsquoten in der DDR geleistet.

Ein besonders wichtiger Faktor, wenn nicht der wichtigste überhaupt, war der hohe Anteil an Konfessionslosen in der DDR. Wagner (1997: 303f.) belegt eindrucksvoll, daß DDR-Bürger sogar ein geringeres Ehescheidungsrisiko aufwiesen als Westdeutsche, wenn man die Konfessionslosigkeit berücksichtigt. In der DDR gehörten 65 Prozent der Bevölkerung keiner Religionsgemeinschaft an - im Vergleich zu neun Prozent in Westdeutschland. Kirchenmitglieder lassen sich seltener scheiden, wobei Huinink und Wagner (1995: 185) für die Konfessionslosen in der DDR im Vergleich zu den Protestanten ein 85 Prozent höheres Scheidungsrisiko feststellen.

Schließlich weist die Transmissionsthese, also die These, daß Kinder geschiedener Eltern selbst eine höhere Scheidungswahrscheinlichkeit aufweisen, auf einen sich selbst verstärkenden Effekt hin: Wenn mehr Eltern geschieden werden, lassen sich auch wiederum mehr Kinder scheiden, und damit erhöht sich natürlich die Gesamtquote³⁶.

35 Wagner (1993) findet für die 'alte' Bundesrepublik heraus, daß eine frühe Eheschließung häufiger zu einer Scheidung führt, wobei Huinink und Wagner (1995) diesen Befund mit Einschränkungen auch für die DDR replizieren können.

36 Huinink und Wagner (1995: 181f.) finden auch empirische Belege für die Bedeutung der Transmissionsthese für Frauen in der Deutschen Demokratischen Republik (vgl. Diekmann, Engelhardt 1995).

Die hohe Scheidungsquote ist somit kein Indiz für problematischere Ehen. Huinink und Wagner (1995: 180) urteilen demgemäß: "Niedrige Scheidungsziffern deuten mit größerer Wahrscheinlichkeit auf einen in Ehesachen repressiven Staat hin als auf massenhaft glückliche Ehen". Die These, daß die vielen Scheidungen in der DDR zu vielen flüchtigen Kind-Vater-Beziehungen geführt haben, wird damit zwar nicht aufgehoben, jedoch relativiert.

3. Familienleben

Die große Bedeutung von Kindern in der DDR zeigte sich nicht nur daran, daß viele Kinder geboren wurden, sondern auch am täglichen Familienleben. Minderjährige Kinder und Jugendliche spielten in DDR-Familien eine große Rolle. Wald (1995: 216f.) führt aus, daß Kinder bei den Interaktionen innerhalb der Familie als "Juniorpartner im Familienkollektiv" ernst genommen wurden. Das große Interesse an der Beschäftigung mit den Kindern sowie "die ebenfalls deutlich positivere Einstufung als im Westen, Kinder zu haben und aufzuziehen" (s. Keiser 1992) spricht ebenfalls für die Qualität der familialen Generationenbeziehungen in der DDR³⁷. Wenn man diese Einschätzung mit dem Ergebnis US-amerikanischer Studien zusammenbringt, daß sich erwachsene Kinder an Frustrationen und Spannungen während ihrer Kindheit sowie an Ablehnungen seitens ihrer Eltern erinnern (Clausen 1993: 117; s. Abschnitt 5.5), so kann man für die empirischen Analysen die These aufstellen, daß ostdeutsche erwachsene Kinder die Beziehung zu ihren Eltern als vergleichsweise eng wahrnehmen. Damit müßten die Differenzen zwischen Eltern und Kindern im Sinne der '*Intergenerational Stake*' Hypothese (Abschnitte 5.1 und 5.2) bei Ostdeutschen geringer ausfallen.

In diesem Zusammenhang kann auch eine Rolle spielen, daß sich ostdeutsche Väter deutlich mehr als westdeutsche Väter an der Familienarbeit und Kinderbetreuung beteiligten (auch wenn sie sich immer noch weniger einsetzten als ostdeutsche Mütter; vgl. z.B. Klenner 1990, Keiser 1992, Wald 1995). Vier Fünftel der ostdeutschen Männer betrachten eine eigene Familie und Kinder als sehr wichtig - dies trifft lediglich auf drei Fünftel der westdeutschen Männer zu (Braun, Bandilla 1992: 597). Damit ist auch die Diskrepanz zwischen Frauen

37 Israel (1993: 84) berichtet von den unterschiedlichen Familiendarstellungen in den im Sommer 1990 gemalten Bildern von 160 Ost- und Westberliner Kindern: Die Westberliner Kinder hätten zumeist den Vater "am größten oder auf einer Erhöhung gemalt, dann folgte die Mutter. Am kleinsten waren die Kinder, manchmal sogar gekippt oder versteckt dargestellt". Dagegen malten die Ostberliner Kinder ihre Mutter am größten, "der Vater oder Lebensgefährte war höchstens gleichgroß. Sie selbst hatten sich auf originelle Weise auf gleiche Höhe gebracht, indem sie sich auf einem Stuhl, Tier oder Arm befanden".

und Männern bei der Bewertung der Familie in Ostdeutschland wesentlich geringer als in Westdeutschland (ostdeutsche Frauen: 86 Prozent; westdeutsche Frauen: 74 Prozent; vgl. auch Gysi 1990: 33f., Dorbritz 1993: 362). Auf der Basis dieser Befunde kann man die These aufstellen, daß ostdeutsche Kinder auch später im Erwachsenenalter zu ihren Vätern eine engere Bindung aufweisen als westdeutsche erwachsene Kinder.

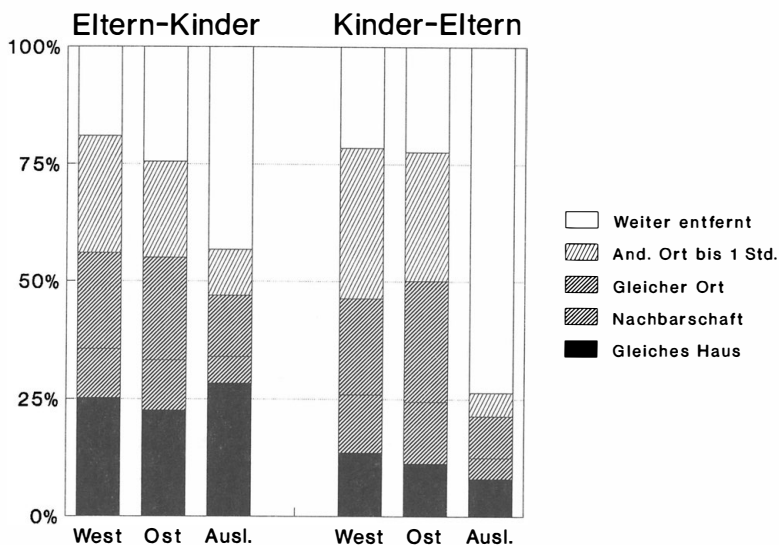
Ein weiterer wichtiger Aspekt, der unter das Stichwort 'Familienleben' fällt, ist die Wohnentfernung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern. Immerhin hat die geographische Distanz, wie noch zu zeigen ist, eine herausragende Bedeutung für die familiäre Generationensolidarität. Man könnte vermuten, daß die räumliche Entfernung zwischen Familiengenerationen innerhalb der DDR besonders gering ausfiel. Im Vergleich mit Westdeutschland stellen allein schon die geringere geographische Größe der DDR sowie die weitgehende Verhinderung von transnationaler Migration Indikatoren für eine größere geographische Nähe der Eltern-Kind-Haushalte dar. Dazu kommt, daß die räumliche Mobilität in der Deutschen Demokratischen Republik aufgrund des knappen Wohnraums sowie des Bestrebens, Arbeitskräfte möglichst lange im selben Betrieb zu halten, prinzipiell eingeschränkt war. Vakante Stellen wurden zwar im Bereich der Kombinate und Betriebe angezeigt. Zudem konnten die Arbeitskräfte direkt bei den Kombinat und Betrieben vorsprechen oder die auf Kreisebene bestehenden Arbeitsämter nutzen. Annoncen für offene Stellen durften jedoch nur von Betrieben mit überregionaler Bedeutung in genehmigungspflichtigen Ausnahmefällen geschaltet werden (Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen 1985: 64). Umgekehrt war es in der DDR kaum möglich, Beschäftigte zu entlassen (Szydlik 1993: 53f.). Eine geographische Mobilität aufgrund von regionaler Arbeitslosigkeit war ohnehin so gut wie ausgeschlossen. Allerdings können Huinink et al. (1995b: 112ff.) für die DDR durchaus viele zwischenbetriebliche Wechsel belegen.

Grafik 2.1 führt die Anteile der Eltern- und Kinderhaushalte auf, die sich im Jahre 1991 a) im gleichen Haus, b) in der Nachbarschaft, c) im gleichen Ort, aber weiter als 15 Minuten Fußweg, d) in einem anderen Ort, aber innerhalb einer Stunde erreichbar und e) weiter entfernt befinden. Es werden nur solche Eltern und erwachsene Kinder einbezogen, die nicht mehr im selben Haushalt leben. Dabei wird sowohl die Wohnentfernung zu den Kindern aus der Sicht der Eltern als auch die geographische Distanz zu den Eltern aus der Kinderperspektive angegeben. Zudem wird zwischen Westdeutschen, Ostdeutschen und Ausländern unterschieden.

Die Grafik belegt zunächst eindrucksvoll, daß sowohl ost- als auch westdeutsche Familiengenerationen in ihrer übergroßen Mehrheit nicht weit voneinander entfernt leben. Lediglich ein Fünftel benötigt mehr als eine Stunde, um sich sehen zu können - dabei sind die im selben Haushalt lebenden Eltern und Kinder

noch nicht einmal mit einbezogen (s. Abschnitt 3.3)³⁸. Gleichzeitig wird deutlich, daß die Familiengenerationen in der DDR eben *nicht* näher beieinander wohnten als die in der 'alten' Bundesrepublik - eher im Gegenteil (s. Tabelle 6.1). Die geographische Distanz zwischen Eltern und erwachsenen Kindern ist somit kein Indikator für eine besondere Generationensolidarität in der Deutschen Demokratischen Republik.

Grafik 2.1: Wohnentfernungen kurz nach dem Fall der Mauer



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Erwachsene Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

38 Für die divergierenden Entfernungangaben aus Sicht der Eltern und Kinder können Alters- und Kohorteneffekte verantwortlich sein. Zudem basieren die Angaben der Eltern aufgrund der Fragebogenkonzeption des Sozio-ökonomischen Panels lediglich auf der geographischen Distanz zur nächstwohnenden Tochter bzw. zum nächstwohnenden Sohn. Weiter entfernt lebende weitere Töchter oder Söhne sind hier nicht einbezogen. Diese kommen aber zu Wort, wenn sie nach der räumlichen Entfernung zu ihren Eltern gefragt werden (vgl. Bertram 1995: 180). Die in der Grafik dokumentierten Befunde werden allerdings weitgehend repliziert, wenn man lediglich solche Eltern berücksichtigt, die nur *eine* Tochter bzw. nur *einen* Sohn außerhalb des Haushalts haben.

4. Familienzeit

In der DDR verbrachten viel mehr minderjährige Kinder viel mehr Zeit in Betreuungseinrichtungen, als dies in der 'alten' und 'neuen' Bundesrepublik Deutschland der Fall ist. Gleichzeitig war für DDR-Bürger eine typische Arbeitswoche deutlich länger. Die DDR und die BRD divergieren dabei vor allem in Hinblick auf die zur Verfügung stehende Familienzeit von Frauen. In der Deutschen Demokratischen Republik waren a) erheblich mehr Frauen erwerbstätig, b) waren von diesen deutlich mehr vollwerbstätig, und c) war für vollwerbstätige Frauen in der DDR die Arbeitswoche länger als für Westdeutsche. Obwohl während dieser Arbeitszeit Frei-Zeiten und Freiräume existierten (z.B. für private Besorgungen) und die öffentlichen Kinderbetreuungs- und -erziehungseinrichtungen zumindest dem Anspruch nach in der Nähe der Wohnung lagen (Wald 1995: 212), stand minderjährigen Kindern und ihren Müttern weniger gemeinsame Zeit zur Verfügung (vgl. Hille 1985: 53, Keiser 1992, Schneider 1994: 152f.). Um auf eine möglichst hohe Frauenerwerbstätigkeit hinzuwirken, wurden die Vorteile der außerfamilialen Kindererziehung auch in der frühen Kindheit hervorgehoben, wobei übrigens eine Einzelbetreuung kleiner Kinder, z.B. durch Tagesmütter, abgelehnt wurde (Hille 1985: 53).

Welche Folgen hatte und hat dies für die familialen Generationenbeziehungen? Der zunächst naheliegende Gedanke ist, daß ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der gemeinsam verbrachten Zeit und der Qualität familialer Generationenverhältnisse existieren müßte - mit entsprechenden Auswirkungen auf die Filiationsbeziehungen im Erwachsenenalter. Gysi (1990: 36) stellt jedenfalls fest: "Für viele Familien ist der Zeitmangel zu einem immer drückenderen Problem geworden". Wendt (1991: 267) urteilt sogar: "Die über Jahre reichende tageszeitliche Trennung der Kinder von ihren Eltern führte vielmehr oft zu Entfremdungen und Beeinträchtigungen der Familienbeziehungen, aber auch zu psychischen Störungen". Es gibt jedoch gute Argumente, die einer solchen zunächst plausiblen Kausalbeziehung widersprechen bzw. diese in ihrer Erklärungskraft einschränken:

Zum einen dürfte für die Generationenbeziehungen eher die Qualität als die Quantität der gemeinsam verbrachten Zeit von Bedeutung sein. Erwerbstätige Frauen können in der ihnen verbleibenden Familienzeit eine positivere Atmosphäre schaffen, wenn sie sich mit ihrem eigenen Leben zufriedener fühlen³⁹. Sie sind auch weniger der Gefahr ausgesetzt, ihre Kinder (bewußt oder unbe-

39 Auswertungen auf der Basis des ALLBUS 1992 kommen zu dem Ergebnis, daß in Westdeutschland lediglich 35 Prozent der Befragten meinen, daß es für ein Kind gut sei, wenn seine Mutter berufstätig ist und sich nicht nur auf den Haushalt konzentriert. Von den ostdeutschen Untersuchungsteilnehmern stimmen hingegen 62 Prozent dieser Aussage zu (Zentralarchiv 1996: 56).

wußt) mit dafür verantwortlich zu machen, daß sie auf wichtige Aspekte der eigenen Selbstverwirklichung (z.B. auch finanzielle Unabhängigkeit vom Partner) verzichten müssen. Gleichzeitig verringert die Erwerbstätigkeit der Mutter die finanziellen Belastungen im Haushalt, was sich ebenfalls positiv auf die Generationenbeziehungen auswirken kann. Möglicherweise schätzen die Kinder die Familienarbeit ihrer Mutter um so mehr, wenn diese auch noch (voll) erwerbstätig ist. Ihre Zuwendung wird dann ebensowenig als Selbstverständlichkeit angesehen wie die des erwerbstätigen Vaters (vgl. Clason 1989 sowie Abschnitt 5.5). Zudem wird aufgrund einer Erwerbstätigkeit der Frau auch der Vater mehr ins Familienleben mit den Kindern eingebunden (z.B. weil nun auch die Mutter weniger Zeit und mehr Geld zur Verfügung hat), was ebenfalls positive Auswirkungen auf die Familie insgesamt und die Generationenbeziehungen im besonderen haben kann.

Zum zweiten konnten Frauen in der DDR zwar weniger Zeit mit ihren kleinen Kindern verbringen. Da sie ihre Kinder vergleichsweise früh bekamen, können sie jedoch mit einer längeren gemeinsamen Lebenszeit rechnen. Der kürzeren Zeit mit den Kleinkindern steht somit eine längere Zeit mit den erwachsenen Kindern gegenüber⁴⁰. Aus demselben Grund zeichnen sich ostdeutsche familiäre Generationenbeziehungen durch einen geringen Altersabstand zwischen Eltern und Kinder aus, was zu einem größeren gegenseitigen Verständnis und damit auch zu einer engeren Bindung führen kann. Ein Grund hierfür liegt in den größeren gemeinsamen Aktivitätsmöglichkeiten von jungen Eltern und ihren Kindern. Ein anderer ergibt sich aus dem Zusammenhang zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen. Ein geringerer Altersabstand zwischen Eltern und Kindern kann mit größeren gemeinsamen Erfahrungen mit politischen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen einhergehen - bis hin zur Zugehörigkeit zur selben historischen Zeit (z.B. der 'Honecker-Ära').

Und *zum dritten* trugen die öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen selbst dazu bei, daß die Kinder und Jugendlichen die Zeit zu Hause als relativ positiv einschätzten. Untersuchungen in den 70er und 80er Jahren weisen darauf hin, daß sich die Kinder zu Hause wohler fühlten: "In den Horten werde zu viel gegängelt und angeordnet, bekämen sie zu selten Gelegenheiten zu selbständigem Spiel" (Wald 1995: 214; Helwig 1984: 25ff.; zu den Auswirkungen der Krippenbetreuung in der DDR durch außerfamiliale Institutionen siehe auch Hille 1985: 63f.). Zwar sollte mit der ganztägigen außerhäusigen Erziehung der Kinder auch auf deren pädagogisch-ideologische Beeinflussung abgezielt wer-

40 Die Differenz bei der Kindergeburt wurde dabei nicht durch die kürzere Lebensdauer in der DDR ausgeglichen (Dorbritz 1993: 359 sowie Statistisches Bundesamt 1992: 81). Zudem hätten selbst bei einem Ausgleich nach Jahren Mütter in der DDR weiterhin eine relativ längere gemeinsame Lebenszeit mit ihren Nachkommen aufgewiesen.

den. Liegle (1990: 385) urteilt denn auch, daß das Erziehungsmodell der DDR "nicht mehr nur familienergänzenden Charakter hat, sondern sich faktisch einer familienersetzenden öffentlichen/staatlichen Erziehung annähert". Die tatsächliche Durchführung und der Erfolg dieses Erziehungsmodells ist jedoch zu bezweifeln. Viele der öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen waren eher durch einen 'Verwahrcharakter' mit geringen Erziehungsmöglichkeiten gekennzeichnet (u.a. wegen der wenigen, z.T. gering qualifizierten Betreuerinnen, was nicht zuletzt auf die Arbeitskräfteknappheit in der Güterproduktion zurückzuführen war). Jedenfalls dürften die Betreuungseinrichtungen der DDR mit ihrem offiziellen Anspruch der 'Erziehung der Kinder zum sozialistischen Menschen' die Familienbeziehungen weniger geschwächt denn im Gegenteil sogar gestärkt haben.

Ein weiteres Argument für einen größeren Problemdruck in Familien in der DDR, das im Zusammenhang mit der zur Verfügung stehenden gemeinsamen Familienzeit mitunter vorgebracht wird, ist eine 'permanente Belastung der Familienbeziehungen mit Versorgungsaufgaben': "Besorgniserregend war vor allem, daß DDR-Familien immer mehr den Charakter von Versorgungs- und Erledigungsgemeinschaften annahmen und die emotionale Hinwendung der Familienmitglieder zueinander nicht selten zu kurz kam" (Gysi 1990: 36). Wenn nur noch wenig gemeinsame Zeit für Kinder und Eltern zur Verfügung stand und ein Großteil dieser knappen Zeit für Versorgungsleistungen aufgewendet werden mußte, so das Argument, konnte dies zu einer Verregelung und einer relativ straffen Organisation des Alltags (Schneider 1994: 153) bzw. zu weniger häufigen intensiven Gesprächen und anderen gemeinsamen Aktivitäten führen. Man kann demgegenüber aber einwenden, daß die Familie in der DDR aufgrund der guten Grundversorgung sowie aufgrund sozialer Netzwerke eben nicht zu einer "Versorgungs- und Erledigungsgemeinschaft" verkommen war, "so daß diese garantierte Existenzsicherung und Risikominimierung die pure Notwendigkeit privater Versorgungsstrategien entschieden gemildert und so durchaus Freiheitsspielräume geboten hat für die private Ausgestaltung der persönlichen Beziehungen" (Diewald 1995: 258).

2.3.3 Generation und Gesellschaft

5. Gesellschaftliche Generationen

Für familiäre Generationenbeziehungen spielt, wie in Abschnitt 2.1 ausgeführt, nicht zuletzt die Zugehörigkeit der einzelnen Familienmitglieder zu gesellschaftlichen Generationen eine Rolle. Die Zugehörigkeit zu *ökonomischen* Generationen in der Deutschen Demokratischen Republik mit ihren Folgen für familiäre

Generationenbeziehungen wird im folgenden anhand der intergenerationalen Mobilität diskutiert. Hinsichtlich der *politischen* Generationen geht es um das Fehlen einer mit der westdeutschen 68er Generation vergleichbaren Protestgeneration in der DDR. Die Frage nach *kulturellen* Generationen wird über die Jugendgeneration der 80er Jahre diskutiert.

Ökonomische Generationen bilden sich u.a. über kohortenspezifische Vor- oder Nachteile bei sozialen Aufstiegschancen heraus. Die 'alte' Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik haben sich *insgesamt* bei der intergenerationalen Mobilität nicht unterschieden. Mayer und Solga (1994: 201) stellen fest, daß zwischen der DDR und der BRD für alle Kohorten zusammengenommen keine signifikanten Differenzen bei der intergenerationalen Mobilität existierten. Allerdings ist in der Deutschen Demokratischen Republik das Ausmaß der intergenerationalen Mobilität mit der Zeit deutlich zurückgegangen, während in der 'alten' Bundesrepublik der genau gegenläufige Trend zu beobachten war. Wenn man zwischen den Kohorten differenziert, ergibt sich beispielsweise, daß in der DDR die um 1960 geborenen Söhne von Vätern der oberen Dienstklasse eine elfmal bzw. fünfzehnmal größere Chance als die Kinder von Facharbeitern bzw. von un- und angelernten Arbeitern und Genossenschaftsbauern hatten, im Alter von 30 Jahren selbst der oberen Dienstklasse anzugehören. Damit haben sich umgekehrt die Mobilitätschancen für die Facharbeiterkinder, also für die größte Arbeitskräftegruppe, über die Kohorten deutlich verschlechtert. Im Unterschied zu den älteren Kohorten konnten die jüngsten Arbeitskräfte in der DDR gegenüber ihren Eltern den geringsten sozialen Aufstieg verzeichnen.

Neben den rigiden Ausbildungsregelungen der DDR war hierfür die Besetzung von Führungspositionen durch die Aufbaugeneration verantwortlich, aber auch die "zunehmend geringere Attraktivität von Leitungspositionen" (Mayer, Solga 1994: 206). Die geringen Aufstiegschancen waren aber nicht der einzige Grund für die Weigerung vieler junger DDR-Bürger, sich auf das 'System' einzulassen. Darauf weist der häufig fehlende Aufstiegszwillen von jungen Arbeitskräften in den Betrieben und Kombinat auf Grund der unvorteilhaften Position von 'Führungskräften' hin. So verfügten beispielsweise die Meister auf Grund der strukturellen Vorteile der Arbeiter über eine relativ ungünstige Verhandlungsposition. Ein beruflicher 'Aufstieg' war nicht unbedingt mit einem Zuwachs an Einfluß, Prestige und Einkommen verbunden. Manche 'Aufstiege' waren denn eher durch ein Ziehen von oben als ein Drängen von unten zustande gekommen (Szydlík 1993; vgl. auch Marz 1991, Rottenburg 1991).

Zwar haben die blockierten Mobilitätschancen zu einer Abwendung der Jüngeren von der älteren Aufbaugenerationen und vom 'System' generell beigetragen, was schließlich im Massenexit vor allem von jüngeren DDR-Bürgern kulminierte (vgl. Kühnel 1990a, b; Müller 1990; Schwind 1991; Geulen 1993;

Geulen et al. 1993; Hofmann, Rink 1993; Kohli 1994a: 54f.). Es läßt sich jedoch die Hypothese aufstellen, daß die geringere soziale Mobilität der jüngeren Kohorten in der DDR mit einer engeren Bindung zwischen den Familiengenerationen einherging⁴¹. Der 'Status-Ähnlichkeits-Ansatz' (Suitor 1987, 1988; Moen 1993: 253ff.) unterstellt, daß intergenerationale Mobilität die Familiengenerationen voneinander trennt. Wenn die Kinder über die soziale Schicht der Eltern hinaus aufsteigen, verfügen erwachsene Kinder und Eltern über weniger Gemeinsamkeiten. Die Verflüchtigung familialer Generationenbeziehungen muß noch nicht einmal auf einer größeren geographischen Distanz aufgrund regionaler Mobilität bildungshöherer erwachsener Kinder beruhen. Es reicht aus, wenn Kinder und Eltern unterschiedliche Orientierungen entwickeln, sei es im Freizeitverhalten (auch: anderer Freundeskreis), sei es bei den politischen Einstellungen. Beck (1986: 128f.) spricht im Zusammenhang mit der westdeutschen Bildungsexpansion und einer damit einhergehenden 'Relativierung oder Verdrängung von traditionellen Orientierungen, Denkweisen und Lebensstilen' von einem "*Riß zwischen den Generationen*", von einem "Stück Abschied von den klassenkulturellen Bindungen und Vorgaben des Herkunftsmilieus"⁴².

Im Unterschied zur 'alten' Bundesrepublik hat es in der DDR eine mit der 68er Generation vergleichbare **politische Generation** mit den von ihr initiierten Auseinandersetzungen (und Modernisierungsgewinnen; s. Kohli 1994a: 54) nicht gegeben. Dies ist auf verschiedene Gründe zurückzuführen, wie der vehementeren Unterdrückung oppositioneller Bewegungen in der DDR und dem Bewußtsein einer weitergehenden Entnazifizierung als in der 'alten' BRD (s. z.B. Niethammer 1990b). So setzte sich die politische Führung der DDR zum Teil aus Widerstandskämpfern und ehemaligen KZ-Häftlingen zusammen. Zum einen war in der DDR eines der wichtigsten Motive der 68er Bewegung, näm-

41 Die Folgen des größeren Einflusses der Eltern auf den Status ihrer Kinder in westlichen Gesellschaften lassen sich nur schwer abschätzen. Möglicherweise entwickeln besonders westdeutsche erfolgreiche erwachsene Kinder gegenüber ihren Eltern ein Dankbarkeitsgefühl, das sie zur intergenerationalen Solidarität anregt. Dagegen könnten weniger erfolgreiche erwachsene Kinder ihren Eltern im nachhinein vorwerfen, sie nicht genügend gefördert zu haben. Dies gilt weniger für die DDR, da Eltern dort in geringerem Maße auf die Sozialposition ihrer Kinder einwirken konnten. Zudem war in der DDR die Vererbung von materiellem Kapital stark erschwert (Kohli 1994a). Ökonomische Generationen im Sinne von Erbgenerationen beeinflussen die Familiengenerationen der BRD somit wesentlich stärker als die der DDR.

42 Allerdings stellt Francois de Singly (1993: 180) auf der Basis einer Befragung von 284 Müttern und 202 Vätern in der Bretagne fest: "Wenn ein Vater oder eine Mutter angibt, gegenüber einem der Kinder eine größere Nähe zu verspüren als gegenüber seinem Bruder oder seiner Schwester, so handelt es sich in der Mehrheit der Fälle um das Kind mit höherem schulischen Kapital".

lich die Verarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihrer personellen Verlängerung in die Gegenwart, weniger gegeben. Zum anderen erschwerte das Wissen um die antifaschistische Vergangenheit der politischen Elite in der DDR eine Auflehnung gegen sie.

In Hinblick auf **kulturelle Generationen** in der DDR und ihrem möglichen Einfluß auf familiäre Generationensolidarität ist insbesondere die Jugendgeneration der 80er Jahre herauszustellen. Immerhin waren es gerade Mitglieder der jungen Generation, die sich einerseits in Kirchenkreisen engagierten, andererseits westliche Pop- und Rockmusik hörten und während und nach dem Zusammenbruch der DDR diese gen Westen verließen (Felber 1990, Kühnel 1990b, Friedrich 1990, Niethammer 1990a, Schwind 1991)⁴³. Besonders im Freizeitverhalten schienen sich Gegensätze zwischen der Kollektivorientierung der älteren und der Individualorientierung der jungen Generation aufzutun: "Im Vergleich der heutigen Jugendgeneration mit der ihrer Eltern zeigen sich große Mentalitätsunterschiede, die sich sehr vielfältig artikulieren und - so ist anzunehmen - ein Spannungsfeld zwischen den Generationen konstituieren" (Müller 1990: 70; vgl. Harnisch 1992). Das folgende Zitat einer 16jährigen Schülerin verdeutlicht zumindest eine gewisse Verständnislosigkeit zwischen den Altersgruppen: "Vorbilder unter den Lehrern habe ich nicht, nein wirklich. In der Schule fragen sie uns auch immer wegen Vorbildern. Die wollen immer Thälmann hören. Aber ich kann doch nicht wie Thälmann werden, die Zeiten sind doch ganz anders" (zitiert aus Helwig 1984: 27). Schwind (1991: 74) behauptet sogar: "Der Zusammenbruch der DDR nahm seinen Ausgang an der Schnittstelle eines weitreichenden Generationenkonflikts".

Unterschiede zwischen kulturellen Generationen schlagen sich allerdings nicht automatisch in vehementen Konflikten nieder, sei es auf der gesellschaftlichen, sei es auf der familialen Ebene. Auch Autoren, die sich auf die sozialen Schließungsprozesse und alltagskulturellen Verschiebungen beziehen, weisen auf die engen Beziehungen dieser Jugendlichen zu ihren Eltern hin (z.B. Kühnel 1990a: 33f., 1990b: 111). Selbst wenn sich zwischen den Generationen Mentalitätswandel vollzogen, führte dieser nach Kühnel (1990a) kaum zu offenen Konflikten zwischen Eltern und Kindern. Zudem sind Jugendkulturen, die individuellen Lebensentwürfen folgen und im bewußten Gegensatz zum 'Anpassertum' der älteren Generationen stehen, nicht auf die DDR beschränkt. Eine These, daß sich die Jugendgeneration der 80er Jahre in der DDR durch eine besonders ausgeprägte konfliktreiche Beziehung zu ihren Eltern ausgezeichnet hat und weiterhin auszeichnet, ist damit nicht von durchschlagender Überzeugungskraft. Man

43 Allerdings waren die Teilnehmer der Montagsdemonstrationen nach Untersuchungen von Leipziger Soziologen nicht auf eine bestimmte Altersgruppe beschränkt (Kühnel 1990b: 105f.).

darf außerdem nicht vergessen, daß in der DDR relativ geringe Lebensstilunterschiede zwischen Kohorten aufgetreten sind.

Damit unterstützt vor allem das Fehlen einer mit der 68er Generation vergleichbaren Protestbewegung in der DDR die These, daß familiäre Generationenbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik weniger belastet waren als die in der 'alten' Bundesrepublik. Diese geringere Belastung konnte sich in einem Nebeneinanderherleben ausdrücken. Sie konnte aber auch - unter dem Einfluß äußerer Bedingungen - Grundlage für ein Zusammenrücken der Familiengenerationen sein. In diesem Zusammenhang ist der unten diskutierte Stichpunkt 'Rückzug ins Private' von besonderer Relevanz.

6. Kirchenmitglieder

Wenn insbesondere die Arbeitskollektive wichtige Vergemeinschaftungsinstanzen in der DDR darstellten, die in Westdeutschland so nicht zu finden waren und sind, so existiert umgekehrt im Westen der Republik eine Gemeinschaftsform, die für die meisten DDR-Bürger von vergleichsweise geringer Bedeutung war und ist, nämlich die Kirchen. In Westdeutschland gehören im Jahre 1991 jeweils etwas mehr als 40 Prozent der Erwachsenen der katholischen und evangelischen Kirche an, und lediglich ein Zehntel ist konfessionslos. In Ostdeutschland sind es nur sechs Prozent, die der katholischen, und 27 Prozent, die der evangelischen Kirche angehören. 64 Prozent sind hingegen konfessionslos, und die meisten von ihnen, jeder vierte Erwachsene, sind auch nicht religiös erzogen worden. Im Westen der Republik glauben zwei Drittel der erwachsenen Menschen an Gott. Im Osten trifft dies lediglich auf ein Viertel zu. Nur ein Fünftel der erwachsenen Westdeutschen geht nie zur Kirche - im Vergleich zu drei Fünfteln der Ostdeutschen (Koch 1992: 602ff.).

Eine Kirchenmitgliedschaft kann zwar in manchen Familien und zwischen manchen Familiengenerationen zu Spannungen führen, wenn z.B. Kinder kaum mehr zur Kirche gehen oder aus der Kirche austreten. Generell kann man jedoch die These aufstellen, daß Kirchenmitglieder, und darunter insbesondere Katholiken, von einer größeren familialen Generationensolidarität berichten. Eine Grund liegt in den geringeren Scheidungsquoten von Katholiken, die sich sowohl auf die kurz- als auch langfristigen Generationenbeziehungen auswirken. Noch wichtiger ist die These, daß vor allem aktive Kirchengänger aufgrund der expliziten und impliziten Ge- und Verbote, wie zum Beispiel dem (vierten) Gebot, seinen Vater und seine Mutter zu ehren, engere Familienbande unterhalten als Konfessionslose, die durch ein solches religiöses Umfeld nicht (mehr) geprägt sind (s. auch Schmidtchen 1984).

Ostdeutsche Familiengenerationen dürften ihre Beziehungen aufgrund der selteneren Kirchenmitgliedschaft somit als weniger eng einschätzen - sei es auf-

grund tatsächlich divergierender Generationenverhältnisse von Kirchenmitgliedern und Konfessionslosen, sei es aufgrund einer größeren Neigung von Kirchenmitgliedern, nach außen hin von engen Familienbeziehungen zu sprechen.

7. Tauschnetzwerke

In der DDR waren enge Sozialbeziehungen besonders wichtig, weil man über sie an knappe Güter gelangen konnte. Es war durchaus bedeutsam, die richtigen Bekannten und Verwandten zu haben, die gegebenenfalls helfen konnten, 'Bückware', Tischreservierungen, frisches Obst und Gemüse oder Baumittel zu erhalten (Szydlik 1993: 198f.). Solche Tauschnetzwerke mußten gepflegt werden, so daß man auch deshalb den Kontakt zu manchen Bekannten und Verwandten aufrecht erhielt.

Allerdings ist eine These, daß Eltern-Kind-Beziehungen in der DDR vor allem aufgrund des Zugangs zu Tauschnetzwerken besonders bedeutsam gewesen seien, nicht haltbar. Wenn, dann war ein solches instrumentelles Nützlichkeitskalkül höchstens ein zusätzlicher Grund denn eine vorrangige Ursache für enge Filiationsbeziehungen. Im Vergleich mit anderen Faktoren (wie z.B. der Familie als Gegenpol zum 'System') war ein Nützlichkeitskalkül sicher von nachrangiger Bedeutung. Man kann höchstens vermuten, daß entfernte Verwandte auch aufgrund von Nützlichkeitsabwägungen weiterhin Kontakt zueinander hielten, was schließlich den Familienzusammenhalt insgesamt - und damit indirekt auch Eltern-Kind-Beziehungen - stärkte. Gründe dafür, sich entfernte Verwandte 'warm zu halten', sind aber auch in Westdeutschland gegeben, zum Beispiel bei der Lehrstellen-, Arbeitsplatz- und Wohnungssuche.

Ein wichtiges Argument gegen die Bedeutung des Netzwerkaspekts für familiäre Generationenbeziehungen liegt in der Nützlichkeit der anderen Generation. Da Ressourcen der näheren Verwandtschaft häufig redundant sind (s. Granovetter 1977), kommt eher den sogenannten schwachen Beziehungen eine besondere Bedeutung zu. Für den Zugang zu knappen Gütern ist der erweiterte Freundes- und Bekanntenkreis besonders wichtig. Allerdings konnten in der DDR Eltern und Großeltern im Rentenalter wichtige Ressourcen darstellen, da sie ins westliche Ausland reisen und damit Westwaren zurückbringen konnten.

Gegen eine große Bedeutung von Tauschnetzwerken für Familienbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik spricht auch die gute Grundversorgung und die geringere soziale Ungleichheit⁴⁴. Es dürften eher die Generatio-

44 Einige Autoren betonen denn auch das "Vergnügen, die Widrigkeit der Umstände überlistet zu haben, etwa dem Vergnügen vergleichbar, das manche im Westen an einem Billigangebot haben, das zu finden sie mehr Zeit gekostet hat, als sie Geld gespart haben" (Schröder 1992: 6, vgl. Diewald 1995: 228). Dies erinnert auch an das Einschmuggeln und Wiedererkennen von subversiven Zeilen in Liedern,

nenbeziehungen in der BRD als die in der DDR von materiellen Ressourcen und Bedürfnissen abhängen, da die Vermögensakkumulation westdeutscher Eltern sehr viel weiter gediehen ist als die von Eltern in der DDR. Westdeutsche Kinder haben einen größeren Anreiz, die Beziehung zu ihren Eltern zu pflegen, weil diese größere Transfers - bis hin zum Erbe - leisten können. Zudem sind Familiengenerationen in der Bundesrepublik aufgrund geringerer öffentlicher Hilfen in stärkerem Maße von privaten intergenerationalen Unterstützungsleistungen abhängig (z.B. Studierende und Alleinerziehende). In Gesellschaften mit größerer privater Kapitalakkumulation und geringerer öffentlicher Absicherung führen die größeren Mittel der Eltern und der größere Bedarf der Kinder zu einer größeren familialen funktionalen Generationensolidarität. Damit muß jedoch keineswegs eine größere affektive Solidarität einhergehen. Man kann im Gegenteil eine entsprechende Belastung des Verhältnisses von Eltern und erwachsenen Kindern unterstellen.

8. Peer Groups und Arbeitskollektive

Um die relative Bedeutung der familialen Generationenbeziehungen in der DDR herauszuarbeiten, ist es notwendig, diese nicht nur mit der Familie in Westdeutschland zu vergleichen, sondern sie auch zu alternativen Gemeinschaftsformen in der Deutschen Demokratischen Republik in Bezug zu setzen. Hier waren insbesondere zwei Gruppen von Bedeutung, die potentielle Alternativen bzw. Konkurrenten für die Familie darstellten, nämlich Peer Groups und Arbeitskollektive, wobei diese oftmals zusammenfielen.

Für minderjährige Kinder und Jugendliche spielten Peer Groups eine wichtige Rolle. Zu diesen Gruppen gehörten gleichaltrige Kinder und Jugendliche, mit denen man in den Betreuungseinrichtungen oder in den Kinder- und Jugendorganisationen der Pioniere und der FDJ - sowie darüber hinaus - Zeit verbrachte. Diese Gruppen "waren (...) in den nacheinander zu durchlaufenden Institutionen mit wechselndem pädagogischen Personal eine mehr oder weniger überdauernde Bezugsinstanz, die in ihrer Bedeutung (...) kaum überschätzt werden kann. Aus ihnen kommen 'die Freunde', die bis heute immer wieder von Kindern und Jugendlichen genannten wichtigsten Gesprächs- und Freizeitpartner *nach und neben den Eltern*" (Wald 1995: 215; eigene Hervorhebung).

Gedichten, Romanen oder Theateraufführungen: "Die DDR war ein kleines töriches Land, das in der Subversivität erhabene Momente fabrizierte. Die Undercover-Dichtung blühte. Oft bauten die Bands sogenannte grüne Elephanten ein, trampelnd nonkonforme Zeilen, eigens zur Streichung verfaßt und unter simulierten Schmerzen zeternd preisgegeben, damit der Zensor die wirklichen Delikatessen übersah" (Dieckmann 1996: 26).

Die DDR war eine Arbeitsgesellschaft (Kohli 1994a), wobei der Arbeitsalltag von vergleichsweise engen Beziehungen zu den Kollegen geprägt war - sei es in Hinblick auf Tauschnetzwerke, sei es in bezug auf Gespräche und ein entsprechendes Zusammengehörigkeitsgefühl (z.B. Gensior 1992). In diesem Sinne unterstellt die 'Entfunktionalisierungsthese', daß wichtige Funktionen der Familie vom Staat und den Betrieben übernommen wurden, was zu einer Destabilisierung der Familie beigetragen hat (s. Rüschemeyer 1988: 293; Dorbritz 1992: 175; Meyer, Schulze 1992; Vaskovics et al. 1994: 157).

Diewald (1995: 237) belegt, daß in der Deutschen Demokratischen Republik die Arbeitskollegen für soziale Unterstützungen nicht unwichtig waren. Für die Anerkennung der persönlichen Leistung stellten sie zum Beispiel die zweitwichtigste Gruppe dar. Gleichzeitig relativieren die Befunde aber die Bedeutung der Arbeitskollegen im Vergleich mit den Familienmitgliedern. Obwohl die Arbeits-sphäre und die Arbeitskollektive für die Arbeitskräfte in der DDR relativ wichtig waren, kamen sie offenbar nicht an die Beziehungen zu den Partnern, Eltern und Kindern heran. Man darf auch nicht vergessen, daß das Verhältnis zu den Personen außerhalb des Familienverbandes durch einen 'Doppelcharakter' mit entsprechenden Belastungen geprägt war (s.u. den Stichpunkt 'Mißtrauen').

Zudem kann man mit der Entfunktionalisierungsthese - übrigens im Einklang mit einigen der genannten Autoren - genau umgekehrt argumentieren: Wenn die Familie von Versorgungsaufgaben und der Erfüllung emotionaler Bedürfnisse (z.B. auch Bedürfnisse nach Kommunikation) entlastet wird, verbessert dies die Beziehungen zwischen den Partnern und Generationen. Die Familie wird durch die Übernahme von bestimmten Funktionen durch Staat und Betrieb nicht destabilisiert, sondern im Gegenteil sogar gestärkt. Man kann damit die These aufstellen, daß Generationenbeziehungen in der DDR aufgrund des besonderen Charakters der Arbeitswelt und der Kollektive unbelasteter - und damit solidarischer - waren als in der 'alten' und 'neuen' Bundesrepublik, wo Probleme im Arbeitsleben relativ ungefiltert in die Familie hineingetragen werden (vgl. z.B. Hess et al. 1991, Landua 1991). Da Kündigungen in der DDR praktisch ausgeschlossen waren⁴⁵ und Arbeitslosigkeit nicht existierte, hielten sich psychische Belastungen und existentielle Sorgen aufgrund eines möglichen oder tatsächlichen Arbeitsplatzverlustes in Grenzen. Zudem waren die geringe Konkurrenz innerhalb der Kombinate und Betriebe sowie die persönlicheren Beziehungen zu den Kollegen eher ent- als belastend. Die Familien- und Generationenbeziehun-

45 In der DDR konnte eine Kündigung nur in seltenen Ausnahmefällen ausgesprochen werden. Wenn sie doch gelang, mußte auf die freigewordene Stelle ein neuer Arbeitnehmer beschäftigt werden, der meistens selbst aus einem anderen Betrieb entlassen worden war. Von einem solchen Austausch schwieriger Mitarbeiter wurde dann oft von vornherein abgesehen (Thiel 1990, Rottenburg 1991: 312, Szydlík 1993: 48f.).

gen werden eher in der marktwirtschaftlich verfaßten Bundesrepublik durch Konkurrenz, Arbeitslosigkeit und finanzielle Engpässe belastet.

9. Rückzug ins Private

Die DDR war eine Nischengesellschaft (Gaus 1983). Die starke Einbindung des Individuums in gesellschaftliche Aktivitätsformen sowie die Durchdringung der meisten Lebensbereiche von Staat und Partei führten dazu, daß privaten Bereichen eine um so größere Bedeutung zukam. "[D]ie Familie in der DDR [ist] mehr und mehr zum Synonym für Freizeit und Privatsein, für eine breite Palette individueller Lebenstätigkeiten außerhalb der gesellschaftlichen Aktivitätsformen geworden" (Gysi 1990: 34). In der Familie konnte man sich so geben, wie man war. Sie war mit der letzte Ort, an dem man sich sicher fühlen konnte, an dem man nicht mehr streng differenzieren mußte zwischen offizieller und privater Meinung, zwischen eigenen Vorstellungen und den vom Partei- und Staatsapparat geforderten Floskeln und Verhaltensweisen. Damit erfuhr die Familie eine nicht zu überschätzende Aufwertung.

Hinzu kam ein zweiter Aspekt: Die Familie erwies sich nicht nur als "Gegenwelt zur Gesellschaft" (Gysi 1990: 34), weil sie deutlich anders war als der offizielle öffentliche Raum. Die Familie - und damit insbesondere auch Generationenbeziehungen - wurde auch aufgewertet, weil die politische Führung mehr und mehr darin versagte, den Individuen Wertorientierungen anzubieten und sinnstiftend zu wirken. Da potentiell sinnstiftende Alternativen geringe Spielräume offerierten, kam der Familie eine um so größere Bedeutung zu. Neben der stark eingeschränkten kritischen politischen Partizipation führte besonders der Wertausfall im Arbeitsbereich zu einer größeren Hinwendung zur Familie. Die Arbeit im Betrieb bzw. Kombinat mit den immer offenkundiger werdenden Problemen im Produktionsprozeß wurde ein immer unwichtigerer Lebensbereich. Dies drückte sich beispielsweise am mangelnden Interesse an beruflichen Aufstiegen oder in Bemerkungen wie "Privat geht vor Katastrophe" aus, mit denen sich Arbeiter zuweilen in den Feierabend verabschiedeten, wenn im Betrieb dringend Arbeitskräfte für Überstunden benötigt wurden. Die im Vergleich mit der Bundesrepublik auffällig schlechtere Versorgung mit Luxusgütern sowie die eingeschränkte Reisefreiheit verstopften ebenfalls mögliche Ventile. Das Zusammenwirken dieser Defizite zeigt sich exemplarisch am Beispiel 'Geld': Auch wenn man das Ausmaß der Einkommensungleichheit in der Deutschen Demokratischen Republik nicht unterschätzen sollte, existierte doch eine geringere Verdienstspreizung (Szydlik 1993). Für die Arbeitskräfte lohnte es sich kaum, die offizielle Arbeit zum wichtigen Lebensinhalt zu machen, um mehr zu verdienen als andere. Außerdem konnte man mit seinem Verdienst weniger anfangen, weil es an den entsprechenden Waren fehlte - was wiederum

ein Grund dafür war, den Arbeitseinsatz und den Wunsch nach Beförderung in Grenzen zu halten. Dies soll natürlich nicht unterstellen, daß die Einkommen keine Bedeutung gehabt hätten.

Für die Deutsche Demokratische Republik läßt sich somit ein Rückzug der DDR-Bürger ins Private konstatieren, der die Familienbeziehungen um so wichtiger werden ließ und somit zu einer besonderen Generationensolidarität beitrug. In gewisser Weise kann man die Familie in der DDR sogar als eine Art "Notgemeinschaft gegen das 'System'" (Diewald 1995), als "privates Refugium" (Huinink, Wagner 1995: 151) ansehen, wobei alle anderen, also die, die man nicht kannte, zuweilen sogar als Gegner wahrgenommen wurden (Srubar 1991: 424; s. auch Kühnel 1990a; Vaskovics et al. 1994: 157f.; Mayer 1995: 366; Schneider et al. 1995: 5). Dies soll allerdings nicht unterstellen, daß in westlichen Gesellschaften die Familie keine 'Nische' darstellt (Diewald 1995: 258). Die aufgeführten Argumente sprechen jedoch dafür, daß der Nischen- und Rückzugscharakter von Familien in der Deutschen Demokratischen Republik stärker ausgeprägt war als bei Familien in der 'alten' Bundesrepublik Deutschland.

10. Mißtrauen

Eine Diskussion der Familienbeziehungen in der DDR wäre unvollständig, wenn man nicht auch das Thema 'Mißtrauen' ansprechen würde. Inwiefern hatte die Durchdringung des alltäglichen Lebens durch Staat und Partei mit den damit einhergehenden Bespitzelungen durch die informellen Mitarbeiter der Staatsicherheit zu einem allgemeinen Klima des Mißtrauens in der DDR geführt, das selbst die Familienbeziehungen berührte? Wie offen und ehrlich konnte man mit wem umgehen, ohne hinsichtlich seiner eigenen Regimetreue in Verdacht zu geraten? Zudem: War man freundlich zueinander, weil man sich wirklich schätzte, oder weil der andere im Sinne eines ökonomisch-instrumentellen Kalküls nützlich sein konnte (s. Engler 1991, 1992; Schröder 1992; Pollack 1994; Diewald 1995: 230)⁴⁶?

46 Engler (1991: 3) führt auf: "Und so geschah es häufig. Kinder, die in 'sensiblen' Berufen arbeiteten, brachen mit ihren Eltern, die sich nicht bereit fanden, persönliche Brücken in die andere, die westliche Welt, abubrechen; Eltern verstießen ihre Kinder, die jede Hoffnung verloren und sich zur Auswanderung oder zur Flucht entschlossen hatten; Ehepartner und Freunde entfremdeten sich aus denselben oder ganz ähnlich gelagerten Ursachen". Schröder (1992: 4) stellt fest: "Die marxistisch-leninistische Ideologie hat sehr wirksam die elementare Sittlichkeit ruiniert. Ich meine damit die in allen Kulturen konstanten Regeln der zwischenmenschlichen Nahbeziehungen zu Verwandten, Freunden, Nachbarn und Gästen".

Diese Fragen sind - insbesondere aus der Perspektive des westdeutschen Betrachters - nicht leicht zu beantworten. Zwar wurde nach dem Zusammenbruch der DDR peu à peu bekannt, welche Ausmaße die DDR-interne Ausspioniererei ihrer Bürgerinnen und Bürger tatsächlich angenommen hatte. Dies sagt jedoch noch nicht viel über das *angenommene* Ausmaß der Bespitzelungen in der DDR-Bevölkerung und, damit einhergehend, das allgemeine Mißtrauen gegenüber Arbeitskollegen, Nachbarn, Bekannten, Freunden und Verwandten als potentielle Informanten⁴⁷.

In der DDR konnte es zwar schwierig sein, genau zu wissen, wem man trauen konnte und wem man mißtrauen mußte. Dies spricht jedoch nicht gegen die Hypothese von der Familie als Rückzugsraum, sondern unterstützt sie sogar. Die Familie war gerade aufgrund ihrer unsicheren Umwelt als Gegenpol besonders bedeutsam. Die Weitergabe von Informationen über den eigenen Ehepartner, über die eigenen Kinder und Eltern war die große Ausnahme. Dasselbe gilt für 'ein Verstoßen der Kinder aufgrund deren Auswanderung oder Flucht' (Engler 1991: 3). Die Angst vor Bespitzelung reichte im allgemeinen nicht in die engste Privatsphäre hinein. Im Gegenteil: Das Mißtrauen gegenüber denen, die sich außerhalb dieser Privatsphäre befanden, hat die Solidarität innerhalb derselben noch verstärkt⁴⁸.

2.4 Kurzfazit

Das Ziel dieses Kapitels war es, Grundlagen für die folgenden empirischen Analysen zu legen. Zunächst wurde grundsätzlich zwischen familialen und ge-

47 Niethammer (1990b: 66f.) spricht hierbei von einer "Derealisierung der Kontrolle durch Gewöhnung. (...) der Geheimdienst [war] in unübersehbarer Weise öffentlich präsent (...). Jeder hatte seine Kommunikationsgewohnheiten darauf eingestellt, daß man wirklich Vertrauliches am besten im Grünen besprach und beim Hinzutritt von Dritten, etwa Kellnern, das Gespräch unterbrach, daß man aber im übrigen sich mit den Jahren ohnehin so verhielt, als würde nichts oder alles beschnüffelt. Man konnte in der DDR nicht leben, wenn man ständig auf die offensichtliche Präsenz der Stasi und anderer Ohren des Staates starre".

48 Jens Reich (1999: 12) berichtet: "Ein wesentlicher Teil meiner DDR-Sozialisierung bestand darin, das berühmte orwellsche *double-speak* zu erlernen und auch meine Kinder darin auszubilden. Was im privaten Bereich gesagt und gedacht wurde, war grundverschieden von dem, was wir öffentlich zeigten. (...) So stand alles, was sie sagten oder schrieben, gewissermaßen in Anführungszeichen: Der Marxismus-Leninismus lehrt Folgendes, und dann spulte man die Theoreme ab. Zu Hause wurde dann gelernt, was daran zutraf und was falsch oder verlogen war, aber das verschwieg man naturgemäß in der Schule".

sellschaftlichen Generationen unterschieden, wobei letztere weiterhin in ökonomische, politische und kulturelle Generationen aufgeschlüsselt wurden. Obwohl familiale und gesellschaftliche Generationen distinktive Konzepte darstellen, können sie auf vielfältige Weise miteinander verbunden sein.

In einem zweiten Schritt ging es um die Frage, was man unter einer familialen Generationensolidarität verstehen kann. Dabei wurde vorgeschlagen, zwischen einer funktionalen, einer assoziativen und einer affektiven Solidaritätsdimension zu unterscheiden. Zudem wurde ein heuristisches Modell familialer Generationensolidarität entwickelt. Es ist ein zentrales Anliegen der folgenden Kapitel, die empirische Bedeutung der in dem Modell aufgeführten Opportunitäts-, Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen zu ermitteln.

Eine Studie, die sich mit ost- und westdeutschen Generationenbeziehungen befaßt, muß sich zunächst mit den besonderen intergenerationalen Verhältnissen in der Deutschen Demokratischen Republik im Vergleich mit der Bundesrepublik Deutschland beschäftigen. Dabei darf man nicht den Fehler machen, die Familien- und Generationenbeziehungen in der DDR mittels einiger weniger griffiger Formeln pauschal abbilden und erklären zu wollen (vgl. Mayer 1995: 366). Das erste Ergebnis der hier geführten Diskussion ist die Komplexität der Familien- und Generationenverhältnisse in der DDR - und damit auch die der Familienforschung⁴⁹. Außerdem ist bei diesem Thema gerade für einen westdeutschen Beobachter besondere Vorsicht geboten.

Eines läßt sich als Zwischenfazit immerhin sagen: Die familialen Generationenbeziehungen in der DDR waren von einer vergleichsweise großen Solidarität geprägt. Dafür waren in erster Linie spezifische (intendierte und nicht-intendierte) kulturell-kontextuelle Strukturen verantwortlich, die sich dann auf die Opportunitäts-, Bedürfnis- und familialen Strukturen ausgewirkt haben. Diese Hypothese wird durch eine Reihe von Argumenten gestützt: Zunächst weist die hohe Geburtenrate in der Deutschen Demokratischen Republik darauf hin, daß für die allermeisten DDR-Bürger in der Abwägung der Vor- und Nachteile von Kindern die positiven Aspekte überwogen. Die hohe Fertilität, die generell nicht auf mehr Kindern pro Frau sondern auf mehr Frauen mit Kindern beruhte, belegt auch, daß minderjährige und erwachsene Kinder für vergleichsweise viele Menschen Teil ihres Lebens waren - sie erfuhren und erfahren familiale Generationenbeziehungen nicht nur aus der Perspektive des (erwachsenen) Kindes zu

49 Übrigens wurde in der DDR nur wenig Forschung über Generationenbeziehungen durchgeführt, und wenn, dann wurde damit oft eine politisch erwünschte Zielrichtung verbunden (s. Schneider 1994: 43f.). Eine Studie des Zentralinstituts für Jugendforschung der DDR über Lehrlinge kam z.B. zu dem Ergebnis, daß es in den Familien der DDR keine Anzeichen für einen Generationenkonflikt gibt, wobei weiterhin ein "enges Zusammenwirken der Kader der Berufsbildung und der FDJ mit den Eltern der Lehrlinge" erforderlich sei (Gerth et al. 1986).

seinen Eltern, sondern auch umgekehrt. Zudem spricht die relativ frühe Geburt von Kindern mit dem damit einhergehenden geringeren Altersabstand zwischen den Familiengenerationen für größere Aktivitätsmöglichkeiten und geringere Diskrepanzen zwischen Eltern und Kindern aufgrund gemeinsamer Erfahrungen (familiäre Strukturen).

Auch beim täglichen Familienleben haben minderjährige Kinder und Jugendliche in DDR-Familien eine relativ große Rolle gespielt. Zwar haben ostdeutsche Mütter aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit weniger Zeit mit ihren Kindern verbringen können als westdeutsche Mütter. Wenn sie jedoch aufgrund ihrer Berufstätigkeit zufriedener mit sich und der eigenen Situation waren, dürfte sich dies auch positiv auf die Qualität des Familienlebens ausgewirkt haben. Manche Kinder haben die gemeinsame Zeit mit der Mutter auch deshalb besonders geschätzt, weil sie - ähnlich wie der Vater - eben nicht selbstverständlich immer zur Verfügung stand und weil sich die Zeit mit den Eltern positiv gegenüber der in den öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen abhob. Zudem dürfte sich der relativ große Einsatz der Väter in puncto Familienarbeit positiv auf das Verhältnis zu den Kindern ausgewirkt haben.

Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen können ebenfalls als Indizien für eine größere Generationensolidarität in der Deutschen Demokratischen Republik herangezogen werden: Einerseits führte die eingeschränkte soziale Mobilität der jüngeren Jahrgänge zu einer relativ geringen sozialen Distanz zwischen den Familiengenerationen. Andererseits trug das weitgehende Fehlen einer 68er Generation zu einer geringeren Entfremdung zwischen den familialen Generationen bei.

Schließlich spricht das Verhältnis der Familie zu der sie umgebenden Umwelt für eine größere Solidarität in DDR-Familien. Ein Argument ist der Rückzug ins Private, wobei die Familie eine Art Gegenwelt gegenüber der Gesellschaft darstellte. Dafür waren nicht zuletzt die Durchdringung der meisten Lebensbereiche durch Staat und Partei, ein allgemeines Mißtrauen gegenüber Personen außerhalb des engen Familienkreises sowie der Mangel an Sinnstiftendem in der DDR-Gesellschaft verantwortlich. Gleichzeitig wurde die Familie in der DDR von Problemen verschont, die vor allem die Familien- und Generationenbeziehungen in der 'alten' und 'neuen' Bundesrepublik Deutschland belasten, nämlich Arbeitslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit und innerbetriebliche Konkurrenz. Die vergleichsweise engen Beziehungen zu den Arbeitskollegen dürften die Familie in der DDR damit weniger destabilisiert denn gestützt haben.

Man darf allerdings nicht unterschlagen, daß die Hypothese von der besonderen Generationensolidarität in der DDR durch einige Argumente eingeschränkt wird: Zunächst ist festzuhalten, daß die Hypothese nicht gleichermaßen für alle Solidaritätsaspekte gilt. Sie bezieht sich vorrangig auf die affektive und assoziative Solidaritätsdimension. In Hinblick auf monetäre Transfers ist jedoch von

einer geringeren funktionalen Solidarität in der Deutschen Demokratischen Republik auszugehen, und zwar wegen des geringeren ökonomischen Bedarfs (Bedürfnisstrukturen) an finanzieller Unterstützung sowie der geringeren Ressourcen für monetäre Transfers zu Lebzeiten und danach (Opportunitätsstrukturen).

Das Argument, daß soziale Beziehungen in der DDR in Hinblick auf Tauschnetzwerke wichtiger waren als anderswo, läßt sich zwar für Bekannte und entferntere Verwandte vertreten, jedoch nicht für die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Die hohe Scheidungsquote in der DDR ist zwar kein Beleg für 'schlechtere' Ehen. Man kann jedoch davon ausgehen, daß die Generationenbeziehung zum abwesenden Elternteil, also zumeist dem Vater, auch auf Dauer unter den Ursachen und Folgen einer Scheidung leidet. Schließlich weist der hohe Anteil an Konfessionslosen in der DDR darauf hin, daß vergleichsweise wenige Ostdeutsche aus religiösen Gründen von einer besonderen Generationensolidarität sprechen. Weitere mögliche Kontra-Argumente haben sich aufgrund der Diskussion jedoch als wenig stichhaltig erwiesen. Sie können vielmehr sogar als Unterstützung der allgemeinen These herangezogen werden (Stichpunkte 'Familienzeit', 'Arbeitskollektive' und 'Mißtrauen').

Spezifischere Hypothesen zu den verschiedenen Aspekten der familialen Generationensolidarität von Ost- und Westdeutschen werden in den folgenden Kapiteln vorgestellt, diskutiert und empirisch überprüft.

Kapitel 3:

Intergenerationale Solidarität: Ein Überblick

*Happiness is having
a large, loving, caring,
close-knit family
in another city.*

George Burns

3.1 Einleitung

Für die These von der 'Krise der Familie' werden seit langem eine Reihe von Argumenten vorgebracht. Dazu zählen das Abreißen des Generationenzusammenhangs mit der Herausbildung der Kernfamilie und deren struktureller Isolation (z.B. Durkheim 1892; Parsons 1943; Berger, Berger 1984) und der Verfall der Kernfamilie mit dem Rückgang der Heirats- und Geburtenquoten bei gleichzeitigem Anstieg der Scheidungen (z.B. Hoffmann-Nowotny 1988; Miegel, Wahl 1993; vgl. dazu die kritischen Kommentare von Burkart 1995, s. Kohli et al. 1997). Zudem wird die Krisenthese damit begründet, daß immer weniger Familiengenerationen gemeinsam unter einem Dach leben. Man hat manchmal den Eindruck, daß dabei gerne an ein (Ideal)Bild von der guten alten Großfamilie gedacht wird, in der Enkel, Kinder, Eltern und Großeltern friedlich beisammensitzen und am großen Tisch in der guten Stube die gemeinsame Mahlzeit einnehmen. Es dürfte sich jedoch mittlerweile - zumindest in der Familiensoziologie - herumgesprochen haben, daß diese Großfamilie ein Mythos ist. Sie war nie die dominante Lebensform; sie konnte es gar nicht sein. Dagegen spricht schon die geringe gemeinsame Lebenszeit der früheren Familiengenerationen. Daß Enkel und Großeltern lange Zeit miteinander verbringen können, daß sie sich überhaupt kennenlernen, ist ein modernes Phänomen. Insofern ist erst heute die Chance für eine solche Großfamilie gegeben. Zwar lebten früher durchaus viele Personen unter einem Dach; dies lag daran, daß zum Beispiel

auch Mägde und Knechte zur 'Familie' gerechnet wurden. Dabei handelte sich jedoch nicht um Verwandte, so wie es das idyllisch-romantische Großfamilien-Bild impliziert. Es stimmt auch nicht, daß die relativ wenigen Älteren generell mit ihren erwachsenen Kindern zusammenlebten und von diesen versorgt wurden. Vielmehr galt für die Allermeisten das Prinzip 'Arbeit bis ins Grab'. Es war vorrangig die eigene Arbeitsleistung, die das Überleben sicherte, und nicht die Versorgung durch die Nachkommen (s. z.B. Rosenbaum 1982; Evans, Williamson 1995; Schütze 1997 und die dort zitierte Literatur).

Ein Bedeutungsrückgang von großen Familien im Sinne von im selben Haushalt lebenden Angehörigen läßt sich aber nicht verleugnen. Immerhin ist der Anteil der Haushalte mit mindestens fünf Personen von 1900 (Reichsgebiet) bis 1990 ('alte' Bundesrepublik) peu à peu von 44 auf fünf Prozent der Privathaushalte gesunken, während im selben Zeitraum der Anteil der Einpersonenhaushalte kontinuierlich von sieben auf 35 Prozent stieg (Bretz, Niemeyer 1992: 88). Zwischen 1960 und 1990 sind die Haushalte mit mehr als drei Generationen von sieben auf ein Prozent zurückgegangen, die Zweigenerationenhaushalte von 50 auf 37 Prozent, während die Quote der Alleinlebenden von 21 auf 35 Prozent gestiegen ist (ebd.: 90). Höhn et al. (1994: 67) stellen auf der Basis des Mikrozensus für das Jahr 1991 fest, daß in der Bundesrepublik noch nicht einmal drei Prozent der über 59jährigen in Drei- oder Mehrgenerationenhaushalten leben. Weitere 14 Prozent leben in Zweigenerationenhaushalten, 47 Prozent in Einpersonenhaushalten, und 35 Prozent leben allein. In den neuen Bundesländern sind die Mehrgenerationenhaushalte sogar noch seltener (zwei Prozent Drei- und Mehrgenerationenhaushalte und zehn Prozent Zweigenerationenhaushalte). Das Zusammenleben mehrerer Generationen scheint heute demnach nur noch ein marginales Phänomen zu sein.

Die Anzahl der Mehrgenerationenhaushalte ist allerdings kein guter Solidaritätsindikator. *Erstens* werden, wenn die Anteile an intergenerationaler Koresidenz lediglich über die Gesamtbevölkerung ermittelt werden, grundsätzlich zwei Faktoren miteinander vermischt, nämlich die Existenz von Eltern bzw. Kindern und die Entscheidung, mit den Verwandten der anderen Generation zusammenzuleben. Der Anteil der Mehrgenerationenhaushalte fällt höher aus, wenn man die Existenz solcher Generationen in Rechnung stellt. Mit anderen Worten: Es genügt nicht, lediglich die Gesamtquoten an Eltern und Kindern im selben Haushalt zu ermitteln, ohne gleichzeitig auch die Familienstrukturen zu berücksichtigen (Kohli et al. 1997, 2000b). Allerdings stellen höhere Koresidenzanteile bei einer Berücksichtigung der Familienstrukturen den Befund von der Verringerung der Mehrgenerationenhaushalte nicht in Frage.

Zweitens ist das Haushaltskonzept zu eng für Rückschlüsse auf die familiäre Generationensolidarität: Entsprechend einer "Intimität auf Abstand" (Rosenmayr, Köckeis 1961) oder einer "inneren Nähe durch äußere Distanz" (Tartler

1961) ist zumindest das Zusammenleben in einem Haus (aber getrennten Haushalten) und in der Nachbarschaft einzubeziehen. Es gibt gute Gründe, nicht im selben Haushalt zu wohnen, auch wenn man nicht weit entfernt von den Eltern und erwachsenen Kindern leben möchte. Ein großer Teil des Rückgangs der Haushaltsgrößen dürfte auf Wohlstandsgewinne zurückzuführen sein, so daß die Familiengenerationen nicht mehr in derselben Wohnung leben *müssen*. Die Mehrgenerationenfamilien, die räumlich nahe beieinander leben, dürften wesentlich häufiger auftreten und somit die These von der Krise der Familie aufgrund abnehmender Koresidenz relativieren (vgl. Bien, Marbach 1991).

Drittens liefert die Beschränkung auf Haushaltsstrukturen und Wohnentfernungen ein sehr unzureichendes Bild über die Verbundenheit von Familiengenerationen. Es reicht nicht aus, lediglich zu wissen, ob Eltern oder Kinder vorhanden sind und wie weit entfernt voneinander sie leben. Es handelt sich hierbei lediglich um Potentiale für familiäre Generationensolidarität. Die intergenerationale Solidarität selbst wird damit nicht erfaßt.

Dieses Kapitel soll einen ersten Überblick über Potentiale und Dimensionen familiärer Generationensolidarität liefern. Die empirischen Befunde basieren auf dem Alters-Survey (s. die Einleitung). Zunächst geht es um Solidaritätspotentiale wie Familienstrukturen, Wohnentfernungen und Solidaritätsnormen. Dann werden Aspekte der funktionalen (Koresidenz, Transfers, Hilfeleistungen), affektiven (Beziehungsenge) und assoziativen (Kontakte) Solidaritätsdimensionen behandelt. Schließlich werden die drei Dimensionen in einer Beziehungstypologie zusammengefaßt.

3.2 Familienstrukturen, Wohnentfernungen, Solidaritätsnormen

Familienstrukturen

Familienstrukturen, Wohnentfernungen und Solidaritätsnormen sind wichtige Potentiale für familiäre Solidarität. Die erste Bedingung für Generationenbeziehungen ist natürlich die Existenz derselben. Anhand der Familienstrukturen soll zunächst der Frage nachgegangen werden, inwiefern überhaupt lebende Generationen vorhanden sind. Grafik 3.1 führt die Anteile der Mehrgenerationenfamilien auf, während Tabelle 3.1 dokumentiert, wieviele der Befragungspersonen Großeltern, Eltern, Kinder, Enkelkinder und Urenkel haben. Die erste Zelle zeigt beispielsweise, daß bei 2,2 Prozent der westdeutschen 40-85jährigen entweder die Großmutter oder der Großvater (oder beide) noch leben. Die in Grafik 3.1 berücksichtigten Generationen sind kursiv ausgedruckt. Schwiegereltern

und -großeltern werden einbezogen, weil auch sie Familienmitglieder der anderen Generation sind und somit zu den Generationenstrukturen dazugehören.

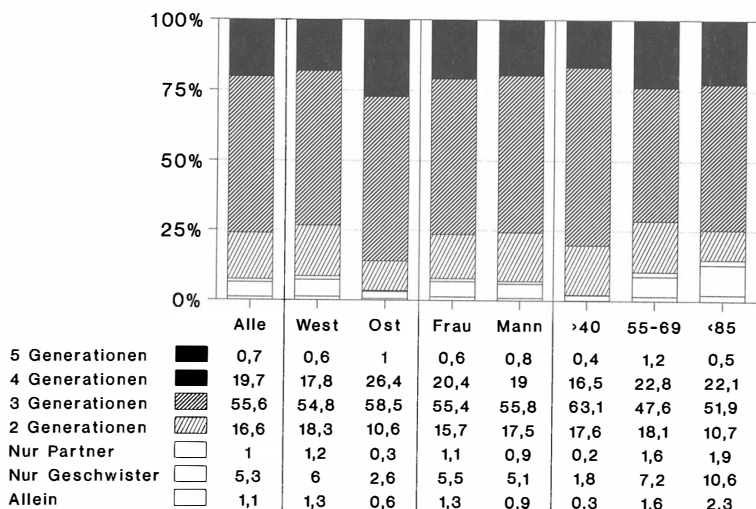
Lediglich sieben Prozent der 40-85jährigen haben kein Familienmitglied, das einer anderen Generation angehört (1,1+5,3+1 Prozent). Ein Prozent hat weder Geschwister noch einen (Ehe)Partner (die Kategorie 'Nur Partner' umfaßt auch Personen mit Partner und Geschwister). Nur ein Viertel lebt nicht mindestens in einer Dreigenerationenfamilie. Ein Fünftel gehört sogar einer Viergenerationenfamilie an. Die Grafik zeigt somit eindrucksvoll, daß bei der übergroßen Mehrheit Generationenbeziehungen zumindest möglich sind. Damit wird gleichzeitig die Bedeutung des Themas der vorliegenden Studie unterstrichen: Wer sich mit familialen intergenerationalen Beziehungen beschäftigt, betreibt sicherlich keine randständige Forschung.

Die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen, Frauen und Männern sowie den Altersgruppen folgen den Erwartungen. Ostdeutsche haben im Vergleich mit Westdeutschen mehr lebende Generationen. Hier macht sich vor allem die höhere Fertilität bemerkbar, aber zum Teil auch die Tatsache, daß Ledige und Kinderlose die DDR vor dem Mauerbau deutlich häufiger verlassen haben als Eltern (Huinink et al. 1991). Bei 14 Prozent der Ostdeutschen lebt höchstens noch eine weitere Generation - bei Westdeutschen ist dieser Anteil beinahe doppelt so hoch. Die Tabelle verdeutlicht, worauf diese Unterschiede vorrangig zurückzuführen sind: Ostdeutsche haben häufiger Nachkommen, und ihre direkten Deszendenten haben selbst wiederum häufiger Kinder in die Welt gesetzt. Damit wird die Differenz bei den Kindern, Enkeln und Urenkeln immer größer. Der Anteil der ostdeutschen 40-85jährigen mit Urenkeln ist mit acht Prozent doppelt so hoch wie der von Westdeutschen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß DDR-Bürger ihre Kinder früher zur Welt brachten, so daß viele jüngere westdeutsche Befragungspersonen allein aufgrund des Alters ihrer Kinder *noch* keine Enkel haben¹.

Die Grafik legt nahe, daß zwischen Frauen und Männern keine Unterschiede bei den Generationenstrukturen existieren. Die Tabelle belegt jedoch, daß dieses

1 Die Fallzahlen für Ost- und Westdeutsche addieren sich nicht auf die Gesamtfallzahl, weil in der vorliegenden Studie bewußt zwischen *ost- und westdeutschen* Generationenbeziehungen unterschieden wird - im Unterschied zu Generationenbeziehungen in *Ost- und Westdeutschland*. Immerhin stehen hier nicht zuletzt die Auswirkungen der besonderen Familienverhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik im Zentrum der Betrachtung, die auch solche Ostdeutsche betreffen, die mittlerweile in Westdeutschland leben (und umgekehrt). Der Alters-Survey fragt: "Haben Sie in den letzten 40 Jahren überwiegend in der DDR, in der Bundesrepublik oder außerhalb Deutschlands gelebt?" Die drei Antwortmöglichkeiten lauten: "DDR", "Bundesrepublik" und "Außerhalb Deutschlands".

Grafik 3.1: Mehrgenerationenfamilien



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen.

Tabelle 3.1: Generationenstrukturen

	West	Ost	Frau	Mann	40-54	55-69	70-85	Gesamt
Großeltern(teil)	2,2	1,9	1,9	2,5	4,5	0,3	0,2	2,2
(Schwieger)Großeltern	4,7	3,9	3,1	6,1	9,4	0,7	0,2	4,5
.....								
Eltern(teil)	40,4	41,2	38,4	43,7	71,1	22,7	1,1	40,9
(Schwieger)Eltern(teil)	53,5	53,2	48,3	59,4	85,9	37,3	3,2	53,6
Eltern(teil) außerh. HH	37,9	38,7	36,3	40,6	67,0	20,6	1,0	38,3
(Schw.)Eltern außh. HH	50,3	50,8	45,7	55,8	82,0	34,0	2,9	50,6
.....								
Jemals Kind gehabt	85,2	93,2	88,1	85,6	87,2	87,1	85,7	86,9
Kind	84,9	92,5	87,7	85,3	87,2	86,6	84,9	86,6
Erwachsenes Kind	69,6	82,0	76,8	67,0	56,1	85,8	84,8	72,1
Erw. Kind außerh. HH	58,9	70,2	65,8	56,0	36,4	80,8	83,3	61,0
.....								
Enkelkind	38,4	55,0	46,9	36,2	13,8	60,3	74,9	41,7
.....								
Urenkel	4,4	8,2	6,9	3,7	0,0	4,3	21,3	5,4
.....								
n	3058	1632	2374	2464	1719	1779	1340	4838

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent. 'n': ungewichtete Fallzahlen.

Bild täuscht und auf unterschiedliche geschlechtsspezifische Generationenkonstellationen zurückgeht. Da Frauen älter werden als Männer, haben sie weniger lebende Eltern und Großeltern - gleichzeitig haben sie mehr Enkel und Urenkel, so daß sich insgesamt die Anzahl der lebenden Generationen bei Frauen und Männern die Waage hält. Männer haben jedoch tendenziell mehr ältere, Frauen mehr jüngere Verwandte anderer Generationen.

Besonders eindrucksvoll sind die altersspezifischen Generationenkonstellationen. Drei Prozent der ältesten Kohorte haben noch lebende (Schwieger)Eltern - im Unterschied zu 86 Prozent der jüngsten Altersgruppe. Drei Viertel der Ältesten sind Großeltern - bei den Jüngsten ist es nicht einmal ein Siebtel. 83 Prozent der 70-85jährigen haben ein erwachsenes, also mindestens 18jähriges Kind außerhalb des Haushalts - im Gegensatz zu 36 Prozent der 40-54jährigen. Die letztgenannte Differenz ist dabei nicht auf eine unterschiedlich häufige Kinderlosigkeit als vielmehr auf differierende Anteile mit minderjährigen und erwachsenen Kindern (bzw. Koresidenzanteile) zurückzuführen².

Wohntfernungen

Auch die geographische Nähe oder Ferne der Eltern- und Kinderhaushalte stellt eine wichtige Grundlage für Generationenbeziehungen dar. Wenn Eltern und Kinder nicht weit voneinander entfernt wohnen, haben sie eine Vielzahl von Möglichkeiten, miteinander in Kontakt zu bleiben und sich gegenseitig zu helfen. Der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus markiert zwar das (vorläufige) Ende einer gemeinsamen Haushaltsführung und fördert die Unabhängigkeit der Herkunftsfamilie und ihrer Deszendenten. Damit ergibt sich eine neue Qualität der Generationenbeziehung. Dies muß jedoch keineswegs bedeuten, daß Eltern und erwachsene Kinder, die nicht mehr im selben Haushalt leben, nichts mehr miteinander zu tun hätten.

Allerdings macht es einen erheblichen Unterschied, wie weit Kinder und Eltern voneinander wegziehen. Zwar haben sich die Kontaktmöglichkeiten der "modified extended family" schon allein durch moderne Kommunikationsmittel erheblich verbessert (Litwak 1960). Das Spektrum an Interaktionsformen ist jedoch um so geringer, je weiter die Verwandten voneinander entfernt leben. Außerdem verringert sich mit der geographischen Distanz der Spontaneitätsgrad für Kontakte. Vor allem instrumentelle Hilfeleistungen sind an den direkten

2 Es ist nicht völlig auszuschließen, daß der Alters-Survey Kinderlose insgesamt etwas unterschätzt, da auch Kinder des (Ehe)Partners sowie Pflege- und Adoptivkinder berücksichtigt werden. Zudem ist möglich, daß ältere Kinderlose eher in Alters- und Pflegeheimen leben, wobei sich der Alters-Survey auf Personen in Privathaushalten konzentriert (s. Kohli et al. 1997: 165).

Kontakt gebunden - seien es nun Hilfen im Haushalt oder Garten, Pflegedienste, Besorgungen oder die Betreuung von Enkeln. Die Möglichkeit, die Eltern bzw. das Kind häufig persönlich zu treffen, spricht somit prinzipiell für eine andere Beziehungsqualität, als wenn lediglich telefoniert oder brieflich verkehrt wird. Man kann auch vermuten, daß sich weit entfernt lebende Angehörige aufgrund ihrer selteneren persönlichen Kontakte weniger stark in ihren jeweiligen Einstellungen beeinflussen und somit ein höheres Entfremdungspotential aufweisen. Schließlich kann sich ein größeres Verantwortungsgefühl für die andere Generation herauskristallisieren, wenn man sich immer wieder sieht und trifft.

Empirische Analysen bestätigen die große Bedeutung der Wohnentfernung für die Generationenbeziehungen. In Kapitel 5 der vorliegenden Studie wird dokumentiert, daß die räumliche Distanz die wichtigste Determinante für enge Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern ist, die nicht mehr im selben Haushalt leben. 65 Prozent der Eltern, die im gleichen Ort wie ihr Kind wohnen, berichten von einer sehr engen Beziehung zu dem Kind. Wenn das Kind in einem anderen Ort lebt, trifft dies nur noch auf 44 Prozent der Eltern zu. Wer in der Nähe seiner Eltern oder erwachsenen Kinder wohnt, hat mit diesen aller Wahrscheinlichkeit nach ein enges emotionales Verhältnis.

Atkinson et al. (1986) finden heraus, daß eine geringere geographische Distanz mit einer wesentlich höheren Kontakthäufigkeit einhergeht. Frankel und DeWit (1989) stellen fest, daß die räumliche Entfernung der wichtigste Prädiktor für alle Kontaktformen ist (s. auch DeWit et al. 1988; Rossi, Rossi 1990). Auch Wagner und Settersten (1994) kommen zu diesem Ergebnis. Marbachs (1994a) Untersuchung zeigt, daß eine größere Wohnentfernung zwischen Generationen die Kontakthäufigkeit und erwartungsgemäß auch die Dienstleistungen verringert, bei denen eine persönliche Anwesenheit vonnöten ist. Motel und Spieß (1995) stellen allerdings fest, daß die Vergabe monetärer Transfers von der Wohnentfernung nicht tangiert wird³.

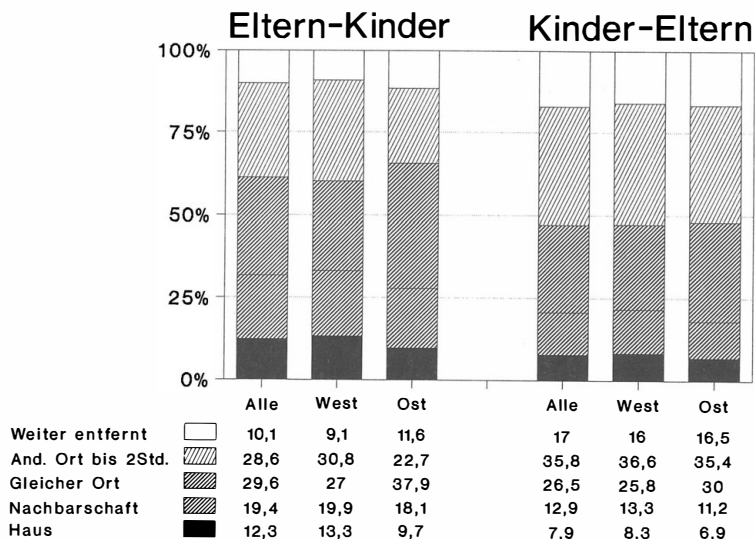
Obwohl dies überraschend sein mag, kommen bisherige Untersuchungen durchweg zu dem Ergebnis, daß die allermeisten Eltern und erwachsenen Kindern, die nicht mehr im selben Haushalt leben, nicht sehr weit voneinander entfernt wohnen. Bertram (1995: 179f.) stellt auf der Basis des Familien-Surveys fest, daß in keiner Region der Bundesrepublik mehr als 30 Prozent der Eltern angeben, daß die eigenen Kinder in einem anderen Ort leben (s. auch Bertram 2000). Schubert (1990: 104f.) kommt in einer Studie über den Südosten Niedersachsens zu dem Ergebnis, daß fast 60 Prozent der Eltern weniger als zehn und über zwei Drittel der Eltern weniger als 25 Kilometer von ihren erwachsenen

3 Hinsichtlich der Ursachen für eine geringere oder größere Wohnentfernung zwischen Eltern- und Kinderhaushalten s. z.B. Greenwell, Bengtson 1997; Lawton et al. 1994a; Lauterbach 1998.

Kindern entfernt wohnen. Bruckner et al. (1993: 57ff.) ermitteln auf der Basis des International Social Survey Programme (ISSP) für das Jahr 1986, daß knapp 80 Prozent der am nächsten wohnenden Eltern und erwachsenen Kinder, die nicht mehr im selben Haushalt leben, in der 'alten' Bundesrepublik maximal zwei Stunden voneinander entfernt leben. Diese Anteile liegen in Italien, Ungarn, Österreich und Großbritannien sogar noch höher, wohingegen die australischen und US-amerikanischen Generationen etwas weiter voneinander entfernt leben als die deutschen.

In Grafik 2.1 wurden bereits eigene Auswertungen auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels dokumentiert (s. auch Tabelle 6.1): Vier von fünf deutsche Eltern leben von ihren außerhäusigen Kindern maximal eine Stunde entfernt. Dies trifft auf Westdeutsche sogar noch etwas häufiger zu als auf Ostdeutsche. Lauterbach (1998), der mit demselben Datensatz die Wohnentfernung der westdeutschen Eltern zu ihren nächstwohnenden Kindern betrachtet, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß nur 20 Prozent dieser Kinder weiter als eine Stunde entfernt von den Eltern leben. Damit sind auch für die folgenden Auswertungen auf der Basis des Alters-Survey nur geringe räumliche Distanzen zwischen den Familiengenerationen zu erwarten.

Grafik 3.2: Wohnentfernungen



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

Der Alters-Survey fragt: "Wie weit wohnt ... zur Zeit von Ihnen entfernt? In der Nachbarschaft; im gleichen Ort; anderer Ort, aber innerhalb von 2 Stunden erreichbar; weiter entfernt; weiß nicht". Natürlich sind auch hier nur die Personen einbezogen, die Eltern bzw. erwachsene Kinder außerhalb des Haushalts haben. Die Säulen unter dem Titel 'Eltern-Kinder' weisen die Entfernungsanteile der 40-85jährigen in bezug zu ihren erwachsenen außerhalb des Haushalts lebenden Kindern aus. Die Überschrift 'Kinder-Eltern' steht für die Entfernungen der 40-85jährigen zu den Haushalten ihrer Eltern. Falls die Befragungsperson mehrere erwachsene Kinder (Elternteile) außerhalb des Haushalts hat, wird die geographische Distanz zum nächstwohnenden erwachsenen Kind (Elternteil) ausgewählt. Auch bei der Kontakthäufigkeit, der Beziehungsenge und der Beziehungstypologie wird dieses Vorgehen gewählt. D.h., es wird dann das erwachsene Kind oder Elternteil mit der größten Kontakthäufigkeit bzw. Beziehungsenge gewählt. Damit soll festgestellt werden, inwiefern die Befragten erwachsene Kinder oder Eltern haben, die nicht weit entfernt von ihnen wohnen, zu denen sie häufigen Kontakt haben bzw. mit denen sie sich eng verbunden fühlen.

Das wichtigste Ergebnis zuerst: Die Familiengenerationen leben sehr nahe beieinander. Dies bestätigt die zitierten anderen Untersuchungen. Bei neun von zehn Eltern mit erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts beträgt die räumliche Distanz maximal zwei Stunden. Mehr als sechs von zehn leben sogar im gleichen Ort. Gleichzeitig lebt die große Mehrheit der Befragungspersonen auch nicht weit von ihren Eltern entfernt. Hier liegen die entsprechenden Quoten bei über 80 bzw. knapp 50 Prozent⁴. Dabei sind Generationen im selben Haushalt noch nicht einmal berücksichtigt (Grafik 3.3).

Bei der Wohnentfernung der ost- und westdeutschen 40-85jährigen zu ihren Eltern zeigen sich keine wesentlichen Unterschiede. In Hinblick auf die erwachsenen Kinder ergibt sich jedoch ein anderes Bild: Einerseits leben mehr west- als ostdeutsche Eltern mit einem ihrer erwachsenen Kinder im selben Haus - dies dürfte auf die höhere Eigentümerquote zurückgehen. Andererseits gibt es mehr westdeutsche erwachsene Kinder, die in einem anderen Ort leben. Bei Ostdeutschen ist hingegen die Gruppe der Eltern am stärksten besetzt, die zwar im gleichen Ort wie ihr Kind leben, jedoch nicht im selben Haus oder in der Nachbarschaft.

Weitere Auswertungen belegen, daß der Anteil der erwachsenen Kinder im selben Haus mit dem Alter deutlich sinkt. Dieser Befund verweist auf einen Lebenslaufeffekt: Junge erwachsene Kinder gehören aufgrund ihrer familialen und

4 Die Unterschiede zwischen der Eltern-Kind- und der Kind-Eltern-Perspektive können neben der Tatsache, daß in der ersten Gruppe die Entfernung zum nächstwohnenden Kind angegeben wird, auf Alters- oder Kohorteneffekten beruhen.

ökonomischen Situation (noch ledig und in Ausbildung) insofern den sogenannten 'Nesthockern' an, als daß sie weiterhin im selben Haus wie die Eltern leben.

Solidaritätsnormen

Als drittes Potential für familiäre Generationensolidarität geht es nun um Solidaritätsnormen. Inwiefern fühlen sich die Menschen dazu verpflichtet, ihre Angehörigen zu unterstützen - auch wenn dies keine Garantie dafür ist, daß sie ihre Vorsätze auch wirklich in die Tat umsetzen? Der Alters-Survey bietet hierzu eine Reihe von Informationen. Dabei kann festgestellt werden, inwiefern überhaupt ein gesellschaftlicher Konsens darüber besteht, Familienmitglieder zu unterstützen. Wir haben den Befragungspersonen im sogenannten 'Drop-Off' eine Reihe von Aussagen vorgelegt, denen sie voll oder eher zustimmen oder die sie voll oder eher ablehnen konnten. Tabelle 3.2 dokumentiert die Anteile derer, die den jeweiligen Aussagen (voll oder eher) zustimmen.

Die Tabelle belegt ausgeprägte Solidaritätsnormen in Hinblick auf die Familie. Mehr als vier von fünf Personen fühlen sich einfach dazu verpflichtet, ihren Angehörigen zu helfen. Dementsprechend geben die meisten an, daß sie ihnen immer helfen würden, wenn sie Hilfe bräuchten⁵. Dies gilt offenbar selbst für Angehörige, die man nicht mag. Lediglich einer von zehn 40- bis 85jährigen stimmt der Aussage voll zu, daß man Angehörigen, die man nicht mag, auch nicht hilft. Dennoch meinen sieben von zehn, daß erwachsene Kinder auf eigenen Beinen stehen und keine Unterstützung von ihren Eltern erwarten sollten. Gleichzeitig geht nur etwas über ein Drittel davon aus, daß die Angehörigen Geld viel besser gebrauchen könnten als sie selbst. Dies weist darauf hin, daß zwar in Notsituationen durchaus eine normative Verpflichtung zur Hilfe erkannt wird, daß jedoch von den Nachkommen gleichzeitig erwartet wird, daß solche Notsituationen nicht eintreten. Mit anderen Worten: Man fühlt sich zwar zur intergenerationalen Solidarität verpflichtet, aber man geht eigentlich davon aus, daß der Bedarfsfall nicht eintritt. Daß familiäre Unterstützungen aufgrund ausreichender staatlicher Hilfen nicht notwendig seien, meint aber auch nur eine kleine Minderheit: lediglich drei Prozent stimmen der entsprechenden Aussage voll zu.

5 Die in der Tabelle aufgeführten Anteile unterscheiden sich nicht wesentlich, wenn man zwischen Personen mit und solchen ohne monetäre Transfers im letzten Jahr differenziert. So stimmen auch neun von zehn Personen, die aktuell keine Transfers leisten, der Aussage zu, daß sie immer einspringen werden, wenn ihre Angehörigen Hilfe brauchen. Dies zeigt, daß es tatsächlich einen hohen gesellschaftlichen Konsens darüber gibt, Familienmitgliedern in Notsituationen zu helfen. Auch hierdurch wird die Annahme gestützt, daß die mit dem Alters-Survey ermittelten Transferquoten bei einem längeren Zeitraum wesentlich höher ausfallen würden.

Tabelle 3.2: Solidaritätsnormen

Zustimmung zu der Aussage ...	West	Ost	Gesamt
Ich finde, daß ich einfach die Pflicht habe, meinen Angehörigen zu helfen.	80,0	87,4	81,9
Wenn meine Angehörigen Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen.	91,5	95,6	92,3
Wen ich von meinen Angehörigen nicht mag, dem helfe ich auch nicht.	38,7	35,5	37,8
Erwachsene Kinder sollten auf eigenen Beinen stehen und keine Unterstützung von ihren Eltern erwarten ¹ .	70,8 [70,4	66,6 66,6	70,1 69,5]
Was soll ich in meinem Alter noch Geld sparen? Meine Angehörigen können es jetzt viel besser gebrauchen.	35,4	38,1	36,4
Ich brauche meinen Angehörigen nicht zu helfen, weil es ja genügend staatliche Hilfen gibt.	16,8	16,4	17,0
Was meine Eltern mir gegeben haben, das möchte ich an die folgende Generation weitergeben. ²	83,6 [86,1	85,6 85,8	83,9 85,9]
Meine Eltern haben soviel für mich getan, daß ich ihnen auch etwas zurückgeben möchte. ³	78,1 [78,8	81,3 85,1	78,8 80,2]
Wenn ich meinen Angehörigen helfe, kann ich von ihnen auch selbst Hilfe erwarten.	66,9	81,0	70,4
Wer etwas von mir erben will, sollte auch etwas dafür tun. ⁴	49,3 [50,4	56,0 64,6	51,0 52,7]

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Fallzahlen: 3295 bis 3756. Anteile in []: '1': Nur Personen mit erwachsenen Kindern. '2': Nur Personen mit lebenden Kindern. '3': Nur Personen mit lebenden Eltern. '4': Nur Personen mit Haus-, Wohnungs- oder Grundstückseigentum.

Abgesehen von der Orientierung an normativen Regeln, Zuneigung und Altruismus sind vor allem Reziprozitätsgesichtspunkte von Bedeutung (s. auch Kühnemann, Motel 2000). Offensichtlich hat der Aspekt des Zurückgebens von bereits Erhaltenem erhebliches Gewicht. Die Befragungspersonen möchten zumindest einen Teil dessen, was sie von ihren Eltern bekommen haben, entweder diesen selbst oder ihren Kindern (den Enkeln ihrer Eltern) zurück- bzw. weitergeben. Das Kalkül, durch Hilfen in Zukunft etwas zurückzuerhalten, ist hingegen weniger stark ausgeprägt. Aber immerhin stimmt die Hälfte der 40-85jährigen der Aussage zu, daß Erben auch Gegenleistungen erbringen sollten.

Ostdeutsche würden ihren Angehörigen noch häufiger zur Seite stehen als Westdeutsche, wobei sie auch ein noch größeres Pflichtbewußtsein gegenüber ihrer Familie aufweisen. Dementsprechend stimmen auch weniger Ost- als Westdeutsche der Aussage zu, daß erwachsene Kinder auf eigenen Beinen stehen und keine Unterstützung von ihren Eltern erwarten sollten. Gleichzeitig ist der Reziprozitätsgedanke bei Ostdeutschen besonders stark ausgeprägt. Ostdeutsche verbinden familiäre Unterstützungen häufiger mit Gegenleistungen. Dies gilt besonders für die Annahme, daß man von den Angehörigen eher Hilfe erwarten kann, wenn man sie selbst unterstützt. Auch in Hinblick auf Vorleistungen für Vererbungen haben Ostdeutsche eine etwas größere Erwartungshaltung.

Weitere Auswertungen (s. Kohli et al. 2000b) belegen, daß die Zustimmung zu den diversen Unterstützungsmotiven auch vom Alter abhängt. Je älter die Menschen sind, um so eher neigen sie dazu, den genannten Aussagen zuzustimmen. Dies ist ein Hinweis darauf, daß familiäre Solidarität mit dem Alter immer wichtiger wird. Ältere sind noch etwas häufiger bereit, ihren Angehörigen zu helfen. Sie fühlen sich häufiger verpflichtet, etwas zu geben. Sie sind aber auch häufiger der Meinung, daß sie aufgrund ihrer Hilfen Gegenleistungen erwarten können und daß erwachsene Kinder keine Unterstützung von ihren Eltern erwarten sollten. Der Aspekt des Empfangens von Unterstützungsleistungen hat also bei den Älteren ein etwas höheres Gewicht.

Die Befunde zu den Familienstrukturen, Wohnentfernungen und Solidaritätsnormen weisen in dieselbe Richtung: Es existiert ein großes Potential für familiäre Generationensolidarität. Im folgenden geht es um die Frage, ob dieses Potential auch genutzt wird.

3.3 Koresidenz, Transfers, Hilfeleistungen

Koresidenz

Im Prinzip lassen sich drei Arten von Koresidenz von (erwachsenen) Kindern und Eltern unterscheiden, die unterschiedliche Generationenbeziehungen impli-

zieren. *Erstens*, und dies ist die weitaus größte Gruppe, handelt es sich um Kinder, die noch nicht aus dem Elternhaus ausgezogen sind. Diese Gruppe hat in der letzten Zeit an Bedeutung gewonnen, und zwar nicht zuletzt aufgrund der Verlängerung der Ausbildungszeit und der Verknappung erschwinglichen Wohnraums für junge Auszubildende und Studenten (z.B. Wagner, Huinink 1991; vgl. Matras 1990, Hullen 1995, Statistisches Bundesamt 1995: 43)⁶. In dieser Gruppe sind eher die Kinder von den Eltern abhängig als umgekehrt, und gleichzeitig leisten die Eltern den größeren Teil der intergenerationalen Transfers - seien es nun monetäre Unterstützungen oder instrumentelle Hilfeleistungen. *Zweitens* handelt es sich um erwachsene Kinder, die (zeitweilig) wieder zu den Eltern zurückkehren - z.B. um (alleinerziehende) Kinder, deren Partnerschaft gerade gescheitert ist. Auch hier sind die Kinder die vorrangigen Nutznießer⁷. Die Gruppe dieser "Boomerang Kids" dürfte im Zuge des Anstiegs der Scheidungsraten ebenfalls zugenommen haben (s. Norris, Tindale 1994: 51). Schließlich sind *drittens* die erwachsenen Kinder zu nennen, die mit ihren alten Eltern zusammenziehen oder diese bei sich aufnehmen, beispielsweise weil sie pflegebedürftig sind, weil sie aufgrund ihrer Rente zu einem höheren Haushaltseinkommen beitragen oder weil sie besser auf die Enkelkinder aufpassen können, wenn sie im selben Haushalt leben. Es ist nicht auszuschließen, daß gerade in Ostdeutschland diese Form der Koresidenz nach der Wiedervereinigung zugenommen hat. Immerhin gehören die Rentner zu den Einheitsgewinnern (vgl. Frick et al. 1993, Kohli et al. 2000a), und sie sind in manchen Familien die einzigen Personen mit einem gesicherten Einkommen. Dennoch sind in dieser letztgenannten Gruppe viele erwachsene Kinder aufgrund ihrer Hilfeleistungen die Nettotransfergeber - selbst wenn die Eltern finanzielle Beiträge zur Lebenshaltung leisten.

Die Kohabitation von Eltern und erwachsenen Kindern stellt eine besondere Form der Generationenbeziehung dar, die in vielen Fällen dem Wunsch der Individuen nach Eigenständigkeit und Selbstbestimmtheit zuwiderläuft und auch

6 Auf der Basis des Familiensurvey ergibt sich, daß im Jahre 1988 neun Prozent der 25-29-jährigen bei den Eltern lebten, wobei diese Quote im Jahre 1994 bereits auf zwölf Prozent angestiegen ist. Die jeweiligen Anteile für die 18-19-jährigen und die 20-24-jährigen sind im selben Zeitraum sogar von 55 auf 62 bzw. von 35 auf 41 Prozent gestiegen (Härtl 1996: 83).

7 Es ist jedoch anzunehmen, daß hier die Divergenz zwischen den erhaltenen und gegebenen Leistungen etwas geringer ausfällt. Die zu den Eltern zurückkehrenden erwachsenen Kinder, die mittlerweile einen eigenen Haushalt geführt haben, dürften in puncto Hilfeleistungen aktiver sein als diejenigen, die niemals ausgezogen sind. Dazu kommt, daß 'Nesthocker' eher männlich sind, wohingegen sich unter den RückkehrerInnen verhältnismäßig viele Frauen befinden (Attias-Donfut, Renaut 1994).

normativ wenig sanktioniert wird. Norris und Tindale (1994: 49) stellen fest: "When households of multiple generations of adults do exist now, it can be argued that, just as in the last century, the arrangement stems from economic necessity". In dem Ausmaß, in dem die ökonomischen Ressourcen zunehmen, dürften sich somit die Koresidenzanteile verringern⁸. Im allgemeinen wird erwartet, daß erwachsene Kinder und Eltern nicht im selben Haushalt leben. Dies ist schon an der Wortwahl erkennbar: "Nesthocker" sind dazu gehalten, das "Hotel Mama" beizeiten zu verlassen, und Ratgeberbücher mit Untertiteln wie "Wie man Nesthocker los wird, bevor es zu spät ist" offerieren Mittel und Wege, die erwachsenen Kinder mehr oder weniger sanft aus dem Elternhaus zu drängen (z.B. Meinert 1996)⁹. Immerhin weisen einige Studien darauf hin, daß die Lebenszufriedenheit der Eltern steigt, wenn die Kinder aus dem Elternhaus ausgezogen sind. Ward et al. (1992: 219f.) berichten, daß koresidente Eltern einen wesentlich größeren Teil der Hausarbeit verrichten als die Kinder, und daß koresidente Eltern auch mehr im Haushalt arbeiten als solche Eltern, deren erwachsene Kinder nicht im selben Haushalt leben. Allerdings sind die empirischen Befunde in Hinblick auf die Folgen einer Koresidenz widersprüchlich. Einige Studien belegen, daß eine Koresidenz mit erwachsenen Kindern nicht zu ausgeprägteren Eltern-Kind-Konflikten oder zu einer größeren Unzufriedenheit mit der Wohnsituation führt. Umgekehrt gibt es Hinweise auf eine Belastung der Generationenbeziehungen durch die Koresidenz, was u.a. auf die ökonomische Abhängigkeit der erwachsenen Kinder und eine gegenseitige Kontrolle der Familiengenerationen zurückgeführt wird (vgl. Boyd, Pryor 1989; Aquilino 1991a; Aquilino, Supple 1991; Ward, Spitze 1992; Schlesinger, Raphael 1993; Pruchno et al. 1995; Waehrer, Crystal 1995).

Für die folgenden Analysen auf der Basis des Alters-Survey ist zu erwarten, daß die Befragungspersonen eher mit ihren Kindern als mit ihren Eltern zusammenleben, und daß vor allem ältere Personen nur geringe Koresidenzanteile

8 Die oben erwähnte Zunahme an Einpersonenhaushalten ist somit nicht zuletzt auf Wohlstandsgewinne zurückzuführen. Dies trifft z.B. auf Auszubildende oder auf ältere Alleinstehende zu, die sich im Gegensatz zu früher einen eigenen Hausstand leisten können (s. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1995: VII). Mayer und Wagner (1996) weisen jedenfalls einen negativen Zusammenhang von Schichtzugehörigkeit und Koresidenz im Alter nach.

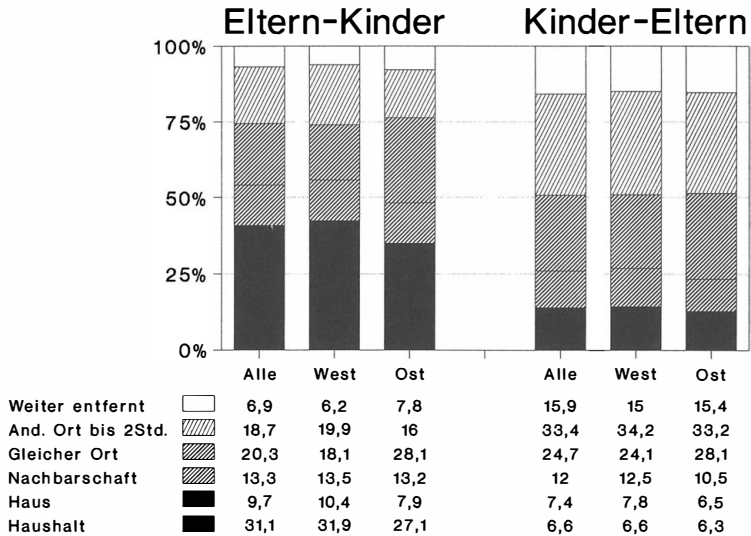
9 Norris und Tindale (1994: 51) dokumentieren einen dazu passenden Comic Strip von G. B. Trudeau: Die Hauptfigur Doonesbury (der als erwachsenes Kind immer noch bei seinen Eltern lebt), stellt fest, daß es Zeit sei, weiterzuziehen. Als er seinen Eltern mitteilt, daß er aus seinem Zimmer ausgezogen ist, sind diese fassungslos vor Glück. Allerdings offenbart Trudeau im letzten Bild des Strips, daß Doonesbury gar nicht aus dem Haushalt ausgezogen, sondern lediglich von seinem Kinder- ins Fernsehzimmer gezogen ist.

aufweisen. Wall (1989: 135) berichtet, daß im Jahre 1982 in der 'alten' Bundesrepublik zwölf Prozent der über 65jährigen in einem Zweigenerationen- und fünf Prozent in einem Dreigenerationenhaushalt leben. Mayer und Wagner (1996: 267) kommen mit der Berliner Altersstudie (BASE), die die mindestens 70jährigen Westberliner umfaßt, auf zwölf Prozent Unterschichtangehörige, die mit einem Kind zusammenleben, wobei es in der obersten Schicht noch sechs Prozent sind. Kohli und Künemund (1996) zeigen mit ihrer international vergleichenden Studie, daß im Jahre 1991 in Westdeutschland, in Großbritannien, in den USA und in Kanada zwischen acht und 14 Prozent der über 65jährigen mit Kindern zusammenleben - lediglich in Japan trifft dies auf 61 Prozent dieser Altersgruppe zu. Aquilino (1990; s. auch Ward, Spitze 1992: 555) stellt fest, daß in den USA 30 bis 40 Prozent der 40-60jährigen Eltern und etwa 15 Prozent der über 60jährigen Eltern mit einem erwachsenen Kind zusammenleben. Die französische Dreigenerationenstudie ermittelt einen Anteil von 16 Prozent der 49-54jährigen, die mit ihren erwachsenen Kindern oder Eltern im selben Haushalt wohnen (Attias-Donfut 1995b). Attias-Donfut und Renaut (1994) kommen aufgrund dieser Studie zudem zu dem Ergebnis, daß häufiger die Söhne als die Töchter *niemals* aus dem Elternhaus ausgezogen sind. Wenn man jedoch die Haushalte betrachtet, bei denen Eltern und Kinder *wieder* zusammenleben, stellt man fest, daß in drei Vierteln dieser Haushalte die erwachsene Tochter und nicht der erwachsene Sohn wieder mit dem Elternteil (zumeist die Mutter) zusammengezogen ist (für weitere internationale Vergleiche s. z.B. Hashimoto 1991; Murphy, Grundy 1993 sowie Solinge 1993).

Grafik 3.3 bestätigt die Erwartungen: Nur wenige 40-85jährige Kinder, also gerade einmal sieben Prozent, leben mit ihren Eltern zusammen. Ganz anders sieht es jedoch aus, wenn man die Beziehung zu den erwachsenen Kindern betrachtet. Beinahe ein Drittel wohnt mit mindestens einem der erwachsenen Kinder im selben Haushalt. Westdeutsche Eltern leben etwas häufiger als ostdeutsche Eltern mit ihren erwachsenen Kindern zusammen. Weitere Untersuchungen belegen erwartungsgemäß große Altersunterschiede bei den Koresidenzanteilen (s. Kohli et al. 2000b). Über drei Viertel aller 40-54jährigen Eltern und über die Hälfte dieser Altersgruppe mit erwachsenen Kindern leben mit diesen im selben Haushalt. Dies trifft noch nicht einmal auf ein Zehntel der 70-85jährigen zu. Da die erstgenannte Koresidenzform ('Nesthocker') die größte Gruppe darstellt, verringert sich der Koresidenzanteil mit dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus über die Altersgruppen der Eltern¹⁰.

10 Auswertungen auf der Basis des Mikrozensus ergeben, daß in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1992 86 Prozent der 19-20jährigen noch bei den Eltern leben. Bei den 24-25jährigen sind es noch 38 und bei den 29-30jährigen noch 18 Prozent. Die entsprechenden Anteile der Ostdeutschen liegen dabei z.T. beträchtlich unter denen der Westdeutschen (Statistisches Bundesamt 1995: 43).

Grafik 3.3: Koresidenz



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern.

Zwar wohnt nur ein sehr geringer Teil der pflegebedürftigen Personen in Heimen¹¹. Das heißt jedoch nicht, daß im Alter die intergenerationale Koresidenz ein weitverbreitetes Phänomen ist. US-amerikanische Studien zeigen, daß es eben nicht die Abhängigkeit der gebrechlichen Alten ist, aufgrund derer erwachsene Kinder und Eltern zusammenleben. Entscheidend sind in den meisten Fällen vielmehr die Bedürfnisse der Kinder. Aquilino (1990) stellt fest, daß die große Mehrheit der Eltern in jedem Alter in ihrem Haushalt leben und daß Eltern in jedem Alter eher die Kinder bei sich aufnehmen als umgekehrt. Der wichtigste Prädiktor für Koresidenz ist nach seinen Untersuchungen der Familienstand der Kinder: "only parents with unmarried adult children have any appreciable risk of having an adult child at home" (Aquilino 1990: 405). White und Peterson (1995) kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Auf der Basis des National Survey of Families and Households finden sie heraus, daß 1987/88

11 Schubert (1987) nennt für das Jahr 1985 für Niedersachsen einen Anteil von etwa zehn Prozent der mindestens 65jährigen pflegebedürftigen Menschen, die stationäre Pflegeleistungen in Einrichtungen der Altenhilfe erhalten. Infratest Burke Sozialforschung (1997) ermittelt für das Jahr 1995, daß zwei Prozent der über 55jährigen in Westdeutschland und ein Prozent in Ostdeutschland in Heimen leben, wobei eingeräumt wird, daß der Anteil der Heimbewohner in der ASID '95 unterschätzt wird.

29 Prozent der niemals verheirateten und 13 Prozent der geschiedenen erwachsenen Kinder bei ihren Eltern leben - bei verheirateten Kindern ergeben sich null Prozent (s. auch Ward et al. 1992, White 1994a).

Es ist zwar auch mit dem Alters-Survey nicht möglich, alle drei Koresidenzformen zu identifizieren. Im Unterschied zu anderen Erhebungen kann jedoch immerhin festgestellt werden, inwiefern die Befragten schon immer oder wieder mit ihren Eltern zusammenleben. Die entsprechenden Auswertungen belegen, daß sich diese beiden Gruppen genau die Waage halten. Die eine Hälfte der mit einem Elternteil zusammenwohnenden 40-85jährigen ist nie von zu Hause ausgezogen, die andere Hälfte lebte zwischenzeitlich woanders. Bei Männern ist die Gruppe der 'Nesthocker' erwartungsgemäß größer als die der 'Boomerang Kids', wohingegen bei Frauen das umgekehrte Verhältnis zutage tritt¹². Damit werden die entsprechenden Ergebnisse der französischen Dreigenerationenstudie auch für die Bundesrepublik bestätigt.

Die Grafik liefert gleichzeitig Informationen zur räumlichen Distanz zu den nicht mehr im selben Haushalt lebenden Familiengenerationen und bietet somit auch eine zusammenfassende Darstellung der Wohnentfernung. Drei Viertel der 40-85jährigen mit erwachsenen Kindern leben mit dem nächstwohnenden Kind im gleichen Ort. Über die Hälfte wohnt in der Nachbarschaft. Vier von zehn Eltern wohnen mit ihrem erwachsenen Kind unter demselben Dach. Zwar gilt dies nur für ein Siebtel der Kind-Eltern-Beziehungen. Aber auch die Eltern der 40-85jährigen sind in ihrer übergroßen Mehrheit innerhalb von zwei Stunden persönlich zu erreichen.

Mit der Herausstellung der insgesamt geringen geographischen Distanz darf man jedoch nicht die Familiengenerationen vergessen, die weit entfernt voneinander leben. Immerhin gilt dies für knapp ein Sechstel der 40-85jährigen in bezug zu ihren Eltern. Obwohl die Eltern noch leben, befinden sich diese - abgesehen von telefonischen Kontakten - im täglichen Leben außer Reichweite.

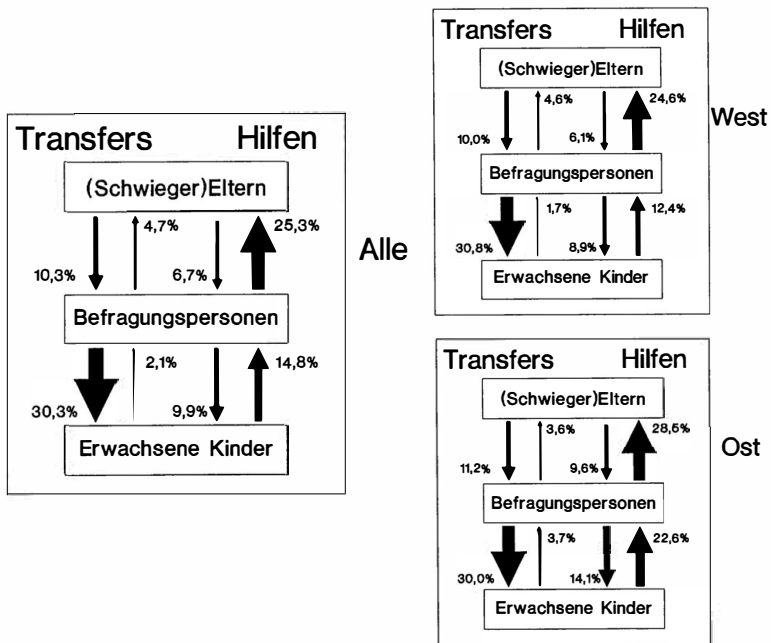
Transfers und Hilfeleistungen

Da über monetäre Transfers ein eigenes Kapitel erstellt wird, sollen hier einige überblicksartige Bemerkungen genügen. Grafik 3.4 weist einerseits monetäre Transfers und andererseits instrumentelle Hilfeleistungen aus. In beiden Fällen geht es um die aktuelle funktionale Solidarität zwischen nicht mehr zusammenlebenden erwachsenen Kindern und Eltern. Die monetären Transfers werden mit

12 Nach dem Familiensurvey liegt das mittlere Auszugsalter der 18 bis 30jährigen Männer in Ostdeutschland bei 24 und in Westdeutschland bei 28 Jahren, wohingegen die entsprechenden Quoten für Frauen bei 20 und 21 Jahren liegen (Härtl 1996: 84).

der folgenden Frage erfaßt: "Viele Menschen machen anderen Geld- oder Sachgeschenke oder unterstützen diese finanziell. Dabei kann es sich z.B. um Eltern, Kinder, Enkel oder andere Verwandte, aber auch um Freunde oder Bekannte handeln, Wie ist das bei Ihnen? Haben Sie in den vergangenen 12 Monaten jemandem Geld geschenkt, größere Sachgeschenke gemacht oder jemanden regelmäßig finanziell unterstützt?". Die für die Grafik verwandte Frage nach den Hilfeleistungen lautet: "Einmal abgesehen von bereits genannten Pflege-tätigkeiten und unabhängig von Tätigkeiten, die Sie als Teil einer Erwerbstätigkeit oder Nebenerwerbstätigkeit ausüben: Haben Sie während der letzten 12 Monate jemandem, der nicht hier im Haushalt lebt, bei Arbeiten im Haushalt, z.B. beim Saubermachen, bei kleineren Reparaturen oder beim Einkaufen geholfen?". Die Abfrage der erhaltenen monetären Transfers und Hilfen erfolgt jeweils analog.

Grafik 3.4: Intergenerationale Transfers und Hilfeleistungen



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

Was die monetären Transfers anbelangt, ergibt sich ein sogenanntes Kaskadenmodell. Geld fließt in der Generationenfolge von oben nach unten, von den

Aszendenten zu den Deszendenten. Private Generationentransfers fließen damit in umgekehrte Richtung wie die öffentlichen Leistungen. Dieser Befund unterstützt frühere Ergebnisse (Marbach 1994b, Attias-Donfut 1995b). Ein perfektes Kaskadenmodell ist dies jedoch nicht: Immerhin erhält nur ein Zehntel der Befragungspersonen innerhalb eines Jahres etwas von den (Schwieger)Eltern, wohingegen drei Zehntel monetäre Transfers an die erwachsenen Kinder leisten.

Instrumentelle Hilfen können die jüngeren Generationen von den älteren jedoch kaum erwarten. Im Gegenteil: Erwachsene Kinder sind dafür zuständig, ihren Eltern zu helfen. Dieser Befund steht in gewissem Gegensatz zur französischen Dreigenerationenstudie. Dort wurde eher ein Sandwichmodell vorgefunden, d.h., die mittlere Generation gibt sowohl etwas an die Eltern als auch an die Kinder. Allerdings befinden sich die 40-85jährigen auch in der Bundesrepublik in einer Sandwichsituation, wenn man sowohl Geld- als auch Zeittransfers berücksichtigt: Monetäre Transfers fließen am häufigsten von den Befragungspersonen an ihre Kinder, während instrumentelle Hilfen am häufigsten den Eltern der Befragten zuteil werden. Anders ausgedrückt: Die Kinder erhalten Geld, die Eltern Zeit. Auch wenn ein Teil dieser funktionalen Solidarität erwidert wird - durch Geld von den Eltern und Zeit von den Kindern - erweisen sich die 40-85jährigen aktuell eindeutig als Nettotransfergeber. Dies gilt noch etwas mehr für West- als für Ostdeutsche, da beinahe ein Viertel der ostdeutschen Eltern Hilfeleistungen von ihren erwachsenen, außerhalb des Haushalts lebenden Kindern erhält.

Man könnte einwenden, daß 30 Prozent bei den monetären und 25 Prozent bei den instrumentellen Transfers nur geringe Quoten darstellen. Es ist jedoch zu bedenken, daß es sich hier lediglich um aktuelle Leistungen handelt - bei längeren Zeiträumen, die über die genannten zwölf Monate hinausgehen, ergeben sich deutlich höhere Anteile (Attias-Donfut 1995b; ausführlich: Kapitel 4). Zudem werden in der Grafik in beiden Fällen nur einige Unterstützungsleistungen einbezogen. Sowohl monetäre Transfers als auch instrumentelle Hilfen zeichnen sich durch eine Vielzahl von Leistungsarten aus. Auch beim Alters-Survey mußte zwangsläufig eine Auswahl getroffen werden. Allerdings bietet die Erhebung Informationen über weitere Unterstützungsarten. Diese werden in Tabelle 3.3 dokumentiert.

Die jemals geleisteten bzw. erhaltenen großen Transfers werden folgendermaßen abgefragt: "Wenn Sie nun an **große Geldbeträge oder Sachwerte** denken, wie zum Beispiel große Geldbeträge für besondere Anschaffungen, außergewöhnliche Geschenke oder langjährige regelmäßige Unterstützungen während der Ausbildungszeit: Haben Sie **jemals vor 1995** große Geldbeträge oder Sachwerte an Eltern, Kinder, Enkel oder andere Verwandte, Freunde oder Bekannte geschenkt? An welche Person oder welche Personen war das? Und umgekehrt:

Tabelle 3.3: Hilfen zwischen (Schwieger)Eltern und erwachsenen Kindern

	... (Schwieger)Eltern			... Erw. Kinder		
	West	Ost	Gesamt	West	Ost	Gesamt
Monetäre Transfers						
Transfers an ...	4,6	3,6	4,7	30,8	30,0	30,3
Große Transfers an ...	1,6	1,9	1,7	26,4	18,4	24,0
Transfers von ...	10,0	11,2	10,3	1,7	3,7	2,1
Große Transfers von ...	13,1	9,3	12,3	0,7	1,4	0,8
Instrumentelle Hilfen						
Haushaltshilfe an ...	24,6	28,5	25,3	8,9	14,1	9,9
Pflege an ...	12,5	13,0	12,3	0,3	0,1	0,2
Enkelbetreuung an ...*	-	-	-	34,1	36,4	34,6
Haushaltshilfe von ...	6,1	9,6	6,7	12,4	22,6	14,8
Potentielle HH-Hilfe von ...	15,3	16,9	15,7	44,9	52,3	46,6
Rat von ...	16,9	19,0	17,4	47,4	48,8	47,5
Trost von ...	15,6	15,9	15,8	44,8	40,0	44,0
Koresidenz						
Koresidenz mit ...	6,6	6,3	6,6	31,9	27,1	31,1
Potentielle Koresidenz mit ...	-	-	-	20,9	25,2	22,2
<hr/>						
Gesamt-Hilfen an ...	34,7	37,1	35,1	57,0	58,8	57,0
Gesamt-Hilfen von ...	42,7	43,7	42,6	77,9	81,1	78,9
<hr/>						
Inkl. Koresidenz an ...	39,6	41,2	39,9	72,0	70,8	71,5
Inkl. Koresidenz von ...	47,2	47,8	47,1	85,3	86,5	85,8

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit (Schwieger)Eltern bzw. mit erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts (mit Ausnahme von 'Koresidenz mit' und 'Inkl. Koresidenz'). '*': Nur Befragungspersonen mit Enkeln.

Wenn Sie nochmals an große Geldbeträge oder Sachwerte denken und von möglichen Erbschaften einmal absehen: Haben Sie **jemals vor 1995** große Geldbeträge oder Sachwerte von Eltern, Kindern, Enkeln oder anderen Verwandten, Freunden oder Bekannten geschenkt bekommen? Von welcher Person oder welchen Personen war das?"¹³. Die Tabelle belegt, daß die jemals geleisteten bzw. erhaltenen großen Transfers in dieselbe Richtung wie die aktuellen fließen. Allerdings wurden insgesamt etwas weniger häufig jemals große Werte transferiert als aktuell kleinere (die Ausnahme sind hier Transfers von den Eltern). Gleichzeitig sind die Ost-West-Diskrepanzen bei den großen Übertragungen erwartungsgemäß größer als bei den kleinen: hier spielt die geringere Vermögensausstattung von Ostdeutschen eine wesentliche Rolle.

Neben der Hilfe im Haushalt wird im Alters-Survey (an unterschiedlichen Stellen) weiterhin a) nach der Pflege von anderen Personen, b) nach der Betreuung von Enkelkindern, c) nach potentiellen Haushaltshilfen sowie nach dem Erhalt von d) Rat und e) Trost gefragt. Die Fragen lauten: a) "Gibt es innerhalb oder außerhalb Ihres Haushalts Personen, die Sie aufgrund einer Hilfe- oder Pflegebedürftigkeit privat oder ehrenamtlich pflegen oder denen Sie regelmäßig Hilfe leisten?". b) "Im folgenden möchte ich jetzt etwas mehr über Ihre Tätigkeiten und Aktivitäten wissen. Betreuen oder beaufsichtigen Sie privat Kinder, die nicht Ihre eigenen sind, z.B. auch Ihre Enkel oder Kinder von Nachbarn, Freunden oder Bekannten?" Antwortvorgaben sind: Enkelkinder; Kinder von Nachbarn; Kinder von Freunden oder Bekannten; Andere (*bitte angeben*). c) "An wen könnten Sie sich (außerdem noch) wenden, wenn Sie einmal Hilfe bei solchen Tätigkeiten im Haushalt bräuchten, hätten Sie (noch) jemanden, der Ihnen dann hilft? Welche Person oder welche Personen sind das?". d) "Wenn Sie wichtige persönliche Entscheidungen zu treffen haben: Hätten Sie da jemanden, den Sie um Rat fragen könnten? Welche Person oder welche Personen sind das?". e) "An wen könnten Sie sich wenden, wenn Sie einmal Trost oder Aufmunterung bräuchten, z.B. wenn Sie traurig sind: Hätten Sie da jemanden? Welche Person oder welche Personen sind das?".

Die in der Grafik aufgeführten Befunde werden bestätigt: Ostdeutsche leisten etwas häufiger intergenerationale Hilfen als Westdeutsche. Gleichzeitig helfen die 40-85jährigen vor allem ihren Eltern (wenn man einmal von der Enkelbetreuung absieht), wohingegen sie selbst häufiger von ihren Kindern Hilfe erfahren. Auffällig sind hier neben den potentiellen Haushaltshilfen (bei den hier aufgeführten Anteilen sind auch die tatsächlich erfahrenen Hilfen im Haushalt enthalten) die Ratschläge und Aufmunterungen. Offenbar lassen sich die Befra-

13 Es wird nicht erhoben, wann die großen Transfers geleistet wurden. Damit ist nicht völlig auszuschließen, daß ein Teil der Transfers heute erwachsenen, außerhalb des Haushalts lebenden Kindern zugutekamen, als diese noch minderjährig waren und mit den Eltern zusammenlebten.

gungspersonen eher etwas von ihren erwachsenen Kindern sagen als von ihren Eltern. Beinahe die Hälfte der Eltern kann ihre außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kinder um Rat fragen. Dies trifft noch nicht einmal auf ein Fünftel der 40-85jährigen in bezug auf ihre Eltern zu. Allerdings wird nicht erhoben, ob diese Ratschläge auch angenommen werden und ob die Befragten ihren Eltern Ratschläge erteilen. Wenn die Befragten Trost und Aufmunterungen benötigen, denken sie ebenfalls eher an ihre Kinder als an ihre Eltern.

'Weiche' und potentielle intergenerationale Hilfen werden häufiger genannt als 'harte' und tatsächliche. Die familiäre Generationensolidarität bietet ein Gefühl der Sicherheit, notfalls darauf zurückgreifen zu können. Funktionale intergenerationale Solidarität ist nicht nur wichtig, wenn sie tatsächlich geleistet wird. Zudem wird deutlich, daß emotionale Unterstützungen ein wesentliches Bindeglied zwischen Familiengenerationen darstellen, und zwar besonders aus der Sicht der Eltern gegenüber ihren Kindern. Erwachsene Kinder sind eine wichtige Ressource für Ratschläge bei wichtigen persönlichen Entscheidungen sowie für Trost und Aufmunterung in schwierigen Lebensphasen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß dies für gut die Hälfte der Eltern nicht zutrifft.

Auf die tatsächliche aktuelle intergenerationale Koresidenz wurde bereits oben eingegangen. Noch nicht erwähnt wurde jedoch die potentielle, zukünftige Koresidenz. Im Alters-Survey wird gefragt: "Für den Fall, daß Sie einmal stärker auf Hilfe angewiesen sind, wo können Sie sich vorstellen, einmal zu leben?". Eine der acht Antwortvorgaben ist: "Mit einem meiner Kinder". Über ein Fünftel der 40-85jährigen Eltern kann sich vorstellen, im Bedarfsfall später einmal mit den Kindern zusammenzuziehen. Zwar wohnen aktuell etwas weniger Ost- als Westdeutsche mit ihren erwachsenen Kindern im selben Haushalt. Für die Zukunft können sie es sich jedoch häufiger vorstellen.

Wenn man alle Hilfearten zusammennimmt, ergeben sich beeindruckend hohe Werte an funktionaler Solidarität¹⁴. Besonders deutlich wird dies beim Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern. Fast sechs von zehn Eltern helfen ihren erwachsenen Kindern, auch wenn diese nicht mehr bei ihnen wohnen. Dabei sind

14 Ich habe hierzu jeweils alle in der Tabelle aufgeführten Hilfearten zusammengefaßt, also beispielsweise für 'Gesamt-Hilfen an erwachsene Kinder': 'Transfers an ...', 'Große Transfers an ...', 'Haushaltshilfe an ...' 'Pflege an ...' und 'Enkelbetreuung an ...'. Wer mindestens ein erwachsenes Kind außerhalb des Haushalts hat und mindestens eine dieser Hilfen an das Kind geleistet hat, erhält bei den Gesamt-Hilfen einen gültigen Wert. Von einem Vergleich der gegebenen mit den erhaltenen gesamten Hilfen ist abzuraten, da einige Unterstützungsarten im Alters-Survey lediglich in eine Richtung abgefragt werden, und zwar insbesondere die potentielle Haushaltshilfe, die Ratschläge und die Aufmunterungen. Die geleisteten werden im Vergleich mit den erhaltenen Hilfen unterschätzt und sind damit als Mindestmaße zu interpretieren.

potentielle Hilfen im Haushalt sowie Ratschläge und Aufmunterungen noch nicht einmal berücksichtigt. Acht von zehn Eltern mit erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts können mit Hilfen ihrer Nachkommen rechnen. Wenn man die Personen mit erwachsenen Kindern im Haushalt hinzuzählt, ergibt sich ein noch höherer Anteil. Natürlich ist zu bedenken, daß ein großer Teil dieser Hilfen auf 'weiche' Unterstützungen zurückzuführen sind, die 'lediglich' auf Telefongesprächen beruhen oder gar nicht einmal tatsächliche, sondern nur potentielle Hilfen darstellen. Dies wird auch anhand der folgenden Beziehungstypologie deutlich, in der bewußt nur tatsächliche, 'harte' Hilfen berücksichtigt werden (Grafik 3.7). Nichtsdestotrotz sind die potentiellen Hilfen sowie Ratschläge und Aufmunterungen nicht zu vernachlässigen. Sie verbinden Generationen, und sie stellen Unterstützungen dar, die man ohne die Eltern und Kinder entweder gar nicht oder nicht in dieser Art und Weise erhalten würde.

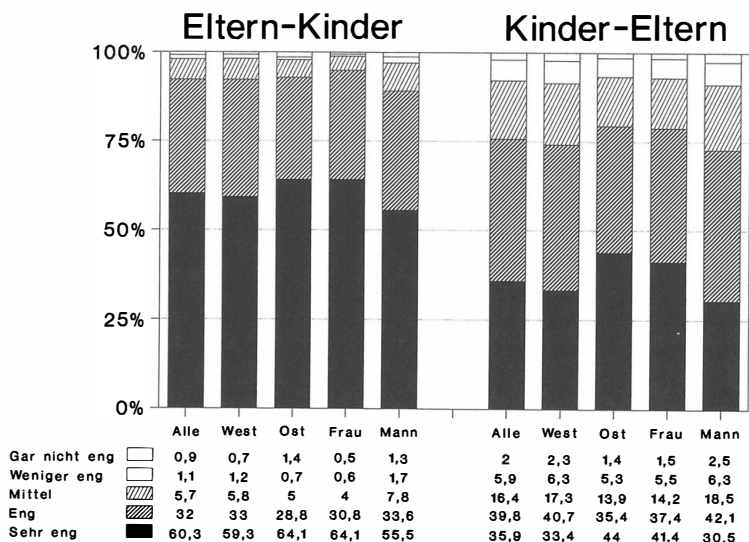
3.4 Beziehungseuge und Kontakte

Beziehungseuge

Auf die Beziehungseuge wird in den Kapiteln 5 und 6 dezidiert eingegangen. Hier geht es nicht zuletzt darum, die Befunde des Alters-Survey mit denen des Sozio-ökonomischen Panels zu vergleichen. Immerhin handelt es sich um eine subjektive Variable, die zudem leicht unterschiedlich abgefragt wird. Beim Sozio-ökonomischen Panel heißt es: "Meine Beziehung zu dieser Person ist ... sehr eng; eng; mittel; nur flüchtig; überhaupt keine Beziehung". Der Alters-Survey fragt: "Wie eng fühlen Sie sich mit ... heute verbunden? Sehr eng; eng; mittel; weniger eng; überhaupt nicht eng".

Um es gleich vorwegzunehmen: die Befunde des Alters-Survey und die des Sozio-ökonomischen Panels stimmen miteinander überein. Dies unterstreicht, daß die affektive Generationensolidarität von beiden Erhebungen valide abgebildet wird (eine ausführliche Diskussion der Operationalisierung findet sich in Kapitel 5). Die empirischen Ergebnisse zeigen: Die Befragungspersonen sprechen in der Regel von engen Beziehungen zu den Angehörigen der anderen Generation. Auch wenn die Eltern und erwachsenen Kinder nicht mehr im selben Haushalt leben, fühlen sie sich eng miteinander verbunden. Über ein Drittel der 40-85jährigen nimmt das Verhältnis zu ihren Eltern als sehr eng wahr; in bezug zu den erwachsenen Kindern ergibt sich sogar eine Quote von 60 Prozent. Drei Viertel berichten von mindestens engen Beziehungen zu den Eltern, und mehr als neun von zehn Befragten mit erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts fühlen sich mit ihnen mindestens eng verbunden.

Grafik 3.5: Beziehungseuge



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

Ostdeutsche berichten noch häufiger als Westdeutsche von sehr engen Generationenverhältnissen, was die These von der vergleichsweise großen familialen Generationensolidarität in der DDR stützt. Auf die Transformationsfolgen wird in Kapitel 6 ausführlich eingegangen. Bislang läßt sich festhalten, daß die Transformation jedenfalls nicht zu einer Einebnung der Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Generationenbeziehungen geführt hat.

Frauen sprechen häufiger von sehr engen intergenerationalen Verhältnissen als Männer. Auch andere Untersuchungen bestätigen, daß sich Frauen nicht nur mehr um ihre Verwandten kümmern, sondern insgesamt auch engere persönliche Beziehungen unterhalten (s. Kapitel 5). Dies ist ein Beleg dafür, daß die Funktion der familialen Integrationsfigur ('*kinkeeper*') in besonderem Maße von Frauen erfüllt wird.

Die unterschiedliche Wahrnehmung der Beziehungseuge in Hinblick auf die Eltern und Kinder entspricht der '*Intergenerational Stake*' Hypothese (Bengtson, Kuypers 1971; Giarrusso et al. 1995). Demzufolge berichten Eltern nicht zuletzt deshalb von engeren Beziehungen zu ihren Kindern als umgekehrt, weil Eltern mehr auf die Gemeinsamkeiten mit ihren Nachkommen abstellen, wohingegen die erwachsenen Kinder eher an die Gegensätze denken.

Zusätzliche Auswertungen ergeben kaum Altersgruppendifferenzen (Kohli et al. 2000b). Die älteren Angehörigen fühlen sich nicht weniger in die Familie

eingebunden als die jüngeren. Es läßt sich sogar eine Tendenz in Richtung einer Zunahme des Verbundenheitsgefühls mit dem Alter ausmachen. Sowohl in Hinblick auf die Eltern als auch die erwachsenen Kinder erhöht sich der Anteil der engen Generationenbeziehungen über die Kohorten. Von einer tendenziellen Ausgrenzung der Älteren kann somit nicht die Rede sein.

Tabelle 3.4: Generationenkonflikte und Sorgen

	West	Ost	Frau	Mann	40-54	55-69	70-85	Gesamt
Konflikt	24,6	22,2	23,8	24,1	31,1	20,3	13,1	24,0
Konflikt mit Angehörigen	20,6	17,1	20,1	19,2	26,3	16,4	9,8	19,7
Konflikt mit Generationen*	9,8	8,7	9,9	8,9	10,9	8,7	7,2	9,4
Konflikt mit Eltern*	8,1	8,0	10,0	6,2	9,0	3,8	/	8,0
Konflikt mit Kindern*	8,5	6,7	7,4	8,6	8,6	8,1	7,0	8,0
Sorgen	24,9	23,9	28,4	21,3	26,8	25,1	20,4	25,0
Sorgen wg. Angehörigen	22,5	21,6	26,4	18,4	23,9	22,9	18,7	22,6
Sorgen wg. Generationen*	11,8	11,5	14,3	9,3	11,4	14,2	8,7	11,9
Sorgen wg. Eltern*	11,1	7,0	12,4	8,8	9,3	15,7	/	10,6
Sorgen wg. Kinder*	9,6	11,0	11,9	7,6	9,3	11,1	8,5	10,0

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. '*': Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts. '/': Fallzahl < 15.

Auch wenn sich Familiengenerationen eng miteinander verbunden fühlen, impliziert dies nicht ein ungezwungenes entspanntes Verhältnis. Enge Beziehungen können mit Konflikten einhergehen bzw. auf diese zurückzuführen sein (Stierlin 1976). Zudem kann eine enge Verbundenheit dazu beitragen, daß man sich mehr Sorgen um die andere Person macht. "Gibt es Personen, die Ihnen derzeit große Sorgen machen oder Kummer bereiten? Wenn ja, welche sind das?" lautet eine Frage des Alters-Survey. Konflikte werden folgendermaßen erhoben: "Es gibt im Leben ja immer wieder Situationen, in denen sich zeigt, daß man in wichtigen Fragen ganz anderer Auffassung ist als Menschen, die einem nahestehen, und daß es dadurch zu Konflikten kommt. Wie ist das bei Ihnen? Gibt es in Ihrem Leben eine Person bzw. mehrere Personen, mit der bzw. mit denen Sie im Konflikt stehen?"

Knapp ein Viertel der Befragten stimmt der Frage nach Konflikten zu. Wenn weiterhin erhoben wird, ob es sich dabei um Familienangehörige handelt, ver-

ringert sich der Anteil auf ein Fünftel. Zusätzlich dazu wird erfragt, ob diese Person etwa im selben Alter wie die/der Befragte oder ob sie deutlich jünger oder deutlich älter ist. D.h., bei Konflikten mit deutlich jüngeren oder älteren Familienangehörigen dürfte es sich vorrangig um Generationenkonflikte handeln. Hierzu gibt noch ein Zehntel der Befragten mit erwachsenen Kindern oder Eltern außerhalb des Haushalts eine zustimmende Antwort. Jeweils acht Prozent tragen Konflikte mit wesentlich älteren bzw. mit deutlich jüngeren Familienangehörigen aus¹⁵. Generationenkonflikte halten sich demnach in Grenzen, und als eng empfundene Generationenverhältnisse gehen keineswegs prinzipiell mit bedeutenden Auseinandersetzungen einher. Auch wenn alltägliche Divergenzen nicht ausgeschlossen werden können, sind sie für die allermeisten Befragten jedenfalls nicht der Rede wert.

Westdeutsche sind ein wenig konfliktorientierter als Ostdeutsche, wobei dies für Auseinandersetzungen mit den Kindern gilt. Man hätte erwarten können, daß Frauen weniger häufig von Konflikten berichten als Männer. Dies ist jedoch nicht der Fall, und mit den Eltern tragen Frauen sogar häufiger Auseinandersetzungen aus. Die eindeutig größten Differenzen zeigen sich jedoch zwischen den Altersgruppen. Zwar kann man nicht entscheiden, ob hier tatsächlich mehr Konflikte vorliegen oder ob kleinere Auseinandersetzungen als vergleichsweise intensiv wahrgenommen werden. Jüngere berichten jedenfalls deutlich häufiger von Konflikten als Ältere. Knapp ein Drittel der 40-54-jährigen stimmt der entsprechenden Frage zu; bei den 70-85-jährigen sind es nur noch 13 Prozent.

Die Befragungspersonen mit Konflikten werden im Alter-Survey des weiteren gefragt, wie sich der Konflikt im wesentlichen äußert. Die Antworten belegen, daß für die meisten Konflikte keine Lösung in Sicht ist. Lediglich 14 Prozent sind derzeit dabei, eine Lösung zu erarbeiten. 27 Prozent berichten, daß sie sich häufiger streiten ("Wir kriegen uns häufiger in die Haare"). 45 Prozent gehen sich aus dem Wege, und knapp ein Drittel hat sogar den Kontakt abgebrochen. Personen mit *Generationenkonflikten* weisen mit knapp 27 Prozent eine etwas niedrigere Quote an abgebrochenen Beziehungen auf; und 'lediglich' für 36 Prozent stellt die Kontaktvermeidung eine Möglichkeit dar, mit den Konflikten umzugehen. Dafür wird sich häufiger gestritten (30 Prozent), und nur ein Zehntel ist dabei, eine Lösung zu erarbeiten. Offenbar besteht bei Generationenbeziehungen die Tendenz, Konflikte eher auszuhalten als den Kontakt deswegen abzuberechen.

Zusätzlich wird erhoben, ob sich nach Ansicht der Befragten Konflikte zwischen älteren und jüngeren Menschen von denen zwischen Gleichaltrigen unter-

15 Diese Anteile stellen Höchstwerte dar, da nicht ausgeschlossen werden kann, daß die angezeigten Generationenkonflikte auf weitere Kinder bzw. auf weitere Elternteile im Haushalt zurückgehen und nicht auf außerhalb der eigenen Wohnung lebende Angehörige.

scheiden. Jeweils 37 Prozent stimmen dem klar zu bzw. lehnen diese Ansicht ab. Etwas über ein Viertel der Befragten antwortet mit "Teils/teils" oder mit "Macht kaum einen Unterschied". Die Befragten wurden auch gebeten, Erklärungen für die Unterschiede zwischen Generationenkonflikten und solchen zwischen Gleichaltrigen abzugeben. Demnach führen vor allem folgende Faktoren zu Generationenkonflikten: Unterschiedliche Vorstellungen von 'richtig' und 'falsch', die Generationen leben in unterschiedlichen Welten, sie haben kein Verständnis füreinander und sie nehmen zu wenig Rücksicht aufeinander. Streitigkeiten über Geld oder gegenseitige Hilfen sind für viele ebenfalls Charakteristika von intergenerationalen Auseinandersetzungen, treten jedoch seltener auf als die zuvor genannten. Daß Generationenkonflikte leichter zu lösen seien als die zwischen Gleichaltrigen, glaubt dabei nur eine Minderheit.

Ein Viertel der Befragten macht sich große Sorgen um eine andere Person, und zumeist handelt es sich um Familienangehörige. Jeweils einem Zehntel bereiten die Eltern bzw. die erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts Sorgen oder Kummer. Dies trifft für Frauen deutlich häufiger zu als für Männer, was nicht auf größere Probleme der Angehörigen verweist, sondern auf die größere Sensibilität von Frauen gegenüber diesen Schwierigkeiten. Ältere Befragte machen sich erwartungsgemäß häufiger Sorgen um ihre entsprechend älteren Eltern. Ostdeutsche sorgen sich eher um ihre erwachsenen Kinder als um ihre Eltern. Möglicherweise spielt hier eine Rolle, daß Rentner zu den Einheitsgewinnern zählen und im Vergleich dazu eher die Kinder unter den negativen Folgen der Einheit leiden (insbesondere Arbeitslosigkeit und Angst vor dem Stellenverlust).

Nichtsdestotrotz weisen die Befunde zu den Generationenkonflikten und -sorgen in Verbindung mit denen zur Beziehungsebene insgesamt auf eine ausgeprägte affektive Generationensolidarität hin. Eltern und Kinder fühlen sich eng miteinander verbunden, und ihr Verhältnis wird nur selten von nennenswerten Konflikten und Sorgen belastet.

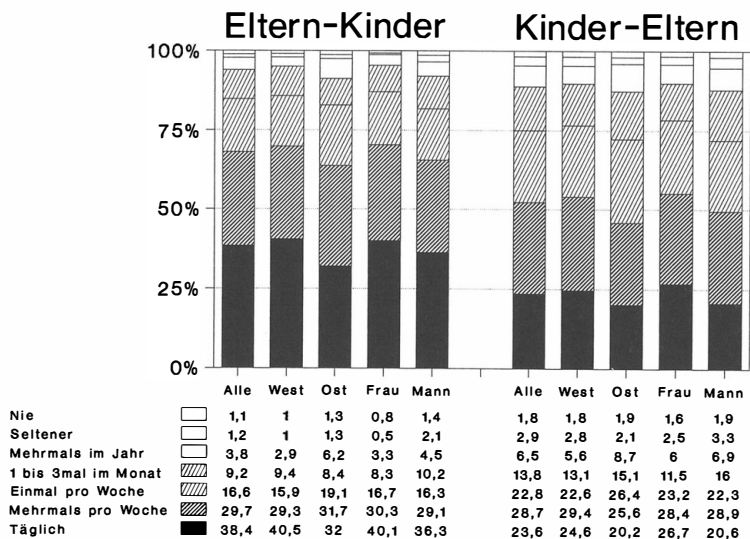
Kontakte

Die assoziative Dimension familialer Generationensolidarität bezieht sich auf Art und Ausmaß der Kontakte. Diese können auf Telefonaten beruhen, aber auch auf persönlichen Treffen bis hin zu gemeinsam verbrachten Urlauben. Der Alters-Survey fragt: "Wie oft haben Sie Kontakt zu ... (z.B. Besuche, Briefe oder Telefonate)?" Die Antwortkategorien werden in Grafik 3.6 aufgeführt.

Nachdem bislang festgestellt wurde, daß sich die Generationenbeziehungen durch eine geringe Wohnentfernung und eine große emotionale Verbundenheit auszeichnen, ist zu erwarten, daß sich die Familiengenerationen auch häufig treffen, einander schreiben oder miteinander telefonieren. Dies wird durch die

empirischen Befunde bestätigt. Knapp ein Viertel der 40-85jährigen sieht oder spricht mindestens eines ihrer außerhalb des Haushalts lebenden Elternteile täglich. Drei Viertel stehen mit der Mutter oder dem Vater mindestens einmal pro Woche in Verbindung. Beinahe zwei Fünftel haben mit einem ihrer erwachsenen Kinder, die nicht im gleichen Haushalt leben, täglich Kontakt - 85 Prozent mindestens einmal pro Woche. Die Familiengenerationen, die sich kaum sehen, sprechen oder schreiben, sind äußerst selten.

Grafik 3.6: Kontakthäufigkeit



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

In Abweichung von der Beziehungseige - und im Einklang mit der Wohnentfernung - weisen die Befunde zur Kontakthäufigkeit darauf hin, daß sich ostdeutsche Familiengenerationen etwas seltener sehen oder sprechen als westdeutsche. Mehr als vier von zehn westdeutschen Eltern stehen mit ihrem außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kind täglich in Kontakt - dies trifft 'lediglich' auf gut drei von zehn ostdeutschen Eltern zu. 54 Prozent der westdeutschen 40-85jährigen Kinder sehen oder sprechen ihre Mutter oder ihren Vater mehrmals pro Woche - bei Ostdeutschen beträgt dieser Anteil 'nur' 46 Prozent. Die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen weisen damit darauf hin, daß ein Gefühl großer Verbundenheit nicht zwangsläufig an einen sehr häufigen Kontakt gebunden ist. Allerdings sehen oder sprechen Frauen im Vergleich zu Männern ihre Verwandten häufiger. Dies entspricht den Befunden zur Beziehungseige.

Weitere Auswertungen zeigen, daß die Kontakthäufigkeit mit dem Alter noch deutlicher zunimmt als die Beziehungsebene (Kohli et al. 2000b). Man kann empirisch nicht zweifelsfrei klären, ob dies am Alter oder vornehmlich an der Zugehörigkeit der Befragungsteilnehmer zu bestimmten Geburtsjahrgangskohorten (z.B. gesellschaftliche Generationen) liegt. Jedenfalls ist die familiäre Integration der Älteren im Vergleich mit den jüngeren Altersgruppen keineswegs geringer.

3.5 Eine Beziehungstypologie

Wenn man Einzeldimensionen familiärer Solidarität betrachtet - und seien sie noch so bedeutsam - gerät aus dem Blick, daß manche Generationenbeziehungen aufgrund einer Dimension als solidarisch bezeichnet werden können, nach einer anderen jedoch wiederum nicht. Für eine Gesamtübersicht - und dies ist das Ziel dieses Kapitels - bietet es sich dabei an, die Dimensionen in Bezug zueinander zu setzen und die einzelnen Generationenbeziehungen entsprechend zu klassifizieren.

In Anlehnung an Silverstein et al. (1994) unterscheide ich dabei zwischen zehn Beziehungstypen. Die ersten acht Typen umfassen die Verhältnisse zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, die nicht mehr im selben Haushalt leben. Die letzten beiden Typen beziehen sich auf zusammenlebende Familiengenerationen. Die Typen werden aus den drei Solidaritätsdimensionen gebildet, also die funktionale, affektive und assoziative Solidarität. Dabei wird festgestellt, wieviele und welche Generationenbeziehungen sich durch eine, zwei oder alle drei Solidaritätsdimensionen auszeichnen¹⁶.

Für die Typenbildung werden die drei Dimensionen durch drei dichotomisierte Variablen repräsentiert. Hilfeleistungen liegen dann vor, wenn sich die Generationen aktuell mit monetären Transfers oder Hilfen im Haushalt zur Seite stehen. Bei der Beziehungsebene werden enge oder sehr enge von mittleren, weniger oder überhaupt nicht engen Generationenverhältnissen unterschieden. Eltern und erwachsene Kinder haben häufigen Kontakt, wenn sie sich mindestens einmal pro Woche sehen oder sprechen¹⁷.

16 Bei zusammenlebenden erwachsenen Kindern und Eltern macht es wenig Sinn, zusätzlich nach der assoziativen und funktionalen Solidarität zu differenzieren, da a) bei Koresidenz von einer hohen Kontakthäufigkeit ausgegangen werden kann und b) Koresidenz eine von drei Subdimensionen funktionaler Solidarität ist (Abschnitt 2.2.1). Hier wird daher nur nach der Beziehungsebene unterschieden.

17 Die Typologie stellt sicherlich nur eine allgemeine Übersicht über familiäre Generationensolidarität dar. Die Bezeichnungen für die verschiedenen Generationenbeziehungen haben lediglich relativen Charakter. Das heißt beispielsweise, daß

Entfremdet-unabhängig: Zu diesem Typ gehören die Generationen, bei denen weder eine enge Beziehung, noch ein häufiger Kontakt und auch keine Hilfeleistungen vorliegen. Diese Angehörigen sind tatsächlich relativ weitgehend voneinander entfremdet.

Entfremdet-helfend: Eltern und Kinder sehen sich selten und fühlen sich nicht eng miteinander verbunden - aber sie helfen einander. Man kann unterstellen, daß diese Hilfen insbesondere aus einem Gefühl normativer Verpflichtung heraus geleistet werden.

Ritualisiert-unabhängig: Die Familiengenerationen stehen zwar in häufigem Kontakt. Sie fühlen sich jedoch wenig miteinander verbunden und helfen sich auch nicht. Es ist möglich, daß solche Beziehungen mittelfristig auch in ihrer Kontakthäufigkeit nachlassen.

Ritualisiert-helfend: Trotz eines häufigen Kontakts und trotz Hilfeleistungen fühlen sich diese Angehörigen nicht eng miteinander verbunden. Es dürfte sich hier demnach um ritualisierte Kontakte handeln, die mehr oder weniger aus Gewohnheit erfolgen.

Autonom-unabhängig: Diese Beziehungen sind durch emotionale Enge, jedoch seltenen Kontakt und das Fehlen von Hilfen gekennzeichnet. Hier dürfte es sich nicht zuletzt um Angehörige handeln, die relativ weit voneinander entfernt leben.

Autonom-helfend: Diese Generationen sehen, sprechen oder schreiben sich zwar nicht häufig. Sie berichten jedoch von einer engen Beziehung, und sie helfen sich auch.

Eng-unabhängig: Hier geht ein enges Verhältnis mit häufigen Kontakten einher, es werden aber keine Hilfen geleistet. Letzteres muß jedoch nicht bedeuten, daß Hilfen verweigert werden, sondern daß die Generationen derzeit nicht auf Hilfen angewiesen sind. Wenn sich dies ändert, existiert eine gute Basis für Hilfeleistungen.

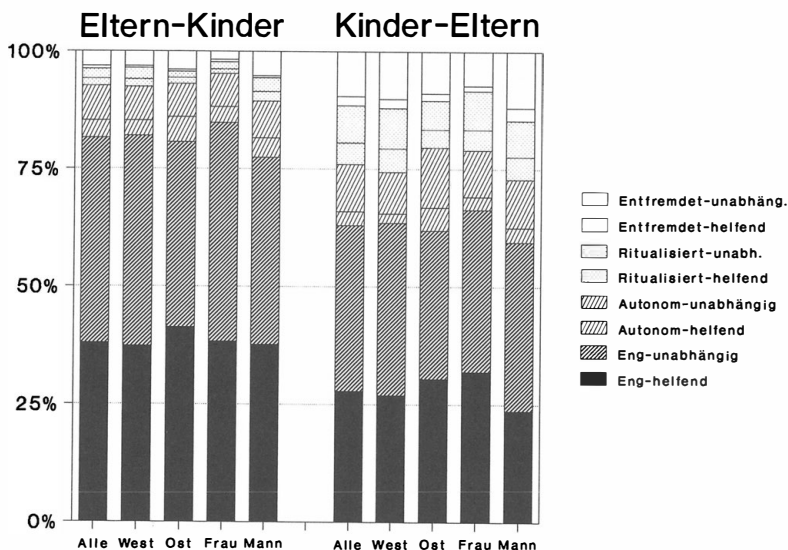
Eng-helfend: Diese intergenerationalen Beziehungen zeichnen sich schließlich durch alle drei Dimensionen familialer Solidarität aus. Die Eltern und erwachsenen Kinder sind sowohl durch eine als eng wahrgenommene Beziehung als auch durch häufigen Kontakt und Hilfeleistungen miteinander verbunden.

Entfremdet-koresident: Diese Eltern und erwachsenen Kinder leben im selben Haushalt. Sie sprechen jedoch von einem weniger engen Verhältnis. Ein Grund hierfür kann die ökonomische Notwendigkeit sein, durch die gemeinsame Haushaltsführung Geld zu sparen, oder es liegt eine als belastend empfundene Pflegesituation vor.

'entfremdet-unabhängige' Beziehungen dies nur im Vergleich mit den anderen Verhältnissen sind, aber nicht, daß sie prinzipiell als völlig entfremdet und unabhängig bewertet werden könnten.

Eng-koresident: Die im selben Haushalt lebenden Familiengenerationen fühlen sich eng miteinander verbunden. Es handelt sich demnach um den Typ mit der größten Verbindung zwischen den Generationen.

Grafik 3.7: Eine Beziehungstypologie



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

In Grafik 3.7 werden die Beziehungstypenanteile für 40-85jährige Deutsche in Hinblick zu ihren erwachsenen Kindern bzw. Eltern aufgeführt, mit denen sie nicht mehr zusammenleben. Die meisten Generationenverhältnisse gehören dem 'eng-unabhängigen' Beziehungstyp an. D.h., sie sind durch eine große emotionale Enge bei gleichzeitiger Unabhängigkeit in Bezug auf Hilfeleistungen charakterisiert (44 Prozent der Eltern-Kind- und 35 Prozent der Kind-Eltern-Beziehungen). Auch wenn sich die Angehörigen aktuell nicht unterstützen (müssen), bleiben sie doch auf vielfältige Weise miteinander verbunden: sie sprechen von einer engen Beziehung und haben häufigen Kontakt. Bei der zweitgrößten Gruppe liegen gleichzeitig eine große subjektive Verbundenheit, eine große Kontakthäufigkeit sowie intergenerationale Hilfeleistungen vor (38 bzw. 28 Prozent). Insofern zeigt sich tatsächlich eine Kumulation der drei Solidaritätsdimensionen. Wenn man auch noch die zusammenlebenden erwachsenen Kinder und Eltern einbezieht, werden die Familiengenerationen mit gleichzeitig funktionaler, affektiver und assoziativer Solidarität sogar zum dominanten Beziehungstyp: Sechs von zehn 40-85jährige deutsche Eltern wohnen entweder mit einem er-

wachsenen Kind zusammen oder gehören dem eng-helfenden Beziehungstyp an. In bezug auf die Eltern der Befragungspersonen liegt der entsprechende Anteil bei einem Drittel (diese Auswertungen werden hier nicht in Grafik- oder Tabellenform dokumentiert).

Wenn man die These von der 'strukturellen Isolation der Gattenfamilie' (Parsons 1942, 1943) auf diese Beziehungstypologie überträgt, dürfte man darunter insbesondere die Familiengenerationen fassen, die nicht im selben Haushalt leben, die sich nicht helfen und die wenig Kontakt haben - was das Gefühl einer engen emotionalen Verbundenheit jedoch nicht ausschließt. Dies wären dann vor allem die 'autonom-unabhängigen' und die 'entfremdet-unabhängigen' Beziehungen. Diese sind zwar mit 11 bzw. 20 Prozent nicht zu vernachlässigen. Immerhin hat jeder fünfte 40-85jährige mit Eltern außerhalb des Haushalts zu ihnen nur selten Kontakt und ist auch nicht durch Hilfeleistungen mit ihnen verbunden. Nichtsdestotrotz stellen diese Beziehungen eine Minderheit dar. Der entfremdet-unabhängige Typ, also Familiengenerationen, die sich weder helfen, noch häufig sehen, sprechen oder schreiben und sich auch nicht emotional eng miteinander verbunden fühlen, kommt bei den Eltern-Kind-Beziehungen mit drei Prozent nur sehr selten vor. Bei den Kind-Eltern-Verhältnissen ergibt sich jedoch ein Anteil von 10 Prozent: Jeder zehnte 40-85jährige hat eine wenig enge Beziehung zu den Eltern außerhalb des Haushalts, die zudem durch eine geringe Kontakthäufigkeit und keine aktuellen Hilfen geprägt ist.

Die Formel 'Innere Nähe durch äußere Distanz' (Tartler 1961: 79ff.) dürfte die nicht im selben Haushalt lebenden Generationen umfassen, die sich durch eine große emotionale Verbundenheit auszeichnen. D.h., hierzu gehören die 'eng-helfenden', die 'eng-unabhängigen', die 'autonom-helfenden' sowie die 'autonom-unabhängigen' Beziehungen. Diese stellen 93 Prozent der Eltern-Kind- bzw. 76 Prozent der Kind-Eltern-Verhältnisse.

Wenn man eine 'Intimität auf Abstand' (Rosenmayr, Köckeis 1961: 220) über eine gleichzeitig enge Beziehung mit häufigen Kontakten operationalisiert (da der Intimitätsbegriff eine noch größere Verbundenheit impliziert als eine 'innere Nähe'), gehören hierzu die 'eng-helfenden' und die 'eng-unabhängigen', also 82 bzw. 63 Prozent der Generationenbeziehungen.

Autonom-helfende und entfremdet-helfende Beziehungen treten kaum auf. Dies verdeutlicht, daß intergenerationale Hilfen eng mit der affektiven Solidaritätsdimension gekoppelt sind. Wenn keine enge Beziehung vorliegt, ist auch eine funktionale Solidarität kaum zu verzeichnen.

Summa summarum überwiegen bei den Eltern-Kind- und Kind-Eltern-Perspektiven die Gemeinsamkeiten. Die Unterschiede sollten aber nicht unter den Tisch gekehrt werden. Zunächst zeigt sich die noch größere intergenerationale Verbundenheit aus der Eltern-Perspektive und der wesentlich größere Anteil der entfremdet-unabhängigen Beziehungen aus der Sicht der Kinder. Dies unter-

streicht die '*Intergenerational Stake*' Hypothese. Interessant ist weiterhin, daß ritualisiert-helfende und ritualisiert-unabhängige Beziehungen vor allem aus der Perspektive der Kinder geführt werden: Neben der gewohnheitsmäßigen Verbindung zu den Eltern kann hier auch ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber den Eltern eine Rolle spielen. Interessant sind diese Beziehungstypen vor allem aufgrund ihrer potentiellen Divergenz bei der Wahrnehmung der Generationenbeziehung, nämlich wenn die Eltern von einer großen Verbundenheit ausgehen, die Kinder jedoch nicht.

Ostdeutsche Familiengenerationen gehören häufiger dem eng-helfenden Typ an. Dasselbe gilt für Frauen im Vergleich zu Männern. Damit werden die vorherigen Befunde bestätigt. (Ostdeutsche) Mütter und Töchter zeichnen sich durch eine noch größere familiäre Generationensolidarität aus als (westdeutsche) Väter und Söhne. Ein Drittel der ostdeutschen erwachsenen Töchter mit Eltern außerhalb des Haushalts (42 Prozent der Mütter) gehört dem eng-helfenden Typ an - im Vergleich zu 23 Prozent der westdeutschen Söhne (37 Prozent der Väter).

3.6 Kurzfazit

Die These von der Krise der Familie wird von den empirischen Befunden nicht gestützt, und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst zeigen die Auswertungen zu den Familienstrukturen, Wohnentfernungen und Solidaritätsnormen, daß ein immenses Potential für die familiäre Generationensolidarität existiert. 93 Prozent der Befragten haben mindestens einen Angehörigen einer anderen Generation. Bei sage und schreibe 93 Prozent der Eltern mit erwachsenen Kindern lebt mindestens eines dieser Kinder maximal zwei Stunden von ihnen entfernt. Bei drei Vierteln der Eltern wohnt das Kind sogar im gleichen Ort. Lediglich 16 Prozent haben Eltern, die weiter als zwei Stunden entfernt leben. Zwar wohnen lediglich sieben Prozent der 40-85jährigen mit einem Elternteil im selben Haushalt. Immerhin 14 Prozent leben jedoch mit dem Elternteil unter demselben Dach. Beinahe ein Drittel der 40-85jährigen Eltern wohnt mit einem ihrer erwachsenen Kinder zusammen; vier von zehn Eltern leben mit dem erwachsenen Kind im selben Haus.

Eine Koresidenz ist nur ein recht grobes Maß für Austausch- und Unterstützungsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern (Mayer, Schwarz 1989: 148). Zudem zeugt die große räumliche Nähe zwischen getrennt lebenden Familiengenerationen lediglich von einem Potential für familiäre Solidarität. Die allgemeine Gültigkeit einer 'Krise der Familie' wird jedoch vollends zweifelhaft, wenn man sich den drei Dimensionen intergenerationaler familiärer Solidarität zuwendet. Der Alters-Survey belegt eindrucksvoll, daß erwachsene Kinder und

Eltern a) sich emotional eng miteinander verbunden fühlen, b) häufig miteinander in Kontakt stehen und c) sich gegenseitig mit finanziellen Transfers und instrumentellen Hilfeleistungen unterstützen. Die Anzahl der Eltern, die zu ihren erwachsenen Kindern keinen Kontakt haben, sich nicht eng mit ihnen verbunden fühlen und aktuell auch keine Hilfen leisten oder erhalten, ist nicht der Rede wert. Vielmehr dominieren die eng-helfenden und eng-unabhängigen Beziehungstypen, also diejenigen mit einem engen Verhältnis und häufigen Kontakten. 82 bzw. 63 Prozent der Befragten haben zu ihren nicht im selben Haushalt lebenden erwachsenen Kindern bzw. Eltern ein Verhältnis, das sich mit der Formel 'Intimität auf Abstand' umschreiben läßt. Dennoch darf man nicht die Familiengenerationen vergessen, die sich seltener sehen und helfen und sich auch weniger eng miteinander verbunden fühlen. Immerhin ist ein Zehntel der untersuchten Kind-Eltern-Verhältnisse dem entfremdet-unabhängigen Beziehungstyp zuzurechnen.

Zur Beantwortung der Frage nach der familialen Generationensolidarität wurden oben drei mögliche Szenarien entwickelt, nämlich 'Autonomie', 'Solidarität' und 'gebrochene Solidarität' (wobei das letztgenannte Szenarium wiederum unterschiedliche Mischformen zwischen Autonomie und Solidarität aufweisen kann). Die in diesem Kapitel aufgeführten Befunde sprechen klar für das Solidaritätsszenarium. Die Generationenambivalenz führt demnach nicht zur Generationenautonomie. Auch das Szenarium der 'gebrochenen Solidarität', zumindest im Sinne von Divergenzen zwischen den drei Solidaritätsdimensionen, hat sich nicht als tragfähig erwiesen. Der Generationendynamik wird weiter unten nachgegangen.

Kapitel 4:

Intergenerationale Transfers zu Lebzeiten und danach

*Wenn du willst, daß sie trauern,
hinterläßt du ihnen am besten gar nichts.*

Marcus Valerius Martialis

4.1 Einleitung

Intergenerationale monetäre Transfers lassen sich prinzipiell in zwei Unterarten differenzieren, nämlich in öffentliche und in private. Bei öffentlichen Generationentransfers handelt es sich vornehmlich um Leistungen im Rahmen des sogenannten öffentlichen Generationenvertrages, d.h., die jüngere, erwerbstätige Generation gibt einen Teil ihrer Einkünfte an die nicht mehr erwerbstätige, ältere Generation ab, den diese in Form ihrer Renten erhält. Insofern handelt es sich hier um spezifische Generationen bzw. Generationenbeziehungen, nämlich solchen zwischen gesellschaftlichen Generationen. Im Unterschied dazu erfolgen private intergenerationale monetäre Transfers innerhalb der Familie und zwischen Familienmitgliedern, also zwischen familialen Generationen.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß öffentliche und private Transfers, daß gesellschaftliche und familiale Generationen, nicht miteinander verschränkt sind. Man kann gerade bei monetären Leistungen ein Bedingungsgefüge zwischen ihnen vermuten (vgl. Leisering 1992, Kaufmann 1993, Kohli 1997). So werden durch die öffentlichen Transfers von Jung zu Alt private Versorgungsleistungen in derselben Richtung für die Altersversorgung weniger notwendig. Damit kann man für die folgenden Analysen die These aufstellen, daß erwachsene Kinder aufgrund des öffentlichen Generationenvertrages - mit der damit einhergehenden Absicherung ihrer Eltern - es weniger für nötig erachten (müssen), diesen umfangreiche private Unterstützungsleistungen zukommen zu lassen. Auch dies dürfte eine Ursache für die große allgemeine Akzeptanz des öffentlichen Generationenvertrages auch bei der jungen erwerbstätigen Bevölkerung sein. Zudem

wird durch die Entlastung der Familie von Versorgungsaufgaben in bezug auf ihre älteren Mitglieder ein Konfliktpotential aus der Familie herausgenommen und diese somit stabilisiert¹.

Zugleich sind öffentliche und private Transfers miteinander verbunden, wenn ein Teil des öffentlich umverteilten Geldes wieder an die jüngere Generation zurückfließt, und zwar in Form von privaten monetären Transfers von Eltern an ihre erwachsenen Kinder (Kohli 1997). Wenn die folgenden Analysen diese Annahme stützen, würde die Entlastung der Familie aufgrund des Generationenvertrages zu einer Zunahme familialer Solidarität führen. Der Generationenvertrag verschafft dann den Eltern die Möglichkeit, ihren Kindern unter die Arme zu greifen, beispielsweise wenn sie sich in der Ausbildung befinden, arbeitslos sind oder eine Familie oder einen Betrieb gründen. Zudem können solche privaten Transfers von Eltern an Kinder die (Re-)Integration der Transfergeber in die Familie mit entsprechenden emotionalen und immateriellen Gegenleistungen nach sich ziehen. Dabei entlasten instrumentelle Hilfeleistungen von seiten der Kinder wiederum die öffentlichen Kassen. Insofern macht es Sinn, bei der Diskussion der diversen propagierten Modelle der öffentlichen Alterssicherung auch die etwaigen Folgen für die Familienbeziehungen mit zu bedenken - inklusive der Rückwirkungen auf den öffentlichen Generationenvertrag.

Familiale intergenerationale Transfers werden aber nicht nur zu Lebzeiten der Familienmitglieder getätigt ('inter-vivos-Transfers'). Auch Vererbungen ('mortis-causa-Transfers') stellen Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen her. Zudem sind sie ebenfalls ein soziologisches Forschungsthema, das weit über rein familiensoziologische Aspekte hinausreicht. Zum einen fallen Betriebsweitergaben in den Bereich der Arbeits- und Wirtschaftssoziologie. Zum anderen stellen Erbschaften ein immer wichtiger werdendes Forschungsthema im Bereich der Soziologie sozialer Ungleichheit und der Sozialstrukturanalyse dar. Damit sind Vererbungen ein besonders relevantes Untersuchungsfeld, und hier sind die Forschungslücken sogar noch größer als bei den inter-vivos-Transfers. Mit dem Alters-Survey steht nun ein aktueller Datensatz zur Verfügung, der hierfür in Deutschland den derzeit besten Zugang bietet.

In diesem Kapitel werden sowohl inter-vivos- als auch mortis-causa-Transfers betrachtet. Das Ziel ist es einerseits, das Ausmaß und die Richtung privater monetärer Transfers zwischen Familiengenerationen zu ermitteln, um so die quantitative Bedeutung dieser innerfamilialen Leistungen abschätzen zu können. Andererseits geht es um deren Bedingungsfaktoren. Wer leistet Transfers aus welchen

1 Immerhin geht eine geringere Zufriedenheit mit dem Lebensstandard mit einer geringeren Beziehungsebene zwischen Eltern und erwachsenen Kindern einher (Kapitel 5).

Gründen, und wem kommen sie warum zugute? Auf Grundlage dieser empirischen Analysen lassen sich dann Schlußfolgerungen in bezug auf den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen und familialen Generationen, zwischen öffentlichen und privaten Transfers sowie in Hinblick auf die Auswirkungen von privaten Transfers auf soziale Ungleichheit ziehen. Im folgenden (Abschnitt 4.2) geht es um private monetäre Transfers zu Lebzeiten. Abschnitt 4.3 behandelt Erbschaften. Weiterführende Schlußfolgerungen inklusive Thesen für zukünftige Entwicklungen finden sich in Kapitel 7. Wenn im folgenden verkürzt von 'Transfers' die Rede ist, so sind damit - im Gegensatz zu Vererbungen - private monetäre Generationentransfers zu Lebzeiten gemeint.

4.2 Monetäre Transfers zu Lebzeiten

Bisherige Informationen

Obwohl monetäre Transfers zu Lebzeiten aus verschiedenen Gründen von großer Bedeutung sind, liegen hierzu für die Bundesrepublik Deutschland bislang nur wenige Informationen vor (vgl. Motel, Szydlík 1999). Es existieren jedoch bereits Hinweise darauf, daß private monetäre Transfers in umgekehrter Richtung wie die öffentlichen Umverteilungen fließen, nämlich von den Älteren zu den Jüngeren in der Familie (Marbach 1994b). Gleichzeitig dürften Familienmitglieder mit ökonomischem Bedarf eher etwas erhalten. Motel und Spieß (1995; s. auch Wagner et al. 1996) finden auf der Basis der Berliner Altersstudie (BASE) heraus, daß etwa 30 Prozent der über 70jährigen West-Berliner Eltern innerhalb eines Jahres monetäre Transfers an ihre Kinder leisten. Im Durchschnitt werden dabei pro Jahr und Geber 7 000 DM übertragen.

Auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels ergibt sich ein Anteil von etwa elf Prozent der Eltern, die pro Jahr Zahlungen an ein außerhalb des Haushalts lebendes Kind leisten - umgekehrt sprechen lediglich etwa drei Prozent der Kinder von entsprechenden Zahlungen an ihre Eltern (Tabelle 6.1). Beim SOEP erfolgt jedoch eine vergleichsweise restriktive Abfrage, so daß man von einer Unterschätzung der tatsächlichen Transfers ausgehen muß.

Alt (1994: 205f.) kommt auf der Grundlage der Mehrgenerationenfamilienstudie (die allerdings nicht auf einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe basiert) zu dem Ergebnis, daß innerhalb eines Jahres neun Prozent der Eltern ihre Kinder "regelmäßig oder gelegentlich finanziell unterstützen", wohingegen lediglich fünf Prozent der Kinder angeben, solche Unterstützungen von ihren Eltern erhalten zu haben. Alt (1994: 206) erklärt diese Differenz insbesondere dadurch, daß "die von den Eltern berichteten finanziellen Transferleistungen nicht unbedingt zu Gunsten des von uns befragten Kindes erfolgt sein [müs-

sen]". Daneben könnte dies auch Ausdruck eines bekannten Befragungseffekts sein, wenn sich die Studienteilnehmer prinzipiell eher an die gegebenen Unterstützungen erinnern als an jene, die sie erhalten haben. Dies könnte bedeuten, daß das Ausmaß der erhaltenen Transfers tendenziell unterschätzt wird².

Im Unterschied zur Bundesrepublik liegen für andere Länder bereits umfangreichere Informationen vor. Allerdings sind die bisherigen empirischen Befunde zur Transferwahrscheinlichkeit häufig widersprüchlich und kaum miteinander vergleichbar. Dies liegt nicht zuletzt an der Sensibilität der Transferangabe in bezug auf die Frageformulierung und dem zugrundegelegten Zeitraum sowie an der Auswahl bestimmter Personengruppen. Eine Reihe US-amerikanischer Studien kommt jedoch zu dem Ergebnis, daß pro Jahr etwa drei von zehn Eltern Transfers an außerhalb des Haushalts lebende Kinder leisten. McGarry und Schoeni (1995: S189; vgl. auch Soldo, Hill 1995) berichten auf Grundlage der Health and Retirement Study (HRS), daß 29 Prozent der 51- bis 61-jährigen Eltern in den letzten zwölf Monaten einem außerhalb des Haushalts lebenden Kind mindestens \$500 gegeben haben. Von den im gleichen Haushalt lebenden erwachsenen Kindern erhalten 30 Prozent von diesen pro Jahr eine finanzielle Unterstützung von mindestens \$500, während diese Quote bei den nicht im selben Haushalt lebenden Familiengenerationen auf 14 Prozent sinkt (die mittlere Summe über zwölf Monate beträgt für beide Gruppen \$3,616). Dabei behandeln die Eltern ihre Kinder in puncto Transfers keineswegs gleich, sondern sie bevorzugen die bedürftigen Kinder³. Umgekehrt leisten 17 Prozent der Befragungspersonen an die im selben Haushalt und sieben Prozent an die in einem anderen Haushalt lebenden Eltern finanzielle Unterstützungen (die mittlere Summe über zwölf Monate liegt für beide Gruppen bei \$2,126)⁴. Auch Kulis (1994) zeigt auf der Basis des 1987-88 erhobenen National Survey of Families and Households, daß etwa drei von zehn Eltern ihre Kinder regelmäßig finanziell unterstützen. Rosenzweig und Wolpin (1993: 93) berichten auf der Grundlage des National Longitudinal Survey, daß ein Drittel der weißen, nicht mit ihren Eltern zusammenlebenden Kinder von diesen finanzielle Transfers erhält, während die Quote bei schwarzen Kindern lediglich bei 16 Prozent liegt. Gale und Scholz (1994) finden hingegen auf der Basis des Survey of Consumer Finances heraus, daß

2 Die von Borchers (1997) vorgelegte Studie von 145 Haushalten mit 262 Personen im Raum Hannover ist natürlich nicht repräsentativ, so daß die dabei ermittelten (sehr hohen) Transferanteile und -höhen keine große Aussagekraft haben.

3 McGarry (1997) stellt fest, daß Transfers zu Lebzeiten häufiger an bedürftige Kinder gehen, während das zu vererbende Vermögen in der Regel gleichmäßig verteilt wird.

4 McGarry und Schoeni unterstreichen die große Bedeutung der Frageformulierung für die resultierenden Transferquoten und -summen, indem sie Vergleiche mit anderen Datenquellen (insbesondere der Panel Study of Income Dynamics) anstellen.

etwa ein Zehntel der US-amerikanischen Haushalte in der Dreijahresperiode von 1983 bis 1985 mindestens \$3,000 an andere Haushalte gaben - drei Viertel dieser Transfers gingen von Eltern an ihre Kinder.

Die französische Dreigenerationenstudie spielt eine Vorreiterrolle bei der Untersuchung von familialen Generationenbeziehungen. Attias-Donfut (1995b) stellt fest, daß in einem Zeitraum von fünf Jahren vor dem Befragungszeitpunkt ein Drittel der 49- bis 53jährigen Franzosen in der sogenannten Sandwichsituation - also mit erwachsenen Kindern und zugleich mit noch lebenden Eltern - von ihren Eltern Sach- und Geldleistungen erhielt. Knapp zwei Drittel dieser mittleren Generation leisteten im selben Zeitraum Transfers an ihre erwachsenen Kinder. Die Transferströme von unten nach oben sind im Unterschied dazu sehr viel weniger ausgeprägt: Nur zwei Prozent der Personen in der mittleren Altersgruppe erhalten Transfers von ihren Kindern, und lediglich neun Prozent geben etwas an ihre Eltern.

Damit deutet sich ein Kaskadenmodell an: Geld fließt in der Generationenfolge von 'oben' nach 'unten', also von den älteren an die jüngeren Familiengenerationen. Allerdings handelt es sich nicht um ein perfektes Kaskadenmodell, in dem die Vergaben der mittleren an die jüngste Generation in etwa den Transfers der ältesten an die mittlere Generation entsprechen würden. Es ist vielmehr festzustellen, daß die mittlere Generation häufiger etwas an ihre Kinder gibt als daß sie selbst Transfers von ihren Eltern erhält. Für die Auswertungen auf Basis des Alters-Survey ist ein ähnliches Bild zu erwarten - allerdings auf einem niedrigeren Niveau. Immerhin haben wir lediglich nach den Transfers während der letzten zwölf Monate und nicht während der letzten fünf Jahre gefragt.

Soziale Ungleichheit

Einige der wichtigsten Fragen im Zusammenhang mit inter-vivos- und mortiscausa-Transfers beziehen sich auf die (vertikale) soziale Ungleichheit: Inwieweit ist soziale Ungleichheit auf private Generationentransfers zurückzuführen? Wechseln Personen ihre Position in der Ungleichheitshierarchie aufgrund intergenerationaler Transfers? Bekommen Kinder und Eltern mit größeren ökonomischen Bedürfnissen entsprechend mehr? Oder gilt vielmehr das Matthäus-Prinzip ("Wer hat, dem wird gegeben"), d.h., die soziale Ungleichheit wird sogar noch größer? Wenn dies der Fall ist, würde dies auch für die These sprechen, daß sich soziale Ungleichheit in Meritokratien generell mit der Zeit vergrößert.

Die These für die folgenden empirischen Analysen lautet: Private monetäre intergenerationale Transfers tragen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit bei. Den individuellen finanziellen Möglichkeiten der Eltern kommt hierbei eine besonders wichtige Rolle zu. Eltern haben generell ein Interesse daran, daß es ihre Kinder 'im Leben zu etwas bringen', weshalb sie die Höherqualifizierung

der Kinder besonders fördern. Dieses Interesse kann allgemein auf die Zuneigung der Eltern zurückzuführen sein. Normative und rechtliche Verpflichtungen spielen hierbei ebenfalls eine Rolle. Oftmals erfüllen die Kinder damit aber auch Ziele der Eltern, die diese selbst nicht erreichen konnten. Hohe berufliche Positionen der Kinder können auch Statusgewinne für die Eltern mit sich bringen. Zudem müssen die Eltern hochqualifizierter Kinder weniger befürchten, daß ihre Nachkommen in Zukunft weitere private Unterstützungsleistungen benötigen. Sie können im Gegenteil sogar darauf spekulieren, daß die qualifizierten Kinder durch ihre höheren Arbeitseinkommen später selbst eher private Transfers an sie leisten. Wohlhabendere Eltern sind eher dazu in der Lage, diesen Interessen durch monetäre Transfers Ausdruck zu verleihen.

Bislang sind die monetären intergenerationalen Leistungen bei der Erforschung sozialer Ungleichheit nicht angemessen berücksichtigt worden. Insofern ist es auch ein Ziel dieses Kapitels, weitergehende Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen familialer Solidarität und der Reproduktion sozialer Ungleichheit zu gewinnen. Da in hochentwickelten Gesellschaften vertikale soziale Ungleichheit für die meisten Menschen über den Arbeitsmarkt entsteht, konzentriert sich die Ungleichheitsforschung nicht zuletzt auf Arbeitsstrukturen als Ungleichheitsgeneratoren (z.B. Szydlik 1993). Allerdings wirken Arbeitsstrukturen nicht nur direkt auf die soziale Position von Erwerbstätigen, sondern vor allem auch indirekt, nämlich vermittelt über innerfamiliäre Transfers. Darunter fallen die Lebenschancen und -bedingungen nichterwerbstätiger Haushaltsmitglieder (z.B. von Partnern und minderjährigen Kindern), aber auch die von Familienmitgliedern, die nicht mehr im selben Haushalt leben - also insbesondere der erwachsenen Kinder, die bereits aus dem Elternhaus ausgezogen sind.

Wenn Eltern mit größeren ökonomischen Ressourcen ihre Kinder eher - und mit höheren Beträgen - unterstützen, führt dies zu Vorteilen dieser Kinder im Vergleich zu Kindern ärmerer Eltern. Ungleichheit wird dann also gleichzeitig verringert und vergrößert: Zwar werden die ökonomischen Differenzen zwischen Eltern und Kinder aufgrund der Umverteilung geringer. Soziale Ungleichheit wird jedoch insgesamt größer, weil Kinder reicherer Eltern bevorzugt werden. Dabei ist auch der unterschiedliche Geldnutzen von Eltern und Kindern zu berücksichtigen: So sind beispielsweise 500 DM für ein in der Ausbildung befindliches erwachsenes Kind von relativ größerem Wert als für Eltern, deren Haushaltseinkommen mittlerweile ein Vielfaches dieses Betrags ausmacht. D.h., die Position des Kindes im Gefüge altersspezifischer sozialer Ungleichheit wird deutlich stärker verbessert als daß die der Eltern verschlechtert wird.

In diesem Zusammenhang ist auch von Bedeutung, wofür die erhaltenen Mittel verwendet werden. Der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und familialen Transfers wird besonders bei Ausbildungsunterstützungen deutlich. So tragen private Generationentransfers für Studierende dazu bei, daß diese über

mehr Zeit und Energie für die Qualifizierung verfügen, anstatt sich mit schlecht bezahlten ausbildungsfremden Jobs zur Sicherung des Lebensunterhalts 'aufhalten' zu müssen. Private Transfers während der Ausbildung sind gerade in einer Zeit von besonderer Bedeutung, in der immer mehr Wert auf die verwandte Dauer für den Erwerb beruflicher Qualifikationen und einen möglichst lückenlosen Lebenslauf gelegt wird - und in der gleichzeitig öffentliche Transfers immer weiter zurückgefahren werden. Lokale Defizite bei den Qualifikationschancen (z.B. in Hinblick auf bestimmte Berufe oder Studiengänge) können ebenfalls leichter umgangen werden, wenn die Eltern in der Lage sind, die regionale Mobilität ihres Kindes - bis hin zu Auslandsaufenthalten - finanziell zu unterstützen.

In Hinblick auf die Folgen privater Transfers für soziale Ungleichheit sind Vergleiche zwischen Ost- und Westdeutschen besonders instruktiv. Dies ist auch deshalb der Fall, weil es sowohl gute Gründe für als auch gegen häufigere Transfers von Ostdeutschen gibt. Dafür sprechen die besonders engen Familienbeziehungen sowie der besonders hohe Bedarf der erwachsenen ostdeutschen Kinder aufgrund von Arbeitslosigkeit, geringeren Arbeitseinkommen und deutlich höherem Lehrstellenmangel. Dagegen spricht natürlich - obwohl die ostdeutschen Rentner zu den Einheitsgewinnern zählen - die deutlich geringere Vermögensausstattung. Damit läßt sich die These aufstellen, daß sich Ost- und Westdeutsche weniger in Hinblick auf ihre Transferhäufigkeit als vielmehr bei den Transferhöhen unterscheiden.

Familiäre Generationenbeziehungen

Monetäre private Transfers sind eine wichtige Form intergenerationaler Solidarität. Finanzielle Leistungen an Kinder oder Eltern, seien sie regelmäßig oder einmalig, seien es Geldzahlungen oder Sachgeschenke, können für die Empfänger überaus wichtige Hilfen darstellen. Die Bandbreite reicht von Unterstützungen für die Kinder während ihrer Ausbildungszeit über Transfers bei wichtigen Lebensereignissen wie der Geburt von Kindern, dem Erwerb von Wohneigentum, einer Firmengründung und einer Arbeitslosigkeit bis hin zu Transfers für Eltern mit geringer Rente. Damit wird bedürftigen Angehörigen unter die Arme gegriffen, um Notsituationen zu vermeiden oder abzuschwächen.

Gleichzeitig schaffen solche Transfers Bindungen zwischen den Familienmitgliedern. 'Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft', und, so mag man hinzufügen, kleine und große Transfers stabilisieren Familienbeziehungen. Transfers sind ein Beziehungskitt. Sie halten getrennt lebende Familienangehörige zusammen, und zwar auf vielfältige Weise. Gerade wenn Eltern und erwachsene Kinder nicht mehr im selben Haushalt leben, wenn also keine Verbindungen aufgrund einer gemeinsamen Haushaltsführung mehr existieren, bedarf es einer

Reihe von Verhaltensweisen, um die Beziehung zu pflegen. Dabei können Transfers - insbesondere Geschenke - von den Individuen als Indikator für den emotionalen Zusammenhalt von Familienbeziehungen interpretiert werden. Ein Geschenk zeigt dem Angehörigen, daß man an ihn denkt, daß man ihn als wichtige Person wahrnimmt und daß man mit ihm weiterhin eine Beziehung aufrechterhalten möchte. "Geschenke schaffen und machen sichtbar ein Gewebe von Beziehungen, das Gesellschaften auf der Mikroebene zusammenhält" (Schmied 1996: 38)⁵. Dies gilt beispielsweise für Personen, die sich schwer tun, ihre Zuneigung verbal zu äußern und stattdessen auf symbolische Handlungen wie das Geben von Geschenken zurückgreifen. Gleichzeitig werden mit privaten Transfers Solidaritätsnormen an die nachfolgenden Generationen weitergegeben.

Private Leistungen schlagen sich in emotionalen Gewinnen nieder, wenn die Empfänger den Gebern im Gegenzug mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung zuteil werden lassen oder wenn sich die soziale Position der Geber in der Familie festigt. Monetäre Transfers können aber auch willkommene instrumentelle Hilfeleistungen nach sich ziehen und zu einer gegenseitigen Versicherung der intergenerationalen Solidarität in Antizipation zukünftiger Notlagen beitragen. Selbst wenn ein Austausch mehr oder weniger nutzloser Geschenke dem einzelnen keinen unmittelbaren finanziellen Ertrag bringt, können letztlich beide Seiten davon profitieren⁶. Blau (1964: 88ff.) weist darauf hin, daß eine wesentliche Funktion des sozialen Tausches die Herstellung von Verpflichtungen ist, aufgrund derer zwischenmenschliche Beziehungen begründet und gefestigt werden. Bereits die Ausführungen von Simmel (1958: 438ff.) zum Dankbarkeitsgefühl weisen in diese Richtung⁷. Demnach stabilisiert es Familienbeziehungen und

5 Übrigens stellt bereits Shakespeare in *King Lear* (2. Akt, 4. Szene) fest: "Fathers that wear rags / Do make their children blind, / But fathers that bear bags / Shall see their children kind".

6 In dieser Hinsicht spielt auch die Transferart eine wichtige Rolle. Finanzielle Zuwendungen haben den Vorteil, allgemein verwendbar zu sein. Für den Transfergeber besteht jedoch der Nachteil, daß sie auf lange Sicht nicht direkt zurechenbar sind. Damit besteht die Gefahr der Intransparenz und des Vergessens. Zudem eignen sich nur gut sichtbare und langlebige Gegenstände als Träger familialer Erinnerungen (Halbwachs 1925, Segalen 1993).

7 "Sie [die Dankbarkeit, M.S.] ist gleichsam das moralische Gedächtnis der Menschheit (...), daß sie, obgleich sie natürlich auch rein im Inneren verbleiben kann, doch die Potenzialität neuer Handlungen ist, eine ideelle Brücke, welche die Seele sozusagen immer wieder vorfindet, um bei der leisesten Anregung, welche sonst vielleicht nicht genügen würde, eine neue Brücke zu schlagen, über sie hin sich dem Andern zu nähern. (...) Obgleich die Dankbarkeit ein rein personaler (...) Affekt ist, so wird sie, durch ihr tausendfaches Hin- und Herweben innerhalb der Gesellschaft, zu einem ihrer stärksten Bindemittel (...). Würde mit einem Schlage jede auf frühere Aktionen hin den Seelen verbliebene Dankreaktion ausgetilgt, so

damit auch Gesellschaften insgesamt (vgl. auch Cheal 1987, Clausen 1991, Marbach 1994b, Schmied 1996). Mauss (1950) zeigt für archaische Gesellschaften, daß Geschenke wichtige Förderer von Sozialbeziehungen sind.

Für die folgenden empirischen Analysen ist damit eine Zunahme der Transfers mit der Beziehungsenge zu erwarten. Allerdings ist die Kausalrichtung unklar. Eine größere emotionale Enge kann intergenerationale Unterstützungen nach sich ziehen, aber auch darauf beruhen. Ähnliches gilt für die Kontakthäufigkeit. Man kann unterstellen, daß der Bedarf der anderen Person eher wahrgenommen wird, wenn man sich häufiger besucht oder miteinander telefoniert. Umgekehrt können Transfers aufgrund einer Reziprozitätsnorm oder der Erwartung weiterer Leistungen zu einer größeren Kontakthäufigkeit beitragen.

Private Generationentransfers werden also nicht nur deshalb geleistet, um aus einer rein altruistischen Einstellung heraus bedürftigen Angehörigen in Not-situationen zu helfen. Häufig wollen auch die Transfergeber selbst von ihren Leistungen profitieren⁸. Dies kann sogar so weit gehen, daß die finanziellen Leistungen von Eltern an ihre (erwachsenen) Kinder eine Art Bestechung darstellen, um mehr Zuwendung zu erhalten (vgl. z.B. Kotlikoff, Morris 1989). Lüscher und Pajung-Bilger (1998: 55) zitieren in ihrer Studie die Aussage einer 26jährigen Tochter in Bezug zu ihrem Vater: "Ich habe ihm öfter gesagt, ich brauche sein Geld nicht, wenn das quasi als Erpressung gedacht ist, 'Du kriegst Geld von mir, dafür kriege ich Gefühle von dir'. Das weiß er ganz genau. Und ich sage, ich gehe lieber arbeiten und verdiene mir mein Geld selber, bevor ich das mitmache". Die Angehörigen fühlen sich verpflichtet, Leistungen mit Gegenleistungen zu vergelten - sei es ein halbwegs kurzfristiger 'Austausch' von Geld mit Hilfen, Kontakten oder emotionaler Zuwendung, sei es durch eine Protokollierung der Transfers in einem imaginären 'Schuldbuchkonto', das zumindest auf lange Sicht entweder über Rück-Transfers oder Weiter-Transfers an nachfolgende Generationen auszugleichen ist. Auf das Interesse der Eltern, ihre Kinder während ihrer Ausbildung zu unterstützen, wurde bereits hingewiesen.

würde die Gesellschaft, mindestens wie wir sie kennen, auseinanderfallen" (Simmel 1908: 444).

- 8 Die New York Times stellt süffisant fest: "Gift-giving, social scientists tell us, is governed by something called the exchange theory. This has nothing to do with the scene on Dec. 26, when people converge on stores, gifts in hand, saying, "too large," "too small", and, "Does it come in mauve?" Instead, the exchange theory holds that reciprocity in gift-giving adds glue to social bonds. But wait! Hostile presents may lurk beneath the shiny trappings of the season. Candy for someone on a diet; brandy for one who drinks too much. Pygmalion presents, too, in which givers try to turn recipients into what they've always wanted them to be - scholars, beauties and such. And sometimes, wonderfully memorable presents" (The New York Times, 21.12.1994: C1).

Auf solche Ziele verweist auch der 'Demonstrationseffekt', dem eine generationenübergreifende Vorstellung der Vergabeziele zugrundeliegt (vgl. Cox, Stark 1994; Stark 1995). Übrigens wird dieser Demonstrationseffekt bereits von den Gebrüdern Grimm in der Geschichte über den alten Großvater und den Enkel beschrieben: Der alte Großvater wird von seinen erwachsenen Kindern solange vernachlässigt, bis der junge Enkel seinen Eltern nahelegt, daß er später entsprechend mit ihnen umgehen wird. Daraufhin ändern die Eltern ihr Verhalten und kümmern sich fortan sehr viel besser um den Großvater.

Walker (1993: 155ff.) berichtet von einer Untersuchung im britischen Sheffield, die ergab, daß weder Zuneigung noch Reziprozität notwendige Bedingungen für Hilfeleistungen von erwachsenen Kindern für ihre alte Eltern sind. Das folgende Zitat steht allerdings nur für eine Minderheit der Kind-Eltern-Beziehungen: "I couldn't stand him but yet I knew that it was my duty and no matter what it cost me I would have done that for my own conscience ... and because of what people say, "Well he's got a daughter and she doesn't do anything for him." ... I've seen all these articles in the Star [local newspaper]. I've seen all these pictures of old people and it's been said "Got a son who didn't do anything for them," but nothing is said about what the son or daughter had to put up with to cause them to turn that way" (Qureshi, Walker 1989: 140). Das Zitat deutet auch darauf hin, daß die diversen Transfermotive weniger alternativ als vielmehr kombiniert auftreten. Dies wird durch die in Tabelle 3.2 dokumentierten Befunde eindrucksvoll bestätigt (s. auch Künemund, Motel 2000).

Monetäre private Transfers haben für die Individuen jedenfalls nicht nur positive Konnotationen. Ein weiteres Beispiel sind Unterstützungen, die nur deshalb geleistet werden, weil es der Gesetzgeber so vorschreibt (z.B. bei Unterhaltszahlungen an studierende Kinder oder pflegebedürftige Eltern). "Thus, courts intervene to remind spouses and parents of their obligations toward the relatives they no longer like" (Clignet 1992: 4; s. auch Eckert-Schirmer et al. 1994). In vielen Fällen sind Transfers auch Ausdruck von Abhängigkeiten und Statusdifferenzen zwischen Gebern und Nehmern. Bereits Blau (1964) verweist in seinen Ausführungen zum sozialen Tausch darauf, daß zu hohe Geschenke mitunter abgelehnt werden, um eine entsprechende Gegengabe (z.B. in Form von höherer Kontakthäufigkeit oder Hilfeleistungen) oder die Hinnahme von Status- bzw. Machtdifferenzen innerhalb der Beziehung zu vermeiden.

Für die folgenden empirischen Analysen ist damit anzunehmen, daß bedürftige erwachsene Kinder häufiger intergenerationale Transfers erhalten. Immerhin sind Transfers implizit oder explizit an das Einverständnis des Empfängers gebunden. Wenn aufgrund der Annahme von Transfers familiäre Machtstrukturen manifestiert und offengelegt werden, dürfte die Annahme von Unterstützungsleistungen leichter fallen, wenn ein ökonomischer Bedarf existiert. Zudem können Transfers als Ausdruck einer familialen Generationensolidarität gewertet werden,

die vorrangig dann aufgerufen wird, wenn Verwandten (anderer Generationen) geholfen werden muß.

4.2.1 Verbreitung und Umfang

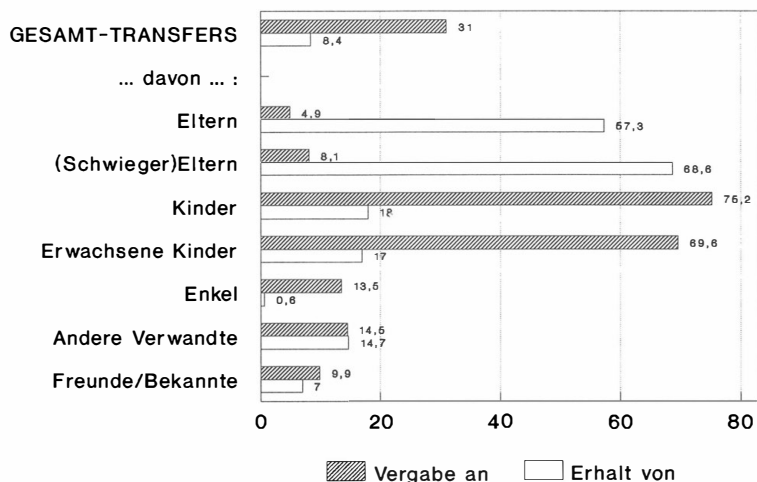
Zur Erhebung der privaten Transfers im Alters-Survey wird den Befragungspersonen zunächst folgende Frage gestellt: "Viele Menschen machen anderen Geld- oder Sachgeschenke oder unterstützen diese finanziell. Dabei kann es sich z.B. um Eltern, Kinder, Enkel oder andere Verwandte, aber auch um Freunde oder Bekannte handeln. Wie ist das bei Ihnen? Haben Sie in den vergangenen 12 Monaten jemandem Geld geschenkt, größere Sachgeschenke gemacht oder jemanden regelmäßig finanziell unterstützt?". Wenn dies zutrifft, wird nach dem ersten Empfänger gefragt, der auf einer 'Personenkarte' identifiziert werden soll. Hierbei wird zwischen bestimmten Verwandten wie z.B. Mutter, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Partner, Schwester, Schwägerin, Tante, Cousine, Nichte, 1. Kind, 2. Kind usw., nach Enkelkindern, bestimmten Freunden, Arbeitskollegen usw. sowie anderen Personen differenziert. Des Weiteren wird nach der Art der Transfers (Geldgeschenke, größere Sachgeschenke, regelmäßige finanzielle Unterstützung oder anderes), nach der Transferhöhe in den letzten zwölf Monaten sowie danach gefragt, ob diese Zuwendung größer, geringer oder etwa genauso groß war wie im Jahr zuvor. Diese Zusatzinformationen werden für bis zu vier Empfänger erhoben; bei weiteren drei Personen wird der entsprechende Personencode eingetragen. Nach dieser Fragenbatterie in bezug auf die Vergabe von Transfers wird entsprechend nach dem Erhalt gefragt: "Und umgekehrt: Haben Sie selber in den vergangenen 12 Monaten Geld geschenkt bekommen, größere Sachgeschenke erhalten oder hat Sie jemand regelmäßig finanziell unterstützt?"⁹. Auf die Operationalisierung der einzelnen unabhängigen Variablen wird hier noch nicht eingegangen; dies wird bei der Diskussion der Analyseergebnisse nachgeholt.

In Grafik 4.1 wird zunächst aufgeführt, wie hoch die Anteile der Transferempfänger und -geber sind. 31 Prozent der 40-85jährigen haben demnach im letzten Jahr jemandem Geld geschenkt, größere Sachgeschenke gemacht oder jemanden regelmäßig finanziell unterstützt. Dies entspricht den Ergebnissen

⁹ In zwei darauffolgenden Fragen werden schließlich die jemals vor 1995 gegebenen und empfangenen großen Geldbeträge oder Sachwerte erhoben, wobei hier auf die genannten zusätzlichen Informationen verzichtet wird. D.h., es wird 'lediglich' nach bis zu fünf Personen gefragt, die diese großen Geldbeträge oder Sachwerte erhalten bzw. der Befragungsperson gegeben haben. Entsprechende Befunde sind in Tabelle 3.3 dokumentiert.

einiger bisheriger Studien. Umgekehrt geben lediglich acht Prozent an, etwas erhalten zu haben.

Grafik 4.1: Monetäre private Transfers



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen.

Die Hauptempfänger der privaten Transfers sind die (erwachsenen) Kinder. Drei Viertel der Transfergeber bedenken ihre direkten Nachkommen; danach folgen mit großem Abstand die anderen Verwandten (ohne Partner), die Enkel, Freunde und Bekannte und erst dann die (Schwieger)Eltern. Wenn die Befragten hingegen Geld, größere Sachen und regelmäßige Unterstützungen erhalten haben, kamen sie in den meisten Fällen von den (Schwieger)Eltern. Die Nachkommen spielen hier eine wesentlich geringere Rolle.

Allein diese Befunde zeigen bereits, daß private monetäre Transfers a) zu meist zwischen Angehörigen geleistet werden, daß es b) dabei insbesondere um die Verwandten anderer Generationen geht und daß es sich c) in den allermeisten Fällen um Leistungen zwischen Eltern und Kindern handelt. Wer sich mit privaten Transfers beschäftigt, hat sich also mit intergenerationalen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu befassen.

Tabelle 4.1 weist die Transferanteile ausgewählter Personengruppen aus. Im Unterschied zur Grafik wird hier nicht einfach nur pauschal gezeigt, an wen die privaten Transfers gingen bzw. von wem sie kamen. Die Tabelle berücksichtigt vielmehr die Existenz dieser Personen (vgl. Kapitel 3). Dadurch können die Transferquoten von Ost- und Westdeutschen, Frauen und Männern sowie Haupt-, Real- und Hochschulabgängern direkt miteinander verglichen werden,

ohne auf demographische Aspekte abstellen zu müssen. Ein Beispiel: 3,4 Prozent der westdeutschen 40-85jährigen mit mindestens einem lebenden Elternteil leisten an diesen innerhalb von zwölf Monaten private Transfers.

Tabelle 4.1: Transfergeber und -empfänger

	West	Ost	Frau	Mann	Haupt	Real	Hoch	Gesamt
Transfers gegeben	31,0	31,7	30,8	31,4	27,3	34,9	38,6	31,0
... an ...								
Eltern	3,4	2,8	3,9	3,5	2,8	2,7	6,0	3,7
(Schwieger)Eltern	4,7	3,6	4,9	4,6	2,9	4,6	7,8	4,7
Kinder	27,1	27,7	26,5	27,3	24,6	29,2	31,6	26,9
Erwachsene Kinder	30,4	30,1	28,9	31,3	25,5	36,1	44,0	30,0
Enkel	9,3	12,6	10,2	9,9	9,6	11,3	12,4	10,1
Andere Verwandte	4,5	3,6	4,8	4,2	3,6	5,3	6,6	4,5
Freunde/Bekannte	3,1	2,6	3,1	3,0	1,9	4,0	5,5	3,0
.....								
Transfers erhalten	8,1	9,4	9,0	7,8	5,8	10,6	13,3	8,4
... von ...								
Eltern	11,0	12,1	12,4	10,3	7,0	12,6	16,5	11,3
(Schwieger)Eltern	10,2	11,2	11,4	9,7	6,9	11,1	15,9	10,5
Kinder	1,3	3,2	2,0	1,4	1,8	1,6	1,1	1,7
Erwachsene Kinder	1,5	3,6	2,2	1,6	2,0	1,8	1,3	2,0
Enkel	0,0	0,4	0,1	0,2	0,1	0,0	0,2	0,1
Andere Verwandte	1,1	1,2	1,4	1,0	0,8	1,6	1,8	1,2
Freunde/Bekannte	0,5	0,8	0,9	0,2	0,3	0,9	0,8	0,6
n (Transfers gegeben)	3030	1617	2350	2441	2989	881	679	4791
n (Transfers erhalten)	3040	1622	2357	2447	3000	883	679	4804

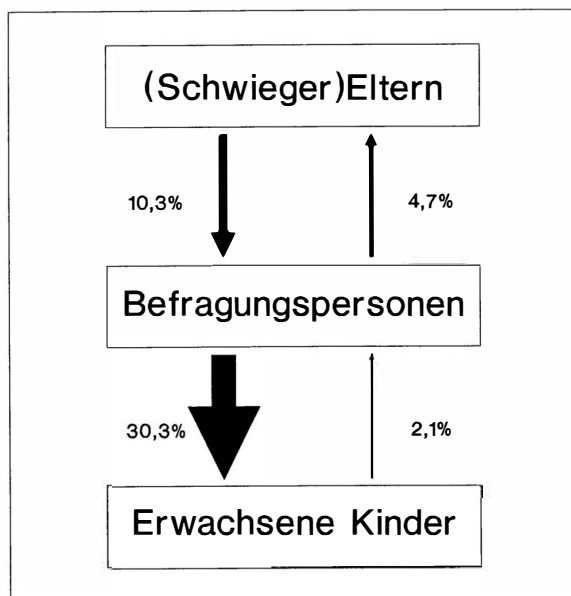
Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit den jeweiligen Angehörigen.

Insgesamt ergeben sich zwischen Ost- und Westdeutschen sowie zwischen Frauen und Männern keine großen Unterschiede. Es existieren zwar kleinere Differenzen, die sich jedoch in Grenzen halten, so daß vielmehr die Gemeinsamkeiten zu betonen sind.

Deutliche Unterschiede existieren hingegen zwischen den Bildungsschichten (zur Wahl dieses Schichtindikators vgl. Fußnote 35). Daß Hochschulabsolventen häufiger Transfers leisten als Hauptschulabgänger, kann natürlich an den größeren Ressourcen liegen, jedoch auch am höheren Bedarf von studierenden Kindern. Hierzu sind also weitere, multivariate Analysen notwendig. Daß 40-85jäh-

rige Akademiker jedoch wesentlich häufiger etwas erhalten, deutet hingegen nicht auf die Befriedigung eines größeren ökonomischen Bedarfs hin. Wenn dem so wäre, hätten besonders Hauptschulabgänger bedacht werden müssen. Dabei bekommen die Akademiker besonders häufig etwas von ihren Eltern - wahrscheinlich geht dies darauf zurück, daß reichere und bildungshöhere Schichten größere Geschenke als 'Beziehungskitt' einsetzen (müssen), als daß dies bei weniger vermögenden und bildungsniedrigeren Bevölkerungsgruppen der Fall ist. Das Sichtbarmachen der gegenseitigen Wertschätzung bemißt sich demnach nicht zuletzt am materiellen Wert des Geschenks - und dieser Wert wird nicht im Vergleich mit den Geschenken anderer sozialer Schichten bewertet, sondern im Verhältnis zu den Transfers innerhalb derselben Schicht bzw. zu den Ressourcen des Gebers.

Grafik 4.2: Intergenerationale private Transfers



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

Grafik 4.2 umfaßt die Befragungspersonen mit außerhalb des Haushalts lebenden (Schwieger)Eltern bzw. erwachsenen Kindern. Es werden nicht nur die eigenen Eltern berücksichtigt, weil Generationentransfers an den (Ehe)Partner ebenfalls intergenerationale Solidarität reflektieren und zumindest indirekt auch der Befragungsperson selbst zugute kommen.

Ein Zehntel der 40-85jährigen mit außerhalb ihres Haushalts lebenden (Schwieger)Eltern erhält von diesen im Zeitraum von zwölf Monaten private Transfers. Lediglich ein Zwanzigstel gibt etwas an die Eltern. Wenn, dann werden eher die erwachsenen Kinder bedacht. Von diesen kann man allerdings kaum monetäre Leistungen erwarten (für einen Vergleich mit instrumentellen Hilfen siehe Grafik 3.4 und Tabelle 3.3).

Damit wird das von der französischen Dreigenerationenstudie propagierte Kaskadenmodell für die Bundesrepublik Deutschland repliziert: Private intergenerationale monetäre Transfers fließen vornehmlich von oben nach unten, d.h., die ältere Generation unterstützt die jüngere. Intergenerationale Solidarität ist in Hinblick auf monetäre Transfers vor allem eine Sache der Eltern, wohingegen entsprechende Leistungen von Kindern kaum zu verzeichnen sind. Der private intergenerationale Transferstrom verläuft in umgekehrter Richtung wie der öffentliche.

Es handelt sich aber, wie in Frankreich auch, nicht um ein perfektes Kaskadenmodell. Der Anteil der mittleren Generation, der etwas von den Eltern erhält, ist wesentlich geringer als die Quote derer, die Transfers an ihre Kinder leisten. Damit wird klar, daß die aktuellen Transfers der Großeltern an ihre Kinder nur selten die Grundlage für die Leistungen dieser Kinder an die Enkel sind. Private Transfers fließen zwar von den Älteren an die Jüngeren, aber weniger im Sinne einer Kaskade, die lediglich ganz oben eine einzige Quelle hat. Wenn man beim Kaskadenbild bleiben möchte, müßte man sich an den einzelnen Stufen zusätzliche Wasserleitungen vorstellen. Oder man wählt eher das Bild eines Brunnens mit übereinander angeordneten Figuren, die unterschiedlich viel Wasser abgeben.

Als nächstes werden in Tabelle 4.2 die Transferarten aufgeführt. Es stellt sich heraus, daß es sich bei privaten Generationentransfers vorrangig um Geldgeschenke handelt. Ein Fünftel der 40-85jährigen schenkt ihren außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kindern im Laufe eines Jahres Geld. Ein Zehntel gibt ein größeres Sachgeschenk, und acht Prozent leisten regelmäßige finanzielle Unterstützungen. Damit wird auch klar, daß sich die Befunde des Sozio-ökonomischen Panels zu privaten Generationentransfers (Tabelle 6.1) durchaus im Rahmen halten, wenn man die restriktive Abfrage berücksichtigt.

Das Übergewicht der Geldgeschenke gilt jedoch vor allem für die Transfers der Älteren an die Jüngeren. Private Transfers an die Eltern der Befragten bestehen etwa zu gleichen Teilen aus Geld, größeren Sachen und regelmäßigen finanziellen Unterstützungen. Die 40-85jährigen selbst erhalten, wenn überhaupt, von ihren erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts größere Sachgeschenke. Geldgeschenke von Kindern an Eltern sind offenbar nicht akzeptabel - oder werden von den Empfängern nur sehr ungern zugegeben.

Tabelle 4.2: Transferarten

	Geld		Sachen		Regelm.		Gesamt	
	A->J	J->A	A->J	J->A	A->J	J->A	A->J	J->A
Gesamt								
(Schw.)Eltern	8,5	2,1	2,0	1,5	0,6	1,9	10,3	4,7
Erw. Kinder	20,7	0,5	10,0	1,6	8,3	0,1	30,3	2,1
Enkel	7,1	0,0	3,4	0,1	0,9	0,0	10,1	0,1
Westdeutsche								
(Schw.)Eltern	8,5	2,1	2,1	1,2	0,3	2,0	10,0	4,6
Erw. Kinder	21,1	0,4	10,0	1,1	8,9	0,1	30,8	1,7
Enkel	6,8	0,0	2,8	0,0	1,1	0,0	9,3	0,0
Ostdeutsche								
(Schw.)Eltern	8,2	1,3	1,6	2,0	1,6	0,8	11,2	3,6
Erw. Kinder	20,4	0,5	10,3	3,3	6,9	0,0	30,0	3,7
Enkel	7,9	0,0	5,3	0,3	0,6	0,0	12,6	0,4

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. '(Schw.)Eltern': (Schwieger)Eltern außerhalb des Haushalts. 'Erw. Kinder': erwachsene Kinder außerhalb des Haushalts; 'Regelm.': Regelmäßige finanzielle Unterstützung; 'A->J': Transfers von der älteren zur jüngeren Generation; 'J->A': Transfers von der jüngeren zur älteren Generation.

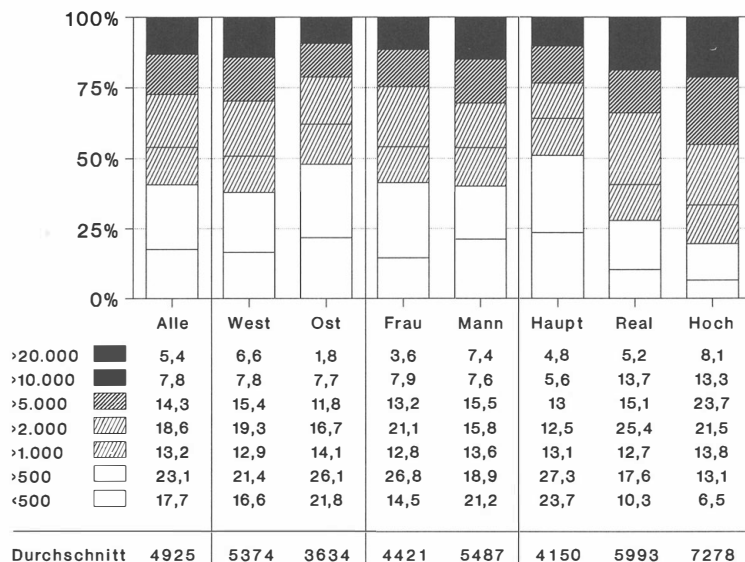
Die entsprechenden Anteile für Ost- und Westdeutsche werden nur der Vollständigkeit halber ausgewiesen. Bis auf die etwas höheren Transferquoten von ostdeutschen 40-85jährigen an die Enkel und von den Kindern, die man bereits an der Randverteilung ablesen kann, zeigen sich keine besonderen Differenzen in Hinblick auf den Erhalt oder die Vergabe von Geld- und größeren Sachgeschenken oder regelmäßigen finanziellen Unterstützungen.

Wenn man die Bedeutung von privaten Generationentransfers ermitteln will, liegt es natürlich nahe, nicht nur nach ihrer Häufigkeit zu fragen. Grafik 4.3 weist daher den Wert der privaten Transfers von 40-85jährigen Eltern an ihre erwachsenen, außerhalb des Haushalts lebenden Kinder aus¹⁰. Die Beträge sind

10 Die Befunde basieren nicht auf Personen, sondern auf Dyaden. Jede Beziehung eines Elternteils zu einem erwachsenen Kind außerhalb des Haushalts stellt somit eine Untersuchungseinheit dar. Aufgrund eines Fehlers des Befragungsinstituts wurde einem Teil der Befragten eine falsche Liste für die Transferhöhe vorgelegt. Daher verringert sich die Fallzahl bei den Transferhöhen ausnahmsweise auf 641 Dyaden. Alle anderen Fragen, also auch diejenigen, ob im letzten Jahr welche privaten Transfers an wen geleistet bzw. von wem gekommen sind, wurden ordnungsgemäß erhoben.

breit gestreut. 18 Prozent haben im letzten Jahr höchstens 500 DM an das erwachsene Kind außerhalb des Haushalts gegeben - 13 Prozent haben jedoch über 10 000 DM gezahlt. Etwas über die Hälfte der Eltern-Kind-Transfers beträgt weniger als 2 000 DM im Jahr, wobei die übrigen Leistungen darüber liegen. Wenn es sich also bei der ersten Gruppe um eher kleine Summen handelt, so kann es sich für die zweite Gruppe um relevante Unterstützungsleistungen handeln, die für die Empfänger von besonderer Bedeutung sind. Pro Kind und Jahr werden im Schnitt beinahe 5 000 DM weitergegeben¹¹. Dabei ist zu betonen, daß beim Alters-Survey lediglich nach den letzten zwölf Monaten gefragt wird. Wenn man einen längeren Zeitraum unterstellt (die französische Dreigenerationenstudie bezieht sich auf die letzten fünf Jahre), ergeben sich nicht nur deutlich höhere Anteile an Personen, die Transfers leisten oder erhalten, sondern insbesondere auch größere Summen, die intergenerational umverteilt werden.

Grafik 4.3: Transferhöhen



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Prozentanteile der Transferbeträge von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts sowie die durchschnittlichen Beträge, jeweils in DM/Jahr. Untersuchungseinheiten: Dyaden.

11 Da die Transferhöhe beim Alters-Survey kategorial erhoben wird, sind die Mittelwerte mit Vorsicht zu genießen. Für die unterste Kategorie wurden 250 DM, für die oberste 30 000 DM veranschlagt.

Wie erwartet reichen ostdeutsche Eltern deutlich geringere Beträge an ihre erwachsenen Kinder weiter. Die Hälfte der Westdeutschen gibt pro Jahr mindestens 2 000 DM an ein erwachsenes Kind außerhalb des Haushalts - dies trifft 'lediglich' auf 38 Prozent der Ostdeutschen zu. 14 Prozent der Westdeutschen geben über 10 000 DM - bei den Ostdeutschen sind es 'nur' 10 Prozent. Hier machen sich die geringeren Einkommen und Vermögen von Ostdeutschen bemerkbar.

Auch zwischen Frauen und Männern ergeben sich die erwarteten Unterschiede. Frauen können an ihre Kinder insgesamt weniger hohe Summen transferieren. Dafür geben Männer häufiger auch kleinere Transfers an. Die geschlechtsspezifischen Differenzen fallen jedoch geringer aus als die regionalen und schichtspezifischen Unterschiede. Dies sieht man auch an den durchschnittlichen Transferhöhen.

Die deutlichsten Diskrepanzen ergeben sich zwischen Hauptschulabgängern und Akademikern. Höhere Schichten verfügen über größere ökonomische Ressourcen, und sie leisten entsprechend wesentlich höhere private Generationentransfers. Die Hälfte der transferleistenden Hauptschulabgänger gibt pro Jahr nicht einmal 1 000 DM an die Kinder. Dies trifft lediglich auf einen von fünf Akademikern zu. Jeder fünfte transferleistende Hochschulabsolvent gibt seinem erwachsenen Kind außerhalb des Haushalts pro Jahr mindestens 10 000 DM. Dies kann sich nur jeder zehnte Hauptschulabgänger leisten. Wenn man zusätzlich berücksichtigt, daß Akademiker im Vergleich mit den anderen Bildungsschichten überhaupt eher etwas an ihre Kinder geben (Tabelle 4.1), dann treten die schichtspezifischen Diskrepanzen noch deutlicher zutage.

4.2.2 Begünstigte und Benachteiligte

Wer kann eher mit privaten Generationentransfers rechnen, und wem werden sie weniger zuteil? Im folgenden wird die Bedeutung von potentiellen Transferdeterminanten ermittelt. Damit werden spezifische Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiale und kulturell-kontextuelle Strukturen abgebildet. Opportunitätsstrukturen beinhalten vor allem die ökonomischen Ressourcen der Eltern. Inwiefern sind sie überhaupt in der Lage, ihren Kindern etwas abzugeben? Bedürfnisstrukturen zeigen entsprechend den ökonomischen Bedarf der Kinder an. Hier dürfte eine besondere Rolle spielen, ob das erwachsene Kind über eine eigene Erwerbstätigkeit oder einen Ehepartner abgesichert ist. Familiale Strukturen werden u.a. über Generationenstrukturen sowie die emotionale Beziehungsebene und Kontakthäufigkeit abgebildet. Kulturell-kontextuelle Strukturen schließlich umfassen Determinanten wie die Regions- und Schichtzugehörigkeit.

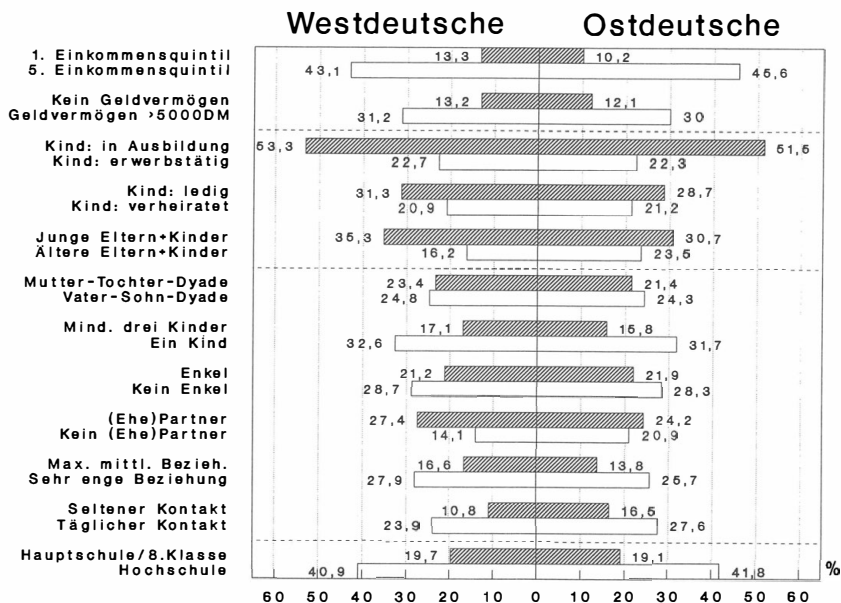
Analyseeinheit sind Dyaden, also nicht Personen oder Haushalte, sondern Beziehungen zwischen zwei Individuen. Das Verhältnis einer Tochter zu ihrer Mutter stellt eine Dyade dar, die Beziehung derselben Tochter zu ihrem Vater ist eine weitere Dyade. Ein Vorzug des Alters-Survey ist, daß er entsprechende Informationen über alle Kinder bietet. Es werden wiederum die erwachsenen Kinder ausgewählt, die nicht mehr im selben Haushalt wie die Befragungsperson leben. Damit bleiben hier Leistungen an minderjährige Kinder sowie Koresidenz als eine mögliche Transferart außen vor. Insofern werden gerade die Eltern-Kind-Beziehungen betrachtet, bei denen Transfers vergleichsweise unwahrscheinlich sind - im Unterschied zu Leistungen an minderjährige und im Haushalt lebende erwachsene Kinder.

Grafik 4.4 führt ausgewählte Transferhäufigkeiten auf. Dazu ein Beispiel: 19,5 Prozent der westdeutschen Eltern im untersten Einkommensquintil haben im letzten Jahr Transfers an ihr außerhalb des Haushalts lebendes erwachsenes Kind geleistet. Von den Eltern im fünften, also höchsten Einkommensquintil, haben dies 43,1 Prozent getan.

Tabelle 4.3 dokumentiert die Ergebnisse multivariater Analysen. Die ausgewiesenen Koeffizienten basieren auf logistischen Regressionsmodellen (z.B. DeMaris 1992, 1995) und stellen odds ratios dar. Diese können als relative Wahrscheinlichkeiten interpretiert werden. Koeffizienten, die kleiner als '1' sind, belegen eine geringere Transferwahrscheinlichkeit im Vergleich mit der Referenzgruppe. Parameter über '1' indizieren höhere Wahrscheinlichkeiten. Ein Beispiel: Der Koeffizient '1,55' in der ersten Zelle weist darauf hin, daß bei Dyaden, in denen die Eltern über ein Einkommen im zweiten Quintil der Einkommensverteilung verfügen, eine 1,55fache Transferhäufigkeit vorliegt; sie ist also um 55 Prozent höher als bei Dyaden der Referenzgruppe. In der ersten Spalte der Tabelle werden die Bruttoeffekte dokumentiert. Diese beruhen auf separaten Modellen für die einzelnen unabhängigen Variablen. Damit können die Veränderungen der Modellparameter durch die simultanen Schätzungen festgestellt werden. Deren Koeffizienten werden in den nächsten drei Spalten aufgeführt. Die abhängige Variable hat dann den Wert '1', wenn das Elternteil dem außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kind im letzten Jahr ein Geld- oder größeres Sachgeschenk gemacht hat oder ihm regelmäßige finanzielle Unterstützungen zuteil werden ließ.

Opportunitätsstrukturen: Die Ressourcen der Eltern haben eine herausragende Bedeutung für die Transfervergabe. Je höher das *Äquivalenzeinkommen* ist, um so eher werden Transfers geleistet. Eltern mit einem durchschnittlichen monatlichen Äquivalenzeinkommen von knapp 4 000 DM (fünftes Quintil) geben wesentlich häufiger etwas an die nächste Generation weiter als Eltern, denen nur knapp 1 000 DM zur Verfügung stehen. Auch das *Vermögen* spielt eine

Grafik 4.4: Anteile privater Generationentransfers



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Transferanteile von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts in den letzten zwölf Monaten. Untersuchungseinheiten: Dyaden.

Tabelle 4.3: Determinanten für Generationentransfers (Logistische Regressionen; odds ratios)

	Brutto	Alle	West	Ost
Opportunitätsstrukturen				
Äquiv.eink. 2. Quintil	1,55***	1,33**	1,17	1,57**
Äquiv.eink. 3. Quintil	2,36***	1,77***	1,52***	2,09***
Äquiv.eink. 4. Quintil	2,96***	2,08***	1,69***	2,56***
Äquiv.eink. 5. Quintil	5,60***	3,35***	3,03***	3,72***
Geldvermögen > 5000DM	2,87***	1,96***	1,76***	2,28***
Bedürfnisstrukturen				
Kind: Ausbildung	3,69***	2,49***	2,48***	2,39***
Kind: Arbeitslos	1,12	1,44***	1,64	1,34*
Kind: Hausfrau/Sonst.	0,85	1,01	1,01	0,63

... Fortsetzung ...	Brutto	Alle	West	Ost
Kind: Verheiratet	0,63***	0,85*	0,83	0,83
Eltern 40-54/Kind 18-30	2,20***	1,27*	1,47**	1,10
Eltern 55-69/Kind 18-30	1,79***	1,24	1,49**	0,92
Eltern 70-85/Kind 18-45	1,35***	1,24*	1,18	1,37*
Eltern 40-54/Kind 31+	1,40*	1,15	1,11	1,20
Eltern 55-69/Kind 31+	1,09	0,96	1,19	0,75*
Familiale Strukturen				
Vater-Sohn	1,12	1,04	0,96	1,14
Vater-Tochter	1,21**	1,05	1,03	1,10
Mutter-Sohn	1,04	1,12	1,04	1,30*
Zwei Kinder	0,94	0,90	0,88	0,97
Mind. drei Kinder	0,44***	0,51***	0,49***	0,53***
Enkel vorhanden	0,70***	1,20**	1,24*	1,15
Eltern: Partner im HH	1,61***	1,32***	1,71***	0,93
Enge Beziehung	0,79***	0,94	0,92	0,97
Max. mittlere Beziehung	0,48***	0,75**	0,81	0,60**
Kontakt mehrmals/Woche	1,20**	1,20**	1,27**	1,12
Kontakt 1-4 mal/Monat	0,86*	0,88	1,01	0,70**
Kontakt < 1 mal/Monat	0,44***	0,55***	0,46***	0,64**
Kulturell-kontextuelle Strukturen				
Ostdeutschland	0,99	1,09		
Realschule/10.Klasse	1,66***	1,17*	1,54***	0,85
Abitur	2,46***	1,45**	1,41*	1,90**
Hochschulabschluß	2,83***	1,43***	1,40**	1,55***
n		5896	3543	2200

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Keine Gewichtung, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Transfers von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts in den letzten zwölf Monaten. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Referenzgruppen: Äquivalenzeinkommen 1. Quintil; Geldvermögen unter 5 000 DM; Kind ist erwerbstätig; Kind ist ledig; Eltern zwischen 70 und 85 Jahre, Kind mindestens 46 Jahre alt; Mutter-Tochter-Dyade; Befragungsperson hat 'nur' ein lebendes Kind; das außerhäusige erwachsene Kind hat selbst kein Kind (kein Enkelkind aus der Sicht der befragten Eltern); Befragungsperson hat keinen (Ehe)Partner im Haushalt; sehr enge Beziehung zum Kind; täglicher Kontakt; Westdeutschland; maximal Hauptschule/8.Klasse(DDR). Koeffizient signifikant zum *** < 0,01-, ** < 0,05- und * < 0,1-Niveau.

wichtige Rolle. Wer über ein Geldvermögen von mindestens 5 000 DM verfügt (einschließlich Sparbücher, Bausparverträge, Lebensversicherungen, Wertpapiere und Wertgegenstände, aber ohne Immobilienbesitz), tritt etwa doppelt so häufig als Transfergeber in Erscheinung. Die in der Grafik und im Bruttomodell aufgeführten Befunde schwächen sich zwar im Gesamtmodell etwas ab. Dennoch werden sie in ihrer Richtung und Bedeutung durch die multivariaten Analysen eindrucksvoll bestätigt¹².

Bedürfnisstrukturen: Neben der Möglichkeit der Eltern, Transfers zu leisten, ist vor allem der Bedarf der Kinder von entscheidender Bedeutung. Hier spielt insbesondere der *Erwerbsstatus* eine wichtige Rolle. Auszubildende erhalten im Vergleich zu erwerbstätigen Kindern mehr als doppelt so häufig monetäre Zuwendungen ihrer Eltern. Die Grafik verdeutlicht, daß über die Hälfte der in Ausbildung befindlichen erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts Generationentransfers erhält - bei den erwerbstätigen Kindern sind es nur gut ein Fünftel. Auch eine Arbeitslosigkeit ist für die Eltern ein Anlaß, unterstützend einzuspringen. Damit wird deutlich, daß private Transfers häufig in ökonomisch schwierigen Zeiten geleistet werden und somit auch eine wichtige gesellschaftliche Funktion erfüllen. Dabei macht es Sinn, bei den Nichterwerbstätigen zwischen Arbeitslosen und Hausfrauen zu unterscheiden. Hausfrauen werden offenbar von ihren Eltern als ökonomisch gesichert erachtet und können somit nicht vermehrt mit Generationentransfers rechnen. Auch der *Familienstand der Kinder* kann als Indiz für deren Bedarf angesehen werden. Der Befund ist nicht eindeutig, aber verheiratete Kinder dürften seltener etwas von ihren Eltern erhalten.

Die *Altersrelationen* der Eltern-Kind-Beziehungen spielen zwar in der Grafik und im Brutto-Modell eine große Rolle - dies ist jedoch im multivariaten Modell nicht mehr der Fall. Jüngere Kinder haben zwar im allgemeinen einen größeren ökonomischen Bedarf. Dies ist jedoch vor allem auf die Ausbildungssituation zurückzuführen. Auch bei westdeutschen jüngeren Kindern, die unter Berücksichtigung der anderen Faktoren eher mit monetären Leistungen ihrer Eltern rechnen können, sinkt der Koeffizient im Vergleich zum Bruttomodell deutlich. Damit wird deutlich, daß jüngere erwachsene Kinder besonders deshalb häufiger

12 Das Äquivalenzeinkommen ist ein künstliches Einkommensmaß, das auf dem bedarfsgewichteten Haushaltseinkommen pro Kopf beruht. Das Haushaltseinkommen wird hierfür durch die bedarfsgewichtete Anzahl der Haushaltsmitglieder dividiert. Dabei wird dem Umstand Rechnung getragen, daß beispielsweise zwei Personen im selben Haushalt geringere laufende Kosten haben, als wenn die beiden Personen in getrennten Einpersonenhaushalten leben würden. Der Haushaltsvorstand erhält ein Bedarfsgewicht von 1, weitere Erwachsene jeweils 0,8, und Kinder und Jugendliche erhalten je nach Alter Gewichte zwischen 0,5 und 0,9 (s. Motel, Szydlík 1999: 16).

intergenerationale Transfers erhalten und annehmen, weil sie diese Unterstützungen benötigen.

Familiale Strukturen: Im Vergleich mit den Opportunitäten (der Eltern) und Bedürfnissen (der Kinder) spielen die familialen Strukturen eine geringere, jedoch nicht zu vernachlässigende Rolle. Was die *Geschlechtsspezifik der Dyade* angeht, kann man einander entgegengesetzte Hypothesen aufstellen. Man kann vermuten, daß Mütter aufgrund ihrer geringeren Ressourcen weniger häufig Transfers leisten *können*, daß sie jedoch aufgrund der engeren und persönlicheren Beziehungen zu ihren Kindern besonders oft etwas geben *möchten*. Die Befunde sprechen tendenziell für die erste Hypothese. Unter Einbeziehung der ökonomischen Ressourcen und des Familienstands (etwa sieben von zehn Alleinlebende unter den 40-85jährigen sind Frauen) verschwindet der signifikante Effekt des Bruttomodells. Das heißt, Mütter geben ein wenig seltener als Väter. Dies liegt jedoch in erster Linie an den größeren zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln der Väter und nicht an darüber hinausgehende geschlechtsspezifische Unterschiede. Die multivariaten Analysen verdeutlichen zudem, daß Töchter nicht prinzipiell häufiger oder seltener bedacht werden als Söhne. Geschlechtsspezifische Diskriminierungen sind hier somit nicht zu verzeichnen. Eltern bevorzugen prinzipiell weder Töchter noch Söhne, wenn es darum geht, ihren außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kindern ein Geld- oder größeres Sachgeschenk zu machen oder diese regelmäßig finanziell zu unterstützen.

Einen deutlich größeren Einfluß hat die *Anzahl der Kinder*¹³. Wie erwartet sinkt die Wahrscheinlichkeit für monetäre Transfers mit der Kinderzahl. Allerdings gilt dies erst, wenn mindestens drei erwachsene Kinder vorhanden sind. Dann müssen sich die Eltern offenbar entscheiden, welches der Kinder sie besonders berücksichtigen wollen. Bei Familien mit zwei erwachsenen Kindern existiert ein solcher Entscheidungszwang hingegen noch nicht.

Beim *Vorhandensein von Enkeln* wird die These generell bestätigt, daß die Fortführung der Familie entsprechende Transfers nach sich zieht. Kinder sind ein erheblicher Kostenfaktor und wecken somit familiäre Solidarität. Großeltern leisten auch deshalb Transfers an ihre erwachsenen Kinder, um sich über eine Stabilisierung der Eltern-Kind-Beziehung den Kontakt zu den Enkeln offen zu halten. Allerdings hält sich der Enkeleinfluß in Grenzen. Interessant ist der Vorzeichenwechsel gegenüber der Grafik und der separaten Schätzung, der auf den Zusammenhang zwischen dem Alter, dem Familienstand (verheiratet) und der Elternschaft der Kinder zurückzuführen ist.

13 Berücksichtigt werden alle lebenden Kinder, also sowohl minderjährige als auch erwachsene Kinder (sowohl innerhalb als auch außerhalb des Haushalts). Verstorbene Kinder werden hingegen nicht einbezogen.

Daß Eltern ohne *Partner im Haushalt* seltener Generationentransfers leisten, kann zunächst als Ressourceneffekt interpretiert werden. Immerhin verringert sich der Effekt des Bruttomodells bei der multivariaten Analyse. Transfers von (Ehe)Partnern können aber auch darauf zurückgeführt werden, daß Mütter als *kinkeeper* fungieren und Zuwendungen an die erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts anregen. Diese These wird durch die empirischen Analysen zumindest für Westdeutsche gestützt. Eine mögliche These, daß Partnerlose ihrem größeren Bedarf an emotionaler Zuwendung durch monetäre Transfers an ihre erwachsenen Kinder Ausdruck verleihen, wird hingegen nicht bestätigt.

Als nächstes wird die These geprüft, daß eine größere *Enge der Beziehung* mit häufigeren Generationentransfers einhergeht. Diese These wird zumindest für Ostdeutsche klar bestätigt. In der Grafik und im Bruttomodell treten noch deutlichere Effekte zutage als bei den multivariaten Analysen. Allerdings ist die Kausalrichtung nicht eindeutig. Auch mit den multivariaten Analysen kann nicht geklärt werden, ob Transfers Ursache oder Folge von engen Generationenbeziehungen sind.

Je häufiger der *Kontakt* zwischen den Generationen ist, um so eher erhalten die erwachsenen Kinder Geschenke und regelmäßige finanzielle Unterstützungen - bzw. umgekehrt. Auch wenn die Frage nach der Kausalrichtung letztendlich nicht beantwortet werden kann, wird die entsprechende Hypothese doch bestätigt. Eine größere emotionale Beziehungsenge und eine größere Kontakthäufigkeit gehen mit häufigeren Generationentransfers einher. Wenn sich die Eltern und Kinder weniger als einmal im Monat sehen oder sprechen, besteht eine über 40 Prozent geringere Transferwahrscheinlichkeit, als wenn sie täglich in Kontakt sind. Die Wohnentfernung wird zwar im Alters-Survey erhoben. Sie ist jedoch stark mit der Kontakthäufigkeit korreliert, so daß nicht beide Variablen in das multivariate Modell aufgenommen werden können. Die Kontakthäufigkeit wird präferiert, weil sie eine Dimension familialer Generationensolidarität darstellt und nicht lediglich ein Potential dafür repräsentiert (Abschnitt 2.2.1).

Kulturell-kontextuelle Strukturen: Aufgrund der in der Tabelle dokumentierten Befunde unterscheiden sich *ost- und westdeutsche Eltern* nicht in ihrer Transferhäufigkeit. Wenn man jedoch lediglich die ältesten Eltern betrachtet, also die 70-85-jährigen, geben Ostdeutsche häufiger etwas an ihre Kinder. Dies steht im Einklang damit, daß es sich bei den älteren ostdeutschen Rentnern und Pensionären um Einheitsgewinner handelt, deren Ressourcenrückstand im Vergleich mit der entsprechenden westdeutschen Altersgruppe besonders gering ausfällt. Gleichzeitig gehören deren Kinder zu den Einheitsverlierern und weisen demnach einen besonders hohen Bedarf auf (s. Kohli et al. 2000a).

Neben dem Gesamtmodell werden multivariate Analysen für Ost- und Westdeutsche dokumentiert. Damit kann festgestellt werden, inwiefern sich kulturell-kontextuelle Strukturen auf die anderen Transferdeterminanten auswirken. Op-

portunitätsstrukturen sind für Ostdeutsche noch wichtiger als für Westdeutsche. Für private Generationentransfers muß ein Grundstock an finanziellen Mitteln zur Verfügung stehen, der bei Ostdeutschen weniger vorhanden ist als bei Westdeutschen. Bei den Bedürfnisstrukturen fällt auf, daß ostdeutsche jüngere Eltern nicht prinzipiell häufiger Transfers an ihre jüngeren Kinder leisten. Möglicherweise wird bei knapperen Ressourcen weniger etwas aus Gewohnheit gegeben, sondern es müssen eher klare Gründe, wie z.B. eine Arbeitslosigkeit, vorliegen. Bei den familialen Strukturen ist auffällig, daß nur westdeutsche Eltern häufiger etwas geben, wenn ihr Partner mit im Haushalt lebt. Dies spricht dafür, daß die Beeinflussung des finanzstärkeren Partners (meistens der Mann) durch den *kin-keeper* (meistens die Frau) bei Ostdeutschen für die Transfervergabe nicht notwendig ist - oder keine Früchte trägt. Gleichzeitig spielt die Beziehungsenge unter Kontrolle der anderen Variablen nur bei Ostdeutschen eine signifikante Rolle, was wiederum auf strengere Transferkriterien bei eingeschränkten Ressourcen verweist¹⁴.

Die *Bildungsschicht* repräsentiert ebenfalls ökonomische Ressourcen. Man könnte also argumentieren, daß man diese Variable eher den Opportunitätsstrukturen zurechnen müßte. Unter Kontrolle des Einkommens und Vermögens repräsentiert die Schichtvariable jedoch nicht zuletzt kulturell-kontextuelle Strukturen, wenn sich die Bildungsschichten in Hinblick auf ihre Transfermotive und -normen unterscheiden. Wenn das Einkommen und das Vermögen in das multivariate Modell aufgenommen werden, sinkt der Effekt der Bildungsvariable deutlich. Eltern mit höherer Bildung verfügen über wesentlich umfangreichere finanzielle Mittel für private Transfers. Dennoch ergibt sich weiterhin ein deutlicher Schichteinfluß, und zwar dergestalt, daß höhere Bildungsschichten höhere Transferwahrscheinlichkeiten aufweisen.

Wenn man die Ergebnisse der empirischen Analysen kurz und prägnant zusammenfassen sollte, müßte man für die Transfervergabe drei Hauptfaktoren herauszustellen: 1. Wer mehr hat, gibt mehr. 2. Wer mehr braucht, bekommt mehr. 3. Eine größere affektive und assoziative Solidarität geht mit einer größeren funktionalen Solidarität einher.

14 Da der Alters-Survey u.a. über Befragungspersonen in West- und *Ostdeutschland* geschichtet ist, wird im Gesamtmodell diese Variable verwandt. Allerdings werden dann getrennte Schätzungen für West- und *Ostdeutsche* durchgeführt, so daß die Summe dieser Fallzahlen etwas niedriger liegt als die des Gesamtmodells (aufgrund des Ausschlusses von Befragungspersonen, die in den letzten 40 Jahren nicht überwiegend in der DDR oder in der 'alten' Bundesrepublik gelebt haben; vgl. Abschnitt 3.2).

4.3 Erben in 'Germoney'

Vererbung ist in der Soziologie ein stark vernachlässigter Forschungsgegenstand. Dies ist um so bedauerlicher, als daß es sich hierbei um ein wichtiges soziologisches Thema handelt. Für die heutige Bundesrepublik Deutschland gilt dies mehr denn je: In den letzten 50 Jahren wurde ein immenses Vermögen angehäuft, das weder durch Kriegshandlungen noch durch Inflation entwertet wurde. Einer Generation von Erblassern steht damit eine Generation von Erben gegenüber. Auch bei Erbschaften existieren Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen.

Bisherige Informationen

Die Vernachlässigung von Vererbung als soziologisches Forschungsthema liegt nicht zuletzt daran, daß darüber nur spärliche Informationen vorliegen. Von der amtlichen Statistik werden seit 1979 keine Informationen über die Zahl der Erbschaften mehr erhoben, und bis 1978 wurden nur solche Vererbungen berücksichtigt, die erbschaftssteuerpflichtig waren und oberhalb der Freibetragsgrenze lagen (Schlomann 1992: 246; Lauterbach, Lüscher 1996: 77f.; Antwort der Bundesregierung 1996: 28).

Was die aktuellen und kurzfristig prognostizierten gesamten Erbschaftshöhen in der Bundesrepublik Deutschland angeht, stammen bislang die zuverlässigsten - allerdings aber auch sehr groben - Informationen von Banken. Die Deutsche Bundesbank schätzt im Oktober 1993, daß in der Bundesrepublik Deutschland pro Jahr etwa 100 bis 200 Milliarden DM an privatem Sach- und Geldvermögen vererbt werden. Innerhalb von zehn Jahren werden demnach insgesamt ein bis zwei Billionen DM hinterlassen (in Ziffern: 1-2 000 000 000 DM pro Jahr bzw. 1-2 000 000 000 000 DM in zehn Jahren). Da in der Bundesrepublik jährlich circa 0,9 Millionen Menschen sterben, ergibt sich ein mittlerer Betrag von 110-220 000 DM pro Verstorbenem - dabei sind hier sowohl Erblasser als auch Personen enthalten, die überhaupt nichts vererben (Antwort der Bundesregierung 1996: 27f. und eigene Berechnungen). Die Stadtsparkasse München (1991, zitiert nach Lauterbach, Lüscher 1996: 70) weist für das Jahr 1992 einen durchschnittlichen Erbschaftswert von 200 000 DM aus, der bis zum Jahr 2000 auf 300 000 DM ansteigen werde - hier sind lediglich Erblasser einbezogen, so daß diese Angaben mit denen der Deutschen Bundesbank übereinstimmen können. Ein Bericht der Betriebsberatung für den Einzelhandel (BBE 1997) weist aus, daß Ende der achtziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland jährlich etwa 100 Milliarden DM vererbt wurden. Die Prognose für die nächsten Jahre liegt bei einer viermal so hohen Summe. Wenn 1980 pro Erbfall etwa 85 000 DM

hinterlassen wurden, dürften demnach im Jahre 2002 jeweils etwa 470 000 DM vererbt werden (BBE-Unternehmensberatung 1997¹⁵, zitiert nach Schumacher 1997).

Dies sind allerdings nur pauschale Angaben zum gesamten Ausmaß der Erbschaften. Empirische Analysen zu soziologischen Fragestellungen sind damit nicht möglich. In repräsentativen Stichproben werden entsprechende Fragen nur äußerst selten gestellt. Immerhin wird bei einer Abfrage von Erbschaften in doppelter Hinsicht privates Terrain beschritten. Einerseits geht einer Vererbung der Tod eines zumeist nahen Verwandten voraus - mit entsprechenden emotionalen Belastungen und mehr oder weniger lang andauernden Trauerzeiten. Der Erbfall ist ein ambivalentes Ereignis. Der finanzielle Gewinn geht mit einem großen Verlust einher. Andererseits sind Fragen nach Vermögenswerten generell riskante Unterfangen, weil sie häufig mit einer geringeren Antwortbereitschaft in bezug auf die Vermögensfragen und die Untersuchung insgesamt einhergehen¹⁶.

Eine der wenigen Quellen über Erbschaften in der Bundesrepublik Deutschland - leider nur in Hinblick auf Erbschaften in der 'alten' Bundesrepublik von 1961 bis 1988 - ist das Sozio-ökonomische Panel¹⁷. Diese Daten sind m.W. bisher für zwei Studien verwandt worden (Schlomann 1991, 1992; Lauterbach, Lüscher 1995, 1996). Demnach haben 13,8 Prozent der Haushalte in der 'alten' Bundesrepublik zwischen 1961 und 1988 etwas geerbt (Schlomann 1992: 247). Engel (1985: 247) kommt unter Verwendung der 'Transferumfrage 1981' (ebenfalls durchgeführt von Infratest Sozialforschung im Auftrag des Sonderforschungsbereichs 3 'Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik') auf einen Anteil von 8,5 Prozent: "Von den insgesamt ca. 23 Millionen Haushalten in der Bundesrepublik haben knapp 2 Millionen nach 1960 eine Erbschaft

15 Es liegt mir lediglich ein Inhaltsverzeichnis des Erbschafts-Berichts der BBE-Unternehmensberatung vor, das mir nach Anfrage inklusive eines Auftrags-Coupons zugesandt wurde: Das 145seitige Werk ist nur über eine Entrichtung von 1250 DM plus Mehrwertsteuer und Versandkosten erhältlich. Es ist mir somit nicht möglich, nachzuvollziehen, aus welchem Grund die von dieser Studie prognostizierten Erbschaftshöhen höher liegen als die der anderen Berechnungen.

16 Für die Untersuchung von Antwortverweigerungen (item und unit non-response) eignen sich besonders Panelbefragungen. Die fünfte Welle des Sozio-ökonomischen Panels mit dem Schwerpunktthema 'Vermögen' zeichnet sich durch besonders viele Antwortausfälle aus, die auch in den Nachfolgewellen nicht mehr auftreten (vgl. Rendtel 1995).

17 Für Studien über Erbschaften in Großbritannien siehe u.a. Finch (1996) und Hamnett (1996). Für Frankreich siehe u.a. Arrondel (1994) und Arrondel et al. (1996). Für die USA siehe u.a. Clignet (1992) sowie die dort jeweils zitierte Literatur. Für historische Vergleiche bietet sich an: Goody et al. (1976) sowie Goody (1989).

erhalten". Die entsprechenden Untersuchungsergebnisse sind jedoch mit Vorsicht zu genießen. Schlomann (1992: 245f.) stellt fest: "Insgesamt gaben 582 von 4544 befragten Haushalten an, Erbschaften seit 1960 erhalten zu haben. (...) Die Nachweisquote der Erbschaften ist gering. Wenn man davon ausgeht, daß die Mehrheit der Personen zur Lebensmitte eine Erbschaft durch Tod der Eltern bzw. des letzten überlebenden Elternteils oder des Ehepartners erhalten hat, eine nicht unerhebliche Zahl von Personen sogar schon früher, müßte der Anteil der Haushalte mit Personen, die eine Erbschaft in der Vergangenheit angetreten haben, deutlich über 50 % liegen und somit ungefähr viermal so hoch sein wie tatsächlich beobachtbar". Damit sind die Ergebnisse zu Vererbungen auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels insgesamt hinterfragbar. Es werden offenbar mehr Erbschaften verschwiegen als genannt, und es ist nicht auszuschließen, daß die verschwiegenen Erbschaften anderen Mustern folgen als die angegebenen¹⁸.

Soziale Ungleichheit

Insbesondere in Hinblick auf soziale Ungleichheit liegt die immense Bedeutung von Vererbungen auf der Hand. Drei Dimensionen sozialer Ungleichheit sind dabei besonders relevant und bedürfen entsprechender empirischer Analysen: regionale Disparitäten (Ost- vs. Westdeutsche), Geschlecht und soziale Schicht.

Ost- vs. Westdeutsche: Die naheliegende Hypothese lautet: Ostdeutsche erben wesentlich seltener und erheblich weniger als Westdeutsche. Der Hauptgrund hierfür ist die vergleichsweise geringe Vermögensausstattung und Eigentümerquote in den neuen Bundesländern aufgrund der Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Die Möglichkeit, privates Vermögen aufzubauen, das dann später weitervererbt werden konnte, war in der DDR sehr eingeschränkt (vgl. auch Szydlik 1993). Gleichzeitig wanderten insbesondere vermögende Bevölkerungsgruppen in den Westen ab. Kohli (1994a: 51) spricht demnach auch von einer "Erschwerung der Kapitaltransfers zwischen den Generationen in der Familie"¹⁹. Es ist damit davon auszugehen, daß hinsichtlich der

18 Das SOEP hat auch den Nachteil, daß keine Informationen über den Erblasser vorhanden sind. Es kann also - im Unterschied zum Alters-Survey - nicht festgestellt werden, ob das Erbe auf (Schwieger-)Eltern, (Schwieger-)Großeltern oder auf andere Personen zurückzuführen ist. Zudem bietet nur der Alters-Survey Informationen über zukünftige Erbschaften. Allerdings wurden beim SOEP neben dem Jahr auch die Empfänger sowie die Art der Erbschaften erhoben. Die Erbschaftshöhen wurden sowohl vom Sozio-ökonomischen Panel als auch vom Alters-Survey abgefragt (vgl. die Fußnoten 30 und 31).

19 Die ZEIT (Schumacher 1997: 42) zitiert Ergebnisse der BBE-Unternehmensberatung-Untersuchung (s.o.), wonach die fünf neuen Länder bei den Erbschaftshöhen

(Re)Produktion sozialer Ungleichheit durch Vererbungen komparative Analysen für Ost- und Westdeutsche große Diskrepanzen zutage fördern werden.

Geschlecht: Frauen haben von jeher weniger geerbt als Männer. Familienbesitz (z.B. landwirtschaftliche Höfe in Gebieten mit Anerbenrecht) wurde zumeist an männliche 'Stammhalter' weitergegeben (vgl. Rosenbaum 1982: 49ff., 60ff.)²⁰. Mittlerweile hat sich jedoch einiges geändert. Töchter und Söhne sind rechtlich prinzipiell gleichgestellt, und es bedarf entweder des Einverständnisses der Erben oder eines (juristisch einwandfreien) Testaments, daß Erblasser bestimmte Kinder bevorzugen und andere benachteiligen können. Dafür spricht auch die gesunkene Geschwisteranzahl. Je mehr Kinder als potentielle Erben vorhanden sind, um so eher dürften Diskriminierungen zwischen Töchtern und Söhnen eine Rolle spielen. Die gesunkene Anzahl landwirtschaftlicher Höfe und kleiner Betriebe führt zudem dazu, daß weniger Stammhalter notwendig sind (vgl. Kosmann 1998: 149). Dennoch dürfte insbesondere bei der Übergabe von Höfen und Betrieben das Geschlecht der Kinder weiterhin von Bedeutung sein.

Kosmann (1998) findet in ihrer Untersuchung von Nachlaßakten des Nachlaßgerichtsbezirks Dortmund heraus, daß im Jahre 1985 im Vergleich zu 1960 eine größere Gleichbehandlung unter den Kindern erfolgte. Sie stellt fest, daß es weniger die Erbschaft an sich ist, die Töchter und Söhne voneinander unterscheidet, sondern die Erbschaftshöhe. Söhne seien eher Haupterbende reicher Testierender, Töchter erhalten eher etwas von ärmeren Erblassern.

Für die folgenden empirischen Analysen läßt sich somit die These aufstellen, daß geschlechtsspezifische Unterschiede im Vergleich zu den Ost-West- und schichtspezifischen Differenzen wesentlich geringer ausfallen dürften. Für Erbschaften dürfte eher von Bedeutung sein, wer die Eltern waren, als ob man Tochter oder Sohn ist. Dennoch sind weiterhin - relativ geringe - Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern in der Form zu erwarten, daß Männer höhere Erbschaften erhalten als Frauen.

Soziale Schicht: Schichthöhere Eltern sind eher in der Lage, ihre Kinder über ihren gesamten Lebenslauf auf vielfältige Weise zu unterstützen. Sie tragen

weit abgeschlagen die letzten Plätze belegen. Ein Hamburger Erbe würde demnach etwa fünfmal soviel erhalten wie ein Erbe aus Mecklenburg-Vorpommern.

20 Goody (1976: 10) stellt allerdings in seinem Vergleich zwischen früheren europäischen und traditionellen afrikanischen Gesellschaften fest: "(...) even when a certain type of property (such as land) is restricted to males, women [in European societies, Anm. MS] are nevertheless seen as the residual heirs in preference to more distant males. This diverging system of devolution is in stark contrast to most of traditional Africa where, if a man did not have a male heir, then a search would be made among the male children of his brothers (or of his sisters in a matrilineal society)". Für ökonomische Transfers einschließlich Erbschaftsregeln im 18. und 19. Jahrhundert siehe Ehmer (2000).

damit zu einer Reproduktion sozialer Ungleichheit bei. Kinder schichthöherer Eltern besuchen eher das Gymnasium und eine Universität, sie erreichen entsprechend bessere Berufe mit geringerem Arbeitslosigkeitsrisiko und höherem (Renten)Einkommen, und sie erhalten eher, wie gesehen, von ihren Eltern auch im Erwachsenenalter private Generationentransfers. Eltern mit höherer Bildung gelingt es zumeist, daß auch ihre Kinder höheren Bildungsschichten angehören (z.B. Müller 1986; Mayer, Blossfeld 1990; Mayer, Solga 1994; Henz, Maas 1995; Henz 1996).

Es ist nicht zu erwarten, daß Vererbungen die große Ausnahme in Hinblick auf die intergenerationale Reproduktion sozialer Ungleichheit sind. Bisherige Untersuchungen für die 'alte' Bundesrepublik Deutschland weisen darauf hin, daß Kinder mit höherem Bildungsabschluß eher etwas erben (Engel 1985; Schломann 1991, 1992)²¹. Schichthöhere Eltern ermöglichen ihren Kindern demnach nicht nur eine bessere Schul- und Berufsausbildung, sondern auch höhere Erbschaften. Für die folgenden Analysen lautet die zentrale Frage somit nicht, *ob* höhere Schichten eher etwas erben als niedrigere (es wäre überraschend, wenn sich dies nicht ergeben würde), sondern welches Ausmaß diese schichtspezifischen Unterschiede haben.

Familiäre Generationenbeziehungen

Vererbungen sind Ausdruck familiärer Generationenbeziehungen, und zwar sowohl zu Lebzeiten der Erblasser als auch danach. Vermögende ältere Familienmitglieder sind eher in der Lage, familiäre Solidarität anzuregen, wenn sie explizit oder implizit mit Vererbungen locken oder mit Enterbungen drohen können. Es ist zwar in der Bundesrepublik Deutschland aus juristischen Gründen so gut wie unmöglich, seine nächsten Verwandten zu enterben (es sei denn, sie hätten dem Erblasser nach dem Leben getrachtet). Der sogenannte Pflichtteil besteht jedoch nur aus der Hälfte des Vermögens, das ohne ein entsprechendes Testament anfallen würde²². Reiche Großeltern und Eltern können somit eher Hilfeleistungen ihrer Nachkommen anregen, die nach dem Ableben vergolten werden. Gleichzeitig können vermögende Verwandte eher ihre (Macht)Position

21 Lauterbach und Lüscher (1996) finden auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels heraus, daß die Erbschaftswahrscheinlichkeit mit den *Einkommensgruppen* steigt. Sie stellen allerdings auch fest (1995: 22), daß "von einer stetigen Zunahme der Erbschaften nach der *Bildungsqualifikation* [Hervorhebung M.S.]" nicht gesprochen werden kann.

22 Die Festlegung von Pflichtteilen bei Vererbungen wird häufig als Beispiel für eine Schwächung der Familie durch staatliche Eingriffe angeführt (z.B. Le Play 1871, Riehl 1922, Janowitz 1976; vgl. Kohli 1997; s. Abschnitt 2.1.2). Für Untersuchungen über Testamente siehe Wagner et al. (1996: 291f.) sowie Kosmann (1998).

in der Familie erhalten und möglichen Widerspruch abwehren²³. Da vor allem die Männer in der Familie über das Vermögen verfügen (z.B. Weinert 1993), sind besonders sie in der Lage, es gewinnbringend einzusetzen.

Vererbungen stellen Verbindungen zwischen verstorbenen und lebenden Familiengenerationen her. Dies trifft besonders dann zu, wenn nicht Geld, sondern Sachen vererbt werden - also beispielsweise das Haus der (Groß)Eltern, der Familienschmuck oder alte Möbel. Produktiver Familienbesitz wie Familienbetriebe im Handwerk oder in der Landwirtschaft sind ebenfalls Erbschaften, die Familiengenerationen über den Tod hinaus miteinander verknüpfen (vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame 1991). Es muß sich auch nicht nur um materiell wertvollen Besitz handeln. Das Familiengedächtnis (Halbwachs 1925) wird beispielsweise auch durch Briefe, alte Heiratsurkunden, die Familienbibel, Tagebücher oder Fotos gestärkt. Oft sind es bestimmte Familienmitglieder, die in der Verwandtschaft als 'Bewahrer des Familiengedächtnisses' identifiziert werden - sei es aufgrund zugeschriebener Merkmale (z.B. wenn der älteste Sohn vom Vater die Taschenuhr des Großvaters erhält), sei es aufgrund besonderer Leistungen (z.B. wenn sich ein Familienmitglied als Hobby-Genealoge erweist; vgl. Segalen 1993). Aber selbst reine Geldübertragungen berühren emotionale Ebenen, wenn beispielsweise unterschiedliche Erbschaftshöhen zwischen Geschwistern als Indikator für das Ausmaß der elterlichen Zuneigung interpretiert werden. Immerhin handelt es sich bei Erbschaften um den letzten Kommunikationsvorgang zwischen Familienangehörigen (Ariès 1978; Medick, Sabeen 1984; Segalen 1984; Kosmann 1998). Dies betrifft natürlich nur solche Familien, die überhaupt etwas zu vererben haben.

Vererbung von Betrieben

Familiale Generationenbeziehungen spielen häufig auch bei intergenerationalen Übertragungen von Produktivvermögen eine wichtige Rolle. Gleichzeitig ist insbesondere die Weitergabe mittelständischer Firmen und Betriebe von großer gesamtgesellschaftlicher Bedeutung (z.B. aufgrund der Steuereinnahmen, der Arbeitsplätze und der mittelständisch geprägten Unternehmensstruktur in der Bundesrepublik). Allein in Westdeutschland suchen Schätzungen zufolge im Zeitraum zwischen 1996 und 2005 etwa 700 000 Mittelständler ihren Nachfolger. Sogar jeder dritte Eigentümer eines Handwerksbetriebs wechselt in dieser Zeit in den Ruhestand (iwd 1996).

23 Diese These wird auch durch den empirischen Befund gestützt, daß mit ihrem Lebensstandard zufriedene Eltern und erwachsene Kinder eher von einem engen Verhältnis zur anderen Generation berichten (Kapitel 5).

Zu den daraus folgenden Problemen gehört das Finden einer geeigneten Nachfolgerin bzw. eines geeigneten Nachfolgers. Selbst wenn sich die Eltern wünschen, daß die Tochter oder der Sohn die Firma übernimmt, und selbst wenn die Nachkommen dafür geeignet sind, müssen die Kinder nicht dazu bereit sein. Dies gilt besonders dann, wenn trotz hohen Arbeitseinsatzes nur geringe Erträge zu erreichen sind. Schätzungen zufolge bleibt nur ein Viertel der westdeutschen Firmen mit einem Umsatz zwischen 100 000 und 250 000 DM, für die zwischen 1995 und 2000 ein Nachfolger gesucht wird, tatsächlich in der Familie. 30 Prozent gehen an Mitarbeiter oder Externe; 46 Prozent werden stillgelegt oder zerlegt (iwd 1996). Ein 'Nebeneffekt' dieser Entwicklung ist, daß der Übergang in den Ruhestand zu einer entsprechenden Unternehmenskonzentration führen kann.

Zwischen 1995 und 2000 müssen in der Bundesrepublik etwa 300 000 zumeist mittelständische Familienunternehmen einen neuen Inhaber finden (Bös, Kaiser 1996: 2). Dabei sind Konflikte zwischen Familiengenerationen vorprogrammiert (Felden 1997). Gerade bei Familienbetrieben macht es Sinn, den Besitz bereits zu Lebzeiten zu übertragen. Es ist es häufig im Interesse der Firma - und auch der Familie -, eine allmähliche Übergabe der Entscheidungsbefugnisse zu vollziehen, so daß die zukünftige jüngere Firmenleitung von den bisherigen Erfahrungen profitieren kann. Dennoch werden die Übergaben in der Realität oft nicht von langer Hand vorbereitet (Künemund, Mücke 1990: 17f., 23).

Jedenfalls wird bei der Weitergabe von Produktivvermögen mehr weitergereicht als der bloße Besitz: nämlich Erfahrungen und Familientradition. Damit erlangt das Kind, das als Erbe, Verwalter und Bewahrer des Familienbesitzes eingesetzt wird, eine besondere Bedeutung innerhalb des Familienzusammenhangs. Wer als Juniorchef den Familienbetrieb übernimmt, wird auch Bewahrer des Familiengedächtnisses²⁴. Dies birgt Chancen, aber auch große Risiken. Der Verlust solchen Familienbesitzes ist wesentlich schwerwiegender, als es dem reinen Geldwert entsprechen würde. Ein Beispiel ist der von den späteren Generationen verschuldete Konkurs des Familienbetriebs ('Buddenbrooks-Syndrom').

Bei Betriebsübergaben prallen die Interessen der jungen und alten Generationen häufig aufeinander. Der meist männliche Firmenbesitzer, womöglich noch der Firmengründer, ist oftmals so stark mit seinem als Lebenswerk empfundenen Betrieb verbunden, daß es ihm schwerfällt, die Zügel locker zu lassen oder sie ganz aus der Hand zu geben. Dies ist um so mehr der Fall, wenn er über den Machtverlust in der Firma auch eine entsprechend weniger dominante Position innerhalb der Familie befürchtet²⁵. Gleichzeitig besteht häufig eine

24 Bei Hofübergaben spielt dieser Aspekt eine besonders große Rolle (z.B. Sørensen 1989, Hildenbrand et al. 1992: 131ff.).

25 Das Problem der Bestimmung des Übergabezeitpunktes existiert übrigens nicht nur bei Betrieben und landwirtschaftlichen Höfen, sondern auch bei (politischen)

große Skepsis gegenüber den neuen Ideen der Kinder. Der alte Handwerker-spruch "Der Vater erstellets, der Sohn erhälts, beim Enkel zerschellts" verdeutlicht zumindest die Furcht der Eltern²⁶. Von Seiten der Kinder besteht hingegen das Interesse, die Entscheidungsbefugnisse möglichst rasch übertragen zu bekommen und sich nicht andauernd mit den entgegengesetzten Ansichten des Seniorchefs auseinandersetzen zu müssen - besonders, wenn dieser innerhalb der Firma in älteren langgedienten Mitarbeitern sowie innerhalb der Familie in der Mutter und Geschwistern eine starke Lobby aufzuweisen hat. Bei Betriebsübergaben können typische Generationenkonflikte aufbrechen. Der Wunsch der erwachsenen Kinder nach Abgrenzung von ihren Eltern kann sich beispielsweise darin ausdrücken, daß kurz nach Firmenübergabe Neuerungen eingeführt werden²⁷ (vgl. die in Kapitel 5 diskutierte '*Intergenerational Stake*' Hypothese). Auch deshalb treffen manche Eltern, besonders bei überaus großen Produktivvermögen, weitreichende Verfügungen, um die Geschicke ihrer Unternehmen über ihren Tod hinaus zu bestimmen und die Entscheidungsbefugnisse ihrer Kinder entsprechend einzuschränken. Eine Möglichkeit dafür ist die Gründung von gemeinnützigen bzw. 'Unternehmensträgerstiftungen' (s. Fischermann 1996).

Vermögensübertragungen zu Lebzeiten vs. Vererbungen

Bei der Weitergabe des Vermögens der Eltern an ihre Kinder ist die Frage von besonderer Bedeutung, ob dies noch zu Lebzeiten der Eltern geschieht oder erst danach. Lax gefragt: Verhalten sich vermögende Eltern und Großeltern prinzipiell eher nach dem Erbenspruch "Mit warmer Hand gibts sich besser als mit kalter", oder wird denn doch lieber nach der Maxime verfahren "Du sollst das letzte Hemd nicht hergeben, das Dich selbst noch wärmt"? Eine Vorbemerkung ist wichtig: Es werden hier *Vermögensübertragungen* zu Lebzeiten und Vererbungen gegenübergestellt; d.h, es werden nicht die gesamten finanziellen Leistungen einbezogen, die Eltern gegenüber ihren Kindern von Geburt an erbrin-

Ämtern, die in Erbfolge vergeben werden. Ein gutes Beispiel ist hier das englische Königshaus mit dem langen Warten von Prince Charles auf die Bereitschaft seiner Mutter, das Amt der Königin abzugeben.

26 Für ein "erfundenes, aber doch beispielhaftes Szenario" eines familialen Generationenkonfliktes im Zuge einer Betriebsübergabe bzw. -nahme siehe Felden (1997). Mittlerweile gibt es sogar auf Generationswechsel spezialisierte UnternehmensberaterInnen, die eine möglichst reibungslose Übergabe anstreben (Preuss 1997).

27 Bei einer Untersuchung von Betriebsübergaben im Berliner Handwerk verneint lediglich ein Viertel der bisherigen Verantwortlichen die Frage, ob danach Veränderungen im Betrieb vorgenommen wurden (Künemund, Mücke 1990: 18). Übrigens bietet diese Studie auch aufschlußreiche qualitative Interviews zum Übergabegeschehen.

gen. Wenn man alle Kosten von der ersten Rassel über Koresidenz und (nicht-) monetäre Hilfeleistungen zur Ausbildungszeit bis hin zu größeren Schenkungen an die erwachsenen Kinder einbezieht, fallen Erbschaften geringer aus als die gesamten finanziellen Aufwendungen, die Eltern zu ihren Lebzeiten für ihre Kinder erbringen.

Für die erwachsenen Kinder ist es günstiger, das Vermögen der Eltern so früh wie möglich zu erhalten. Einerseits steht dann eine relativ lange Lebenszeit mit einem höheren Lebensstandard zur Verfügung. Bei einer immer längeren Lebensdauer der Eltern tritt der Erbfall immer häufiger erst dann ein, wenn die erwachsenen Kinder längst einen eigenen Haushalt bzw. eine eigene Familie gegründet haben, so daß eine späte Erbschaft von vergleichsweise geringer Bedeutung ist (s. Lauterbach, Lüscher 1995, 1996; Arrondel et al. 1996). Andererseits verringert sich die Abhängigkeit von den Eltern, wenn diese ihr Vermögen nicht mehr als mehr oder weniger explizites Druckmittel innerhalb der familialen Generationenbeziehung einsetzen können.

Im Interesse der Eltern liegt es damit, ihr Vermögen nicht zu früh abzugeben. Immerhin stellt sich für sie die Frage, ob die Nachkommen weiterhin den Kontakt so wie bisher aufrechterhalten und Hilfsdienste anbieten werden, wenn sie bereits alles bekommen haben und nichts mehr zu vererben übrig ist. Das Gefühl, selbständig über sein Leben entscheiden zu können, wird ebenfalls eingeschränkt, wenn man auf eigene ökonomische Mittel verzichtet und sich womöglich sogar in Abhängigkeit von den Nachkommen begibt. Man hat nicht das halbe Leben lang für die Abbezahlung der Wohnung oder des Hauses gearbeitet, um dann, sobald es schuldenfrei ist, im Haus der Kinder zu leben. Für die These, daß das Vermögen weniger zu Lebzeiten verschenkt als vielmehr vererbt wird, spricht auch das Argument, daß ein größerer Teil des Vermögen nicht in erster Linie für die Kinder, sondern für sich selbst angespart wird: "Some portion of bequests, especially in lower income brackets, is not due to a pure bequest motive but rather to a precautionary motive reflecting uncertainty about the length of life, although it is not possible at present to pinpoint the size of this component" (Modigliani 1988: 39)²⁸. Die Unsicherheit darüber, ob die jungen Kinder das mühsam angesparte Vermögen trotz aller Beteuerungen in kurzer Zeit 'verprassen' werden, kann ebenfalls den Ausschlag für Vererbungen geben. Wilk (1995: 56) stellt jedenfalls auf der Basis von Gruppendiskussionen fest: "Vielfach wurde die Vorstellung geäußert, daß die Kinder das Vermögen bekommen, aber zunächst einmal ohne Hilfe auskommen bzw. wirtschaften lernen sollen. Dies führt dazu, daß zwar relevante Teile des Vermögens an Kinder,

28 Eine Inschrift am ehemaligen Brandenburger Tor in Woldegk (Mecklenburg) lautet: "Wer seinen Kindern giebet Brodt, / Und leidet hernach selber Noth, / den schlage man mit Küelen todt".

Enkel und andere Personen verschenkt worden sind, daß aber - um die Bedürftigen "nicht zu verwöhnen" - der größte Teil des Vermögens vererbt wird. Dann erfolgt die Erbschaft aber zu einem Zeitpunkt, zu dem die Erben nicht mehr zum Kreis der Unterstützungsbedürftigen gehören"²⁹.

Für die folgenden Analysen ist damit zu erwarten, daß die Eltern ihr Vermögen weniger zu Lebzeiten weitergeben, sondern es vielmehr vererben. Lauterbach und Lüscher (1996: 91) kommen jedoch überraschenderweise zu dem Ergebnis, "daß der größte Teil des Erbes noch zu Lebzeiten des Aszendenten übertragen wird". Diese Schlußfolgerung dürfte auf der Untererfassung von Erbschaften beim Sozio-ökonomischen Panel beruhen: Da nur wenige Erbschaften angegeben werden, besteht die Gefahr, die relative Bedeutung von Vererbungen zu unterschätzen und die der Vermögensübertragungen zu Lebzeiten zu überschätzen.

4.3.1 Verbreitung und Umfang

Mit dem Alters-Survey wurde kürzlich ein neuer Versuch unternommen, Informationen über Erbschaften zu gewinnen. Erstmals sind damit auch Analysen über Vererbungen in Ostdeutschland möglich. Die Erbschaftsfragen, die als zwei von 56 Fragen im Drop-Off erhoben wurden (s. Kapitel 1), lauten: "Nun zu etwas ganz anderem: Haben Sie oder Ihr (Ehe-)Partner schon einmal etwas geerbt? Bitte denken Sie dabei auch an kleinere Nachlässe". Wenn diese Frage bejaht wurde: "Aus dem Nachlaß welcher Personen stammt diese Erbschaft bzw. stammen diese Erbschaften? Bitte kreuzen Sie alle Personen an, von denen Sie etwas geerbt haben!": "Eigene Eltern"; "Eltern des (Ehe-) Partners"; "Großeltern"; "Großeltern des (Ehe-)Partners"; "Andere (bitte angeben)". "Wenn Sie einmal alles zusammenrechnen, wie hoch wäre der heutige Wert dieser Erbschaften in etwa insgesamt?": "unter 5.000 DM"; "5.000 bis unter 25.000 DM"; "25.000 bis unter 100.000 DM"; "100.000 bis unter 500.000 DM"; "500.000 bis unter 1.000.000 DM"; "1.000.000 DM und darüber". Die zweite Frage bezieht sich auf zukünftige Erbschaften: "Erwarten Sie oder Ihr (Ehe-)Partner in Zukunft eine oder mehrere Erbschaften? Bitte denken Sie dabei auch an kleinere Nachlässe". Bei einer Bejahung dieser Frage wurde wiederum mittels der bereits genannten Betragsguppen erhoben: "Wie hoch könnte insgesamt der Wert dieser Nachlässe ungefähr ausfallen?"³⁰.

29 Poterba (1997) stellt für die USA fest, daß der Umfang der Vermögensübertragungen zu Lebzeiten sehr viel höher ausfallen müßte, wenn die Haushalte eine reine Steuervermeidungsstrategie verfolgen würden.

30 Man könnte argumentieren, daß ein Nachteil des Alters-Survey in bezug auf Erbschaften darin liegt, daß erst 40jährige befragt werden. Vererbungen an unter

*Tabelle 4.4: Erbschaften und Schenkungen:
alle Personen und ihre (Ehe)Partner*

	West	Ost	Frau	Mann	Haupt	Real	Hoch	Gesamt
Bisherige Erbschaft	50,2	41,2	46,9	48,0	42,2	53,4	57,5	47,4
- Erbschaft ab 5000 DM	41,7	25,6	36,2	39,0	32,8	42,6	47,3	37,6
- von (Schwieger)Eltern	44,1	34,6	40,6	42,0	37,4	46,4	47,8	41,3
- Erbschaft ab 5000 DM	37,9	22,5	32,8	35,0	29,8	38,3	41,6	33,9
- von Eltern	36,3	28,1	32,9	34,7	30,7	37,4	38,9	33,8
- Erbschaft ab 5000 DM	31,1	17,8	26,5	28,8	24,3	30,8	33,7	27,6
.....								
Schenkung	13,9	9,8	12,7	13,0	9,5	14,5	22,6	12,8
- inkl. Transfers 5000 DM	15,1	11,2	14,1	14,0	10,1	16,4	24,5	14,1
- von Eltern	10,2	6,5	9,2	9,3	6,7	10,0	17,3	9,2
- inkl. Transfers 5000 DM	11,1	7,3	10,3	9,9	7,0	11,7	19,0	10,1
.....								
Lebt in geschenkter/ geerbter Wohnung	15,5	15,5	14,7	15,4	16,3	15,3	10,2	15,0
- nur Eigentümer	24,1	43,2	26,1	26,0	28,6	25,4	17,3	26,1
[- Eigentümerquote	65,1	37,0	57,0	59,8	57,4	60,9	59,2	58,3]
.....								
Zukünftige Erbschaft	20,7	13,0	14,7	23,0	11,3	23,0	38,9	18,7
- Erbschaft ab 5000 DM	18,0	8,8	12,1	19,8	8,7	19,6	35,1	15,8
.....								
Gesamt-Erbschaften	59,2	47,6	53,3	58,4	47,8	62,1	74,2	55,8
- Erbschaft ab 5000 DM	51,5	31,5	42,5	50,4	38,2	51,9	65,9	46,3
.....								
n (Schenkung: Interview)	2988	1594	2321	2396	2942	874	665	4717
n (Erbschaft: Drop-Off)	2470	1368	1915	2034	2425	730	590	3949

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen.

Zusätzlich wird im folgenden auch auf Antworten aus dem mündlichen Interview zurückgegriffen. Nachdem in einer Reihe von Fragen auf aktuelle Trans-

40jährige sind jedoch selten. Lauterbach (1995) zeigt, daß die ab 1930 geborenen Kinder den Tod ihrer Eltern ab dem vierten Lebensjahrzehnt erleben (Tod des Vaters durchschnittlich mit 40 Jahren, Tod der Mutter mit etwa 45-47 Jahren; vgl. Arrondel et al. 1996). Zudem wird beim Alters-Survey nach allen bisherigen Erbschaften gefragt, so daß auch frühere Nachlässe einbezogen werden. Natürlich dürften die bisherigen Erbschaftsanteile der 40-85jährigen etwas höher als die der Gesamtbevölkerung ausfallen, da jüngere erwachsene Kinder seltener verstorbene Eltern haben.

fers in den letzten zwölf Monaten eingegangen wurde, lautet die nächste Frage: "Wenn Sie nun an **große Geldbeträge oder Sachwerte** denken, wie zum Beispiel große Geldbeträge für besondere Anschaffungen, außergewöhnliche Geschenke oder langjährige regelmäßige Unterstützungen während der Ausbildungszeit: Haben Sie **jamals vor 1995** große Geldbeträge oder Sachwerte an Eltern, Kinder, Enkel oder andere Verwandte, Freunde oder Bekannte geschenkt?". Den Eigentümern der Wohnung/des Hauses, in der/dem sie leben, wird die folgende Frage gestellt: "Wie haben Sie diese Wohnung / dieses Haus bekommen?". Die Antwortvorgaben lauten: "Durch Erbschaft oder Schenkung"; "Von einem Vorbesitzer gekauft"; Neu gekauft oder gebaut"; "Oder auf andere Weise? (bitte notieren)".

Tabelle 4.4 dokumentiert, wieviele 40-85jährige in der Bundesrepublik Deutschland bereits etwas geerbt oder eine größere Schenkung erhalten haben, in einer geschenkten oder geerbten Wohnung leben oder zukünftige Erbschaften erwarten. Zusätzlich dazu werden die Gesamt-Erbschaftsanteile dokumentiert, d.h., es wird festgestellt, wie hoch der Anteil mit bisherigen oder zukünftigen Erbschaften ist. Dabei werden auch Vererbungen an den (Ehe)Partner berücksichtigt, jedoch keine Erbschaften an andere Haushaltsmitglieder.

Bisherige Erbschaft: Beinahe die Hälfte der Befragungspersonen hat bereits eine Erbschaft erhalten. Dieser Anteil liegt deutlich über dem des Sozio-ökonomischen Panels (13,8 Prozent) und belegt eindrucksvoll die Qualität des Alters-Survey. Damit reflektieren die folgenden empirischen Ergebnisse viel eher die tatsächlichen Vererbungsmuster und beziehen sich nicht lediglich auf einen Bruchteil der Erbschaften³¹.

31 Ein Teil dieser verblüffend großen Differenz zwischen dem Sozio-ökonomischen Panel und dem Alters-Survey dürfte auf die folgenden Ursachen zurückzuführen sein: *Erstens:* Die entsprechende Frage des SOEP ist auf 'Vermögen' zugeschnitten ("Haben Sie (oder ein anderes Haushaltsmitglied) nach 1960 einmal eine Erbschaft gemacht, bei der Ihnen Haus- oder Grundbesitz, Wertpapiere, Beteiligungen oder sonstiges Vermögen zugeflossen ist?"). Dies könnte bedeuten, daß beim SOEP vor allem die hohen Vererbungen angegeben wurden, wohingegen der Alters-Survey explizit auch nach "kleineren Nachlässen" fragt. *Zweitens:* Das SOEP umfaßt alle Personen ab 16 Jahre, wohingegen der Alters-Survey die 40-85jährigen beinhaltet. Ältere haben häufiger bereits etwas geerbt. *Drittens:* Das SOEP erhebt diese Frage im Jahre 1988, der Alters-Survey im Jahre 1996. Zwischenzeitlich ist der Vererbungsanteil gestiegen. *Viertens:* Beim SOEP werden nur Erbschaften nach dem Jahre 1961 erfaßt, beim Alters-Survey alle bisherigen Erbschaften. *Fünftens:* Die Erbschafts-Fragen der fünften SOEP-Welle waren in einen ganzen Fragekomplex zum Vermögen eingebunden, der insgesamt zu hohen Verweigerungsquoten geführt hat - übrigens wurden hauptsächlich aus diesem Grunde in den späteren Wellen keine detaillierten Vermögensfragen mehr gestellt. Die Vererbungsfragen des Alters-Survey wurden im zweiten Teil des Drop-Off erhoben, also bereits nachdem

Neben den Anteilen derer, die etwas geerbt haben, weise ich zusätzlich dazu die Quoten der Personen aus, die mindestens 5 000 DM erhalten haben. Damit werden kleinere Nachlässe, die so gut wie keinen Einfluß auf soziale Ungleichheit haben, bewußt ausgeklammert. 38 Prozent der 40-85jährigen haben bis zum Jahre 1996 eine Erbschaft gemacht, die mindestens 5 000 DM betrug.

Es ist für die folgenden Auswertungen zu erwarten, daß Erben vor allem von den Nachlässen ihrer Eltern profitieren. Dies wird bereits anhand von Tabelle 4.4 deutlich: Die Erbschaftsquoten sinken nur unwesentlich, wenn man lediglich die Vererbungen berücksichtigt, die auf die (Schwieger)Eltern zurückgehen. Bei Erbschaften von den Eltern ändert sich natürlich die Bezugsgruppe: Hier sind lediglich noch Erbschaften an die Befragungsperson selbst eingeschlossen, und nicht mehr auch solche an den (Ehe)Partner (s. Tabelle 4.5).

Schenkung: Im Vergleich zu Vererbungen spielen Vermögensübertragungen zu Lebzeiten eine wesentlich geringere Rolle. Nur ein Zehntel der Befragten hat von ihren Eltern jemals große Geldbeträge oder Sachwerte erhalten³². Damit wird die These, daß Vererbungen bedeutsamer sind als Vermögensübertragungen zu Lebzeiten, bestätigt. Im übrigen wird diese These auch durch eine weitere Alters-Survey-Frage gestützt. Immerhin stimmt die Hälfte der Befragungspersonen der folgenden Aussage zu: "Wer etwas von mir erben will, sollte auch etwas dafür tun" (Tabelle 3.2). Damit wird deutlich, daß Erblasser ihr Vermögen durchaus für den Erhalt von Gegenleistungen einsetzen - wenn sie ihren Besitz zu früh aus der Hand geben, ist dies nicht mehr möglich.

Geerbte oder geschenkte Wohnung: Zwar läßt sich anhand dieser Variable nicht feststellen, wieviele Personen in einer geerbten Wohnung leben, da geschenkte Immobilien ebenfalls mit erfaßt sind. Man kann jedoch die Frage beantworten, inwiefern selbstgenutzte Wohnungen und Häuser nicht auf entsprechende eigene Leistungen zurückgehen, sondern von anderen weitergegeben wurden. Immerhin trifft dies auf ein Viertel der Eigentümer ihrer Wohnung zu.

Zukünftige Erbschaft: Es reicht nicht aus, lediglich die bisherigen Vererbungen zu ermitteln. Letztendlich geht es um die Frage, wer welche Summe *insgesamt über das gesamte Leben hinweg* erbt. Aus diesem Grunde wurden im

die TeilnehmerInnen den allergrößten Teil der gesamten Befragung bewältigt hatten. *Allerdings* hätte man beim Sozio-ökonomischen Panel noch mehr Erbschaften als beim Alters-Survey erwarten können, da sich die SOEP-Frage auf Erbschaften an alle Haushaltsmitglieder bezieht, wohingegen der Alters-Survey 'lediglich' auf die Befragungsperson und ihren (Ehe)Partner fokussiert.

32 Da der Alters-Survey nach großen Geldbeträgen oder Sachwerten *jemals vor 1995* fragt, habe ich in einer zweiten Variable zusätzlich zu diesen Angaben auch noch Transfers in den vergangenen zwölf Monaten einbezogen, die mindestens 5 000 DM betragen.

Alters-Survey auch zukünftige erwartete Erbschaften erhoben. Man könnte einwerfen, daß es sich hier um spekulative Antworten handelt. Da Erbschaften jedoch in erster Linie auf die Vermögen von nahestehenden Verwandten zurückgehen (Tabelle 4.5), sind die Prognosen nicht sehr gewagt. Die Befragten müssen für die Bejahung oder Verneinung dieser Frage im wesentlichen lediglich wissen, ob ihre Eltern noch leben und ob die Eltern vermögend sind. Für die Zuordnung zu den Erbschaftshöhe-Kategorien ist in den allermeisten Fällen die zusätzliche Information ausreichend, wieviele lebende Geschwister vorhanden sind³³. Der Anteil der bisher erhaltenen Erbschaften liegt bei einer Befragung von 40-85jährigen erwartungsgemäß deutlich über denen der zukünftigen Erbschaften. Dennoch erwartet knapp ein Fünftel noch einen (weiteren) Nachlaß; 16 Prozent gehen davon aus, noch mindestens 5 000 DM zu erben.

Gesamte Erbschaften: Hier werden schließlich die Anteile der Personen angegeben, die selbst oder über ihren (Ehe)Partner entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Erbschaft erhalten haben oder werden. Der Gesamtanteil der Erben liegt bei 56 Prozent. Damit wird deutlich, daß Vererbungen auch aufgrund ihrer Verbreitung ein wichtiges soziologisches Forschungsthema darstellen.

Neben der Frage, welche Summen vermacht werden, interessiert vor allem, welche Personengruppen davon besonders profitieren - und welche nicht.

Ost- vs. Westdeutsche: Ostdeutsche haben mit 41 Prozent erwartungsgemäß seltener etwas geerbt als Westdeutsche (50 Prozent). Diese Differenz mag auf den ersten Blick als überraschend gering erscheinen. Die Unterschiede werden jedoch wesentlich deutlicher, wenn man nur Erbschaften ab 5 000 DM berücksichtigt (26 vs. 42 Prozent). Für die folgenden Auswertungen zu den Erbschaftshöhen sind somit große Diskrepanzen zwischen Ost- und Westdeutschen zu erwarten. Bei zukünftigen Erbschaften ist die Quote für Ostdeutsche sogar nur halb so hoch wie die für Westdeutsche. Auch auf Schenkungen können Ostdeutsche wesentlich seltener zurückgreifen. Interessant ist vor allem das Ergebnis, daß Ost- und Westdeutsche mit derselben Wahrscheinlichkeit in einer geschenkten oder geerbten Wohnung leben. Es wird jedoch deutlich, daß - bei einer deutlich geringeren Eigentümerquote - ostdeutsche *Eigentümer* wesentlich häufiger in einer geschenkten/geerbten Immobilie leben (und sie vergleichsweise selten selbst gebaut oder gekauft haben). In der Deutschen Demokratischen Republik waren Privateigentum und intergenerationale Kapitaltransfers stark

33 Natürlich ist nicht endgültig prognostizierbar, inwiefern beispielsweise zukünftige Krankheiten und Pflegebedürftigkeiten der potentiellen Erblasser ihr Vermögen verringern. Allerdings wird ein großer Teil dieser Kosten über die Rente sowie über die Pflegeversicherung getragen. Zudem genügte für die Antwort beim Alters-Survey eine ungefähre Einschätzung. Übrigens verweigerten nur sehr wenige Personen die Antwort.

eingeschränkt (Kohli 1994a: 51), aber auch nach dem Fall der Mauer verfügen Ostdeutsche über relativ geringe Ressourcen, um jetzt Eigentümer zu werden³⁴.

Geschlecht: Zwar weisen Frauen eine geringere Wahrscheinlichkeit auf, jemals etwas geerbt zu haben. Die Diskrepanzen halten sich jedoch in engen Grenzen. Dies gilt auch dann, wenn man lediglich die Nachlässe der eigenen Eltern betrachtet und somit Vererbungen an den Partner ausschließt. Bei Schenkungen und der Eigentumsquote ergeben sich keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Allerdings zeigt sich bei den Gesamtquoten mit fünf Prozent eine beachtenswerte Differenz, die auf den noch größeren Unterschied bei den zukünftigen Erbschaften zurückzuführen ist. Frauen haben aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung häufiger bereits verstorbene Eltern bzw. Partner und sind auch aufgrund des Kriegeinflusses häufiger Witwen, so daß sie schon aus diesem Grund seltener zukünftige Erbschaften erwarten dürften (immerhin werden beim Alters-Survey auch zukünftige Erbschaften an den Partner berücksichtigt). Es ist aber auch möglich, daß Frauen etwas mehr dazu tendieren, zukünftige Erbschaften nicht anzugeben, weil sie damit den Tod eines nahestehenden Verwandten antizipieren müssen. Es ist daher nötig, die in Tabelle 4.4 aufgeführten Quoten mittels multivariater Analysen zu überprüfen, um zwischen den beiden Erklärungsalternativen diskriminieren zu können.

Soziale Schicht: Daß niedrigere Bildungsschichten seltener erben als höhere, ist nicht überraschend³⁵. Auffällig sind jedoch die großen Unterschiede zwi-

34 Zusätzliche eigene Berechnungen auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels bestätigen ebenfalls, daß ostdeutsche Eigentümer häufiger in einer geerbten oder geschenkten Wohnung leben. Natürlich belegen die SOEP-Auswertungen eine etwas niedrigere gesamte Eigentümerquote, weil dort auch die 16-39jährigen einbezogen sind.

35 Ich habe mich hier aus drei Gründen für die Bildungsschicht als Schichtindikator entschieden: Erstens handelt es sich bei der Differenzierung zwischen Hauptschulabgängern, Realschulabsolventen und Akademikern (die kleine Gruppe der Abiturienten ohne Hochschulabschluß wird bei den multivariaten Analysen berücksichtigt) um einen einfachen Indikator, der in seiner Plastizität an die beiden anderen Ungleichheitsdimensionen, Geschlecht und Ost- vs. Westdeutsche, heranreicht. Damit wird ein Rückgriff auf vergleichsweise komplexe und im Alltagsverständnis nicht unmittelbar verankerte Schichtkonzepte vermieden. Zweitens haben die Eltern gerade auf die Schulwahl ihres Kindes einen besonders großen Einfluß, da diese Entscheidung früh im Leben des Kindes erfolgt. Damit kann festgestellt werden, inwiefern hier eine doppelte Bevorzugung bzw. Benachteiligung von Kindern durch Eltern vorliegt, nämlich einerseits durch die Schulentscheidung und andererseits später durch Vererbungen. Drittens habe ich alternativ zur Schulbildung in weiteren Analysen auf Haushaltsäquivalenzeinkommensquintile zurückgegriffen. Die Ergebnisse entsprechen denen auf Basis der Bildungsschichten: Je höher das Einkommen ist, um so eher haben die Befragungspersonen bereits etwas geerbt und um so häu-

schen den Schichten. Beinahe die Hälfte der Hochschulabsolventen hat bereits mindestens 5 000 DM geerbt, jedoch nur ein Drittel der Hauptschulabgänger³⁶. Noch deutlicher fallen die Differenzen bei den Schenkungen und den zukünftigen Erbschaften aus. Die Gesamtquote belegt: Drei Viertel der Hochschulabsolventen erben etwas - bei den (maximal) Hauptschulabgängern trifft dies nur auf knapp die Hälfte zu. Bei dieser Gegenüberstellung darf man zudem nicht die relativen Größen der Bildungsschichten vergessen: Akademiker stellen lediglich 15 Prozent der 40-85jährigen, Realschulabsolventen kommen auf 20 Prozent. Über 60 Prozent jedoch sind ehemalige Hauptschüler (die restlichen fünf Prozent sind Abiturienten ohne Hochschulabschluß). Die größte Bevölkerungsgruppe hat die geringste Chance, etwas zu erben; die zahlenmäßig kleinste Bildungsschicht erbt mit Abstand am häufigsten.

Die reinen Erbschaftsanteile liefern nur ein eingeschränktes Bild über die tatsächliche Relevanz von Vererbungen. In den Grafiken 4.5 und 4.6 werden somit die Erbschaftshöhen aufgeführt. Einerseits wird wieder unterschieden zwischen bisherigen, zukünftigen und gesamten Erbschaften sowie zwischen West- und Ostdeutschen, Frauen und Männern und den Bildungsschichten. Andererseits werden die Erbschaftshöhen nur für Erben sowie für alle Personen ausgewiesen. In Grafik 4.6 werden somit die Erbschaftsanteile und -höhen in Bezug zueinander gebracht.

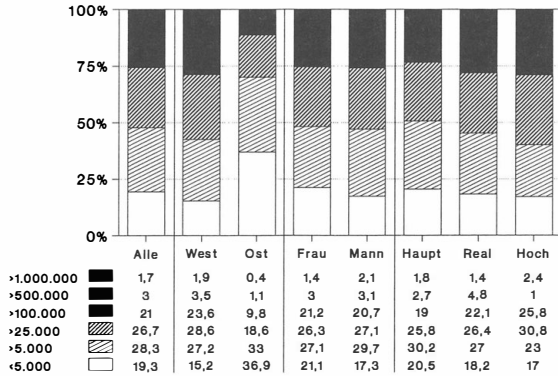
Erbschaften sind ein häufiges Ereignis, und es werden z.T. hohe Summen vermacht. Über die Hälfte der bisherigen und knapp 60 Prozent der gesamten Erbschaften betragen mindestens 25 000 DM. Ein Viertel der bisherigen und beinahe ein Drittel der gesamten Erbschaften liegen sogar bei mindestens 100 000 DM. Die durchschnittliche Erbschaftshöhe beträgt 200 000 DM. Dabei ist zu bedenken, daß es sich hier um erhaltenes Vermögen handelt, dem keine entsprechende eigene Arbeitsleistung zugrundeliegt und das gar nicht oder nur

figer erwarten sie noch (weitere) Nachlässe. Allerdings hat ein Rückgriff auf Einkommensgruppen einen großen Nachteil: Es kann nämlich bei bisherigen Erbschaften nicht ausgeschlossen werden, daß ein Teil dieser Differenzen auf ebendiese Erbschaften zurückgeht, nämlich in Form von Zinsen, Mieten und Verpachtungseinnahmen. Es ist auch nicht auszuschließen, daß bspw. eine Selbständigkeit auf einer Erbschaft (des elterlichen Betriebs) beruht. Damit sind Einkommens- und Berufsstellungs-Schichtkonzepte für Erbschaftsanalysen weniger tauglich, wenn es um die Frage geht, welche sozialen Schichten besonders häufig erben.

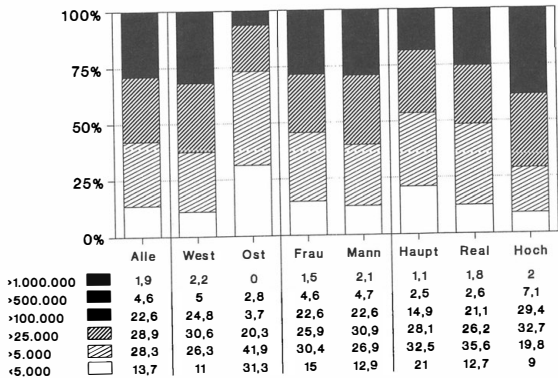
36 Hier sind auch Personen ohne Schulausbildungsabschluß enthalten. Wie beim Geschlecht stellt sich auch bei den sozialen Schichten das Problem unterschiedlicher Lebenserwartung (s. z.B. Klein 1993). Es ist also zu überprüfen, ob die Ergebnisse der deskriptiven Auswertungen durch entsprechende multivariate Analysen bestätigt werden.

Grafik 4.5: Erbschaftshöhen: Erben

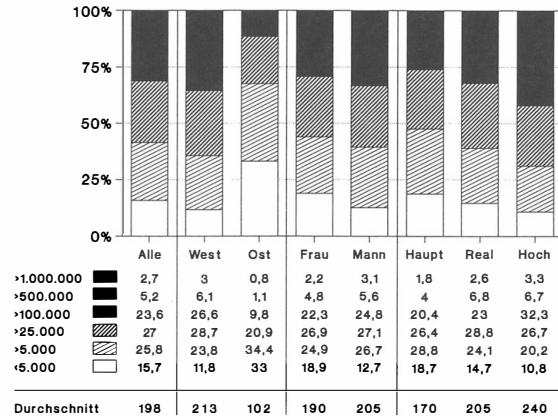
Bisherige Erbschaft



Zukünftige Erbschaft

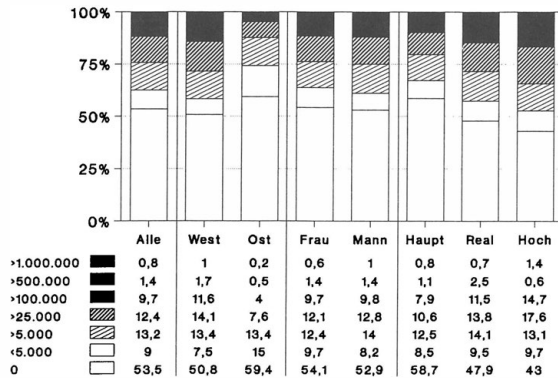


Gesamte Erbschaften

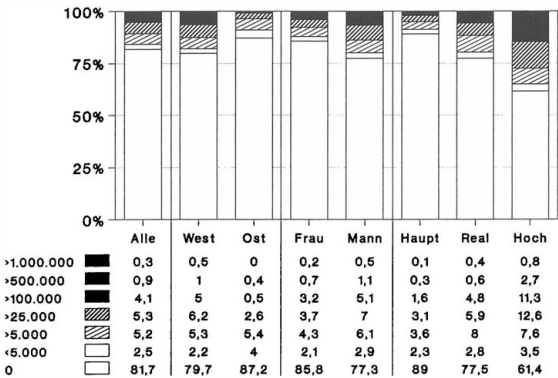


Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent sowie die durchschnittlichen Gesamterbschaftshöhen in Tausend DM.

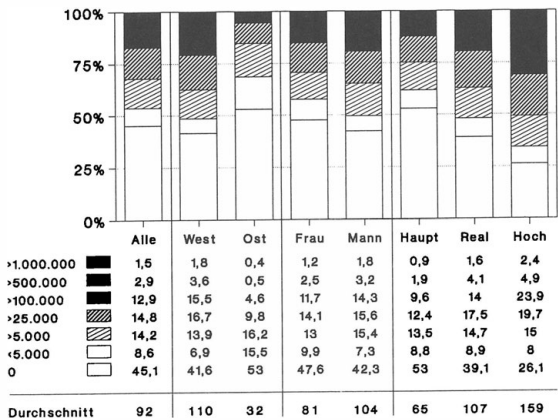
Grafik 4.6: Erbschaftshöhen: Alle Personen



Bisherige Erbschaft



Zukünftige Erbschaft



Gesamte Erbschaften

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent sowie die durchschnittlichen Gesamterbschaftshöhen in Tausend DM.

geringfügig besteuert wird (s. Kapitel 7). Allerdings machen ein Fünftel der bisherigen und ein gutes Sechstel der gesamten Erbschaften nicht einmal 5 000 DM aus. Fünf bzw. acht Prozent der Erben erhalten mindestens eine halbe Million Mark; zwei bzw. drei Prozent mindestens eine ganze Million³⁷.

Bei dieser Darstellung der Erbschaftshöhen wird allerdings nicht berücksichtigt, daß beinahe die Hälfte der 40-85jährigen Deutschen nichts erbt. In einem Artikel der Berliner Zeitung (Rauch 1998) wird beispielsweise berichtet, wie das Dresdner Publikum bei der Eröffnung der Generationen-Ausstellung im Hygiene-Museum reagierte, als die damalige Familienministerin Claudia Nolte Erbschaftssummen aufzählte. Jeder Elfte hätte zwischen 1960 und 1980 bereits etwas geerbt, wobei im Durchschnitt etwa 100 000 DM vermacht worden seien. Dem Einwand "Das kann doch nicht wahr sein", stellt die Journalistin erste Ergebnisse des Alters-Survey gegenüber: "Fast 30 Prozent im Westen, im Osten aber auch schon 10 Prozent sollen mehr als 100 000 DM geerbt haben. Also hätten die Dresdner umsonst gemurrt, denn jeder zehnte im Saal wäre statistisch ein Hunderttausender gewesen?". Offenbar hat die Journalistin die Ergebnisse des Alters-Survey nicht richtig zitiert. Zwar belegt Grafik 4.5 tatsächlich einen Anteil von 11,3 Prozent an bisherigen ostdeutschen Vererbungen ab 100 000 Mark. Allerdings bezieht sich dieser Anteil nur auf Personen, die überhaupt etwas geerbt haben. Selbst wenn man unterstellt, daß das Dresdner Publikum aus ostdeutschen 40-85jährigen bestand und für diese Altersgruppe auch repräsentativ war, dann hätte ein Anteil von 4,7 Prozent genannt werden müssen - jeder Zwanzigste im Saal hätte demnach - unter den genannten Bedingungen - bereits eine Erbschaft von mindestens 100 000 DM erhalten. Nicht einmal eine(r) von Hundert hätte mindestens eine halbe Million Mark bekommen.

Die Grafiken verdeutlichen somit, daß zwar insgesamt beträchtliche Summen hinterlassen werden - die wirklich hohen Beträge kommen jedoch nur einer kleinen Gruppe zugute. Ostdeutsche haben eine besonders geringe Chance, hohe Summen zu erben: über zwei Drittel erhalten insgesamt, also bisher und zukünftig, nicht einmal 5 000 DM. 38 Prozent der Westdeutschen erben mindestens 25 000 DM - im Unterschied zu 15 Prozent der Ostdeutschen. Im Schnitt erben Westdeutsche dreieinhalb mal soviel wie Ostdeutsche³⁸.

37 Aufgrund der kategorialen Erhebung der Erbschaftshöhen sind die Mittelwerte mit Vorsicht zu genießen. Für die unterste Kategorie wurden 2 500 DM, für die oberste 1,5 Millionen DM veranschlagt. Die in Grafik 4.5 aufgeführten Durchschnittswerte für Erben beziehen sich auf Erbschaften von mindestens 5 000 DM. Wenn man auch die kleinen Erbschaften unter 5 000 DM berücksichtigt, ergibt sich eine mittlere Gesamterbschaftshöhe von knapp 170 Tausend DM. Die Mittelwerte in Grafik 4.6 umfassen auch die kleinen Erbschaften.

38 Dabei ist zu bedenken, daß manche Erbschaften zu DDR-Zeiten einen deutlich höheren und andere einen wesentlich niedrigeren relativen Wert aufwiesen als nach

Auch bei den Erbschaftshöhen bestätigt sich das in der ersten Tabelle gezeigte Bild: Bei bisherigen Vererbungen liegen Frauen und Männer in etwa gleichauf. Für die Zukunft geben Frauen jedoch seltener (höhere) Erbschaften an. Damit fällt die geschlechtsspezifische Ungleichheit bei den Durchschnittsbeträgen höher aus, wenn alle Personen berücksichtigt werden, und nicht nur die Erben. Wenn lediglich die Erben einbezogen werden, kommen Frauen auf 93 Prozent der Männererbschaften. Wenn man auch die Nichterben berücksichtigt, erreichen sie nur noch 78 Prozent.

Zu den wichtigsten Befunden gehören die Diskrepanzen bei den Bildungsschichten. Akademiker erhalten im Schnitt zweieinhalb mal soviel wie Hauptschulabgänger. Die Hälfte der Akademiker erbt mindestens 25 000 DM. Bei den Hauptschulabgängern, also der größten Bevölkerungsgruppe, ist es nur ein Viertel. Jeder dritte Akademiker erhält mindestens 100 000 DM - eine solche Summe wird lediglich einem von acht Hauptschulabgängern zuteil. Niedrigere Bildungsschichten haben also nicht nur eine wesentlich geringere Chance, überhaupt etwas zu erben, sondern sie erhalten auch deutlich geringere Beträge.

Tabelle 4.5 zeigt eindrucksvoll, daß die allermeisten Erbschaften auf die Eltern zurückgehen. Sieben von zehn Erben geben an, daß die Erblasser die eigenen Eltern waren. Die zweitgrößte Gruppe umfaßt die Schwiegereltern (wie erwähnt wird im Alters-Survey sowohl nach eigenen als auch nach Erbschaften an den (Ehe)Partner gefragt; Partnerlose haben natürlich auch keine Schwiegereltern). Erich Kästners flapsiger Spruch wird bestätigt: "Sollen die Kinder erben, müssen die Eltern sterben". Wer Vererbungen erforschen will, muß sich

der Wiedervereinigung (z.B. DDR-PKWs vs. Immobilien). Übrigens sind die mittleren Erbschaftshöhen mit den o.g. Schätzungen der Deutschen Bundesbank und der Stadtparkasse München kompatibel, was für die Qualität der Erbschaftsangaben beim Alters-Survey spricht. Allerdings sind für eine Einschätzung der Ungleichheitsfolgen die hier genannten Beträge vorzuziehen, da es sich dabei um die empfangenen Erbschaften handelt, und nicht um die hinterlassenen Vermögen, die häufig auf mehrere Personen aufgeteilt werden (z.B. auf den überlebenden Ehepartner und mehrere Kinder). Für die Qualität der Angaben spricht auch, daß die erwarteten Erbschaften umfangreicher sind als die bisherigen. Dies dürfte an den höheren Vermögen der zukünftigen im Vergleich mit denen der bisherigen Erblasser liegen. Zudem hat sich der Wert länger zurückliegender Erbschaften mittlerweile häufig verringert. Die Erbschaftshöhen stimmen auch gut mit den Angaben zu den geschenkten oder geerbten Wohnungen in Tabelle 4.4 überein: Wenn man bedenkt, daß dort auch geschenkte Immobilien enthalten sind und somit die reinen Erbschaftsanteile stark überschätzt werden und der durchschnittliche Verkehrswert des Haus- und Grundvermögens der entsprechenden Haushalte in Westdeutschland bei etwas unter einer halben Million Mark liegt (Statistisches Bundesamt 1997: 128), ist ein Anteil von 14 Prozent der westdeutschen 40-85jährigen, die bis zum Jahre 1996 mindestens 100 000 DM geerbt haben, plausibel.

mit intergenerationalen Beziehungen befassen. Dies unterstützt andere Untersuchungen, die ebenfalls festgestellt haben, daß Erbschaften hauptsächlich den eigenen Nachkommen zugute kommen (z.B. Finch 1996: 122). Nur fünf Prozent der Befragten der vom Deutschen Jugendinstitut im Jahre 1990 erhobenen Mehrgenerationenuntersuchung stimmen der Aussage *nicht* zu, daß Erbschaften in der Familie bleiben sollten (Bien 1994b: 26).

Tabelle 4.5: Erblasser

	West	Ost	Frau	Mann	Haupt	Real	Hoch	Gesamt
Eigene Eltern	72,4	68,3	70,3	72,5	72,8	70,2	67,7	71,4
Schwiegereltern	37,3	32,9	34,8	38,5	37,3	37,1	35,9	36,6
Großeltern	7,4	9,9	9,1	6,8	5,2	8,7	12,8	8,0
Schwieger-Großeltern	2,0	3,2	2,1	2,8	1,9	1,8	4,5	2,4
Andere	13,4	14,9	16,0	11,2	12,3	17,1	14,3	13,6

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen.

Obwohl die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen, Frauen und Männern sowie den Bildungsschichten nicht stark ausgeprägt sind, zeigen sich doch interessante Abweichungen: Westdeutsche erben noch häufiger etwas von den Eltern, während ostdeutsche Erbschaften etwas öfter auch auf Großeltern und andere Personen zurückgehen. Ähnliches gilt für Frauen im Vergleich mit Männern. Eine Erklärung hierfür ist, daß der erweiterte Familienverband für Frauen und für Ostdeutsche zu Lebzeiten der Erblasser eine größere Rolle spielt als für Männer und Westdeutsche. Zudem weisen Frauen im Vergleich mit Männern aufgrund ihrer längeren Lebensdauer eine größere Wahrscheinlichkeit auf, etwas von ihrem Ehepartner zu erben. Gleichzeitig haben Haupt- und Realschulabgänger deutlich seltener etwas von ihren Großeltern geerbt als Hochschulabsolventen. Dies kann am größeren Vermögen der Großeltern von Akademikern liegen, so daß im Erbfall auch die Enkel bedacht werden können. Zudem gehören Hochschulabsolventen häufiger den jüngeren Altersgruppen an; d.h., sie hatten eher Großeltern, die vom Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg profitiert haben.

Da Erbschaften vor allem auf die Eltern zurückgehen, macht es Sinn, die in Tabelle 4.4 aufgeführten Informationen für die Befragungspersonen zu replizieren, bei denen beide Elternteile bereits verstorben sind. Damit läßt sich ermitteln, wieviele Eltern nach ihrem Tod überhaupt etwas weitergegeben haben. Die entsprechenden Befunde werden in Tabelle 4.6 dokumentiert.

*Tabelle 4.6: Erbschaften und Schenkungen:
beide Elternteile sind verstorben*

	West	Ost	Frau	Mann	Haupt	Real	Hoch	Gesamt
Bisherige Erbschaft	55,4	49,1	50,9	56,2	45,0	69,7	74,5	53,3
- Erbschaft ab 5000 DM	46,4	31,6	39,7	46,3	35,2	56,5	64,1	42,7
- von (Schwieger)Eltern	51,8	43,8	46,8	52,4	41,4	63,9	71,4	49,4
- Erbschaft ab 5000 DM	43,9	28,4	37,5	43,2	32,8	52,4	62,4	40,1
- von Eltern	44,9	38,2	40,3	45,8	35,3	55,6	65,1	42,8
- [bei 1 verst. Elternteil	34,5	25,7	31,4	31,9	31,2	30,9	33,8	31,7]
- Erbschaft ab 5000 DM	38,1	24,1	32,6	37,2	27,9	45,2	56,5	34,7
.....								
Schenkung	11,1	8,5	10,2	10,8	8,6	13,9	15,7	10,5
- inkl. Transfers 5000 DM	11,4	8,8	10,5	11,0	8,9	14,3	15,7	10,7
- Schenkung von Eltern	7,8	4,9	7,1	7,0	5,8	9,1	11,8	7,1
- inkl. Transfers 5000 DM	7,9	5,0	7,2	7,1	5,9	9,2	11,8	7,2
.....								
Lebt in geschenkter/ geerbter Wohnung	18,5	15,8	17,1	18,0	18,9	16,1	11,9	17,5
- nur Eigentümer	28,9	46,4	31,5	29,4	32,7	26,9	21,3	30,5
- [Eigentümerquote	64,6	35,5	55,3	61,9	58,3	60,7	55,7	58,3]
.....								
Zukünftige Erbschaft	7,3	6,2	4,8	9,8	4,5	11,0	16,0	7,0
- [bei 1 verst. Elternteil	37,9	21,3	28,3	38,6	23,4	35,7	55,4	33,5]
- Erbschaft ab 5000 DM	5,8	4,2	3,6	7,6	3,0	9,2	13,3	5,4
.....								
Gesamt-Erbschaften	58,6	51,3	53,4	59,6	48,0	72,4	77,3	56,3
- Erbschaft ab 5000 DM	49,6	33,9	42,1	49,8	38,0	59,0	67,8	45,6
.....								
n (Schenkung: Interview)	1725	906	1332	1361	1888	402	295	2693
n (Erbschaft: Drop-Off)	1403	789	1098	1147	1556	343	256	2245

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen.

Die Anteile mit bisherigen Erbschaften steigen erwartungsgemäß an. 43 Prozent der 40-85jährigen haben von ihren verstorbenen Eltern etwas geerbt; 35 Prozent haben von ihnen mindestens 5 000 DM erhalten. Gleichzeitig sinken natürlich die Quoten für zukünftige Erbschaften. Wenn beide Elternteile verstorben sind, erwarten lediglich sieben Prozent der Befragten, noch etwas zu bekommen. Wenn ein Elternteil noch lebt, liegt dieser Anteil bei einem Drittel³⁹.

39 Aufgrund der Konzeption des Alters-Survey können hier 'nur' solche Befragungspersonen einbezogen werden, die überwiegend bei beiden Elternteilen aufgewach-

Die in den Tabellen 4.4 und 4.6 dokumentierten gesamten Erbschaftsanteile sind identisch. Dies ist auch ein Indiz dafür, daß die Befragungspersonen die zukünftigen Erbschaften recht realistisch einschätzen und angeben. Demnach gehören 56 Prozent der Befragungspersonen zu den Erben - sei es aufgrund bisheriger, sei es aufgrund zukünftiger Nachlässe. 46 Prozent erben mindestens 5 000 DM. Personen ohne lebende Eltern geben zwar häufiger bisherige und seltener zukünftige Erbschaften an. Insgesamt ergibt sich jedoch dieselbe Quote.

4.3.2 Begünstigte und Benachteiligte

Bisher wurden die durch Vererbungen Begünstigten und Benachteiligten lediglich über drei Kriterien ermittelt (Region, Geschlecht, Bildungsschicht). Es existiert jedoch eine ganze Reihe weiterer potentieller Faktoren. Im folgenden wird genauer untersucht, welche Personengruppen durch bisherige und zukünftige Erbschaften bevorzugt oder benachteiligt sind. Um kleinere Nachlässe auszuschließen, werden lediglich Erbschaften ab 5 000 DM berücksichtigt. Grafik 4.7 dokumentiert die jeweiligen Personenanteile. Ein Beispiel: 25,6 Prozent der ostdeutschen 40-85jährigen haben bis zum Befragungszeitpunkt im Jahre 1996 eine Erbschaft von mindestens 5 000 DM erhalten. Die Tabellen 4.7 und 4.8 führen die Ergebnisse logistischer Regressionen auf (zur Interpretation der Koeffizienten s. Abschnitt 4.2.2). Bei den bisherigen Erbschaften ist es möglich, sich auf die Nachlässe der eigenen Eltern zu konzentrieren. Gleichzeitig werden nur die Personen mit mindestens einem verstorbenen Elternteil einbezogen. In Hinblick auf erwartete Vererbungen bietet der Alters-Survey diese Information jedoch nicht. Dafür kann hier der Einfluß einiger zusätzlicher Variablen ermittelt werden⁴⁰.

Auch in Hinblick auf Erbschaften wird zwischen Opportunitäts-, Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen differenziert. Opportunitäts-

sen sind (es liegt keine Information darüber vor, ob während der Kindheit lebende, aber abwesende Elternteile später verstorben sind). Allerdings werden als Elternteile neben den leiblichen auch Stief- und Pflegeeltern berücksichtigt. Wenn beispielsweise eine Befragungsperson überwiegend bei der Mutter und dem Stiefvater aufgewachsen ist, wird diese Person einbezogen.

40 Bei der Grafik werden für einen Überblick und Vergleichsmaßstab auch bei den bisherigen Erbschaften alle Vererbungen einbezogen. Das Vorhandensein von Wohneigentum kann nicht als Prädiktor für bisherige Erbschaften verwandt werden, weil nicht bekannt ist, ob die Immobilie auf eine Vererbung zurückgeht. Es ist auch nicht bekannt, ob Hilfs- oder Pflegetätigkeiten vor der bisherigen Erbschaft geleistet wurden. Schließlich wird untersucht, inwiefern bisherige Erben für die Zukunft weitere Erbschaften erwarten.

strukturen umfassen hier den Tod der Eltern sowie deren strukturelle Chancen, Vermögen erarbeitet zu haben. Bedürfnisstrukturen zeigen an, inwieweit die Individuen Erbschaften benötigen. Familiäre Strukturen beinhalten Merkmale wie das Vorhandensein von Geschwistern (als Erbschaftskonkurrenten) sowie Generationenstrukturen. Kulturell-kontextuelle Strukturen werden über kulturell verankerte Diskriminierungen sowie normative Regeln abgebildet.

Opportunitätsstrukturen: Der wichtigste Erbschaftsindikator ist der *Tod der Eltern*⁴¹. Wenn beide Elternteile verstorben sind, hat man mit relativ großer Wahrscheinlichkeit bereits etwas geerbt und erwartet in Zukunft auch nichts mehr. Wenn die (Schwieger)Eltern noch leben, kann man eher mit zukünftigen Nachlässen rechnen. Gleichzeitig wird deutlich, daß für Erbschaften Väter etwas wichtiger sind als Mütter: Wenn der Vater noch lebt, liegt eine noch geringere Wahrscheinlichkeit für bisherige Erbschaften vor. Damit wird die Vermutung bestätigt, daß sich die größeren ökonomischen Ressourcen von Männern auch auf Vererbungen auswirken⁴².

Interessanterweise erhöhen sich die *Alterseffekte* bei den multivariaten Modellen für bisherige Vererbungen gegenüber der separaten Schätzung. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, daß die jüngeren Befragten noch vergleichsweise häufig lebende Eltern haben. Wenn man hierfür kontrolliert, zeigt sich, daß die zwischen 1942 und 1956 Geborenen besonders häufig erben. Es ist zwar nicht auszuschließen, daß kürzer zurückliegende Erbschaften eher erinnert und somit angegeben werden. Der Effekt dürfte jedoch im wesentlichen darauf zurückzuführen sein, daß die Eltern der jüngeren Befragungspersonen viel stärker vom Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg profitieren konnten und somit ein größeres Vermögen angesammelt haben. Dies wird auch dadurch

41 Dies wird insbesondere in Tabelle 4.8 anhand der Koeffizienten für verstorbene Eltern deutlich. Für einige Befragungspersonen liegt im Alters-Survey keine Information darüber vor, ob die Eltern noch leben oder bereits verstorben sind (insbesondere bei Personen, die nicht bei beiden Elternteilen aufgewachsen sind). Für diese Fälle wird für die in Tabelle 4.8 dokumentierten Analysen eine zusätzliche, nicht weiter ausgewiesene Dummy-Variable generiert. Im Unterschied zu den Analysen der Transfers zu Lebzeiten ist bei Vererbungen eine Abbildung von Opportunitätsstrukturen über Einkommens- und Vermögensvariablen nicht möglich, weil keine entsprechenden Informationen über den Verstorbenen vorliegen. Aus diesem Grunde werden hier auch die Regional- und Altersvariablen den Opportunitätsstrukturen zugerechnet.

42 Weitere Analysen für zukünftige Erbschaften inklusive einer 'Partner-Variable' (Dummy = 1, falls die Befragungsperson einen (Ehe)Partner hat) ergeben zwar einen deutlichen positiven Effekt beim Bruttomodell, jedoch keinen signifikanten Effekt mehr bei den multivariaten Modellen. Dies ist vorrangig auf die Variable '(Schwieger)Eltern verstorben/leben' zurückzuführen. Übrigens ergibt sich auch unter Einschluß der Partnervariable derselbe Geschlechtseffekt.

gestützt, daß Altersgruppeneffekte im wesentlichen auf Westdeutsche zurückgehen. Gleichzeitig erwartet die jüngste westdeutsche Altersgruppe in Zukunft wesentlich häufiger Erbschaften als die älteren Kohorten. Bemerkenswert ist, daß die zwischen 1942 und 1956 Geborenen einen großen Teil der 68er Generation umfassen: Die 68er sind in ökonomischer Hinsicht auch in puncto Vererbung gegenüber den vorherigen Altersgruppen bevorteilt⁴³.

Ostdeutsche haben aufgrund der wesentlich geringeren Vermögensausstattung ihrer Eltern deutlich geringere Erbschaftschancen. Die Wahrscheinlichkeit, bereits etwas geerbt zu haben, ist für Ostdeutsche beinahe halb so groß wie für Westdeutsche; in Hinblick auf zukünftige Vererbungen ergibt sich sogar eine noch größere Differenz.

Bedürfnisstrukturen: Personen mit größerem ökonomischen Bedarf werden wesentlich seltener bedacht als Bessergestellte. Aufgrund ihrer schlechteren Wohlfahrtsposition könnten niedrigere *Bildungsschichten* Erbschaften besonders gut gebrauchen. Es ist jedoch genau das Gegenteil der Fall. Akademiker haben eine doppelt so große Chance, bereits etwas geerbt zu haben, und sie weisen eine über drei Mal so hohe Wahrscheinlichkeit auf, zukünftig etwas zu erhalten. Damit werden die deskriptiven Befunde wiederum durch die multivariaten Analysen bestätigt.

Man kann davon ausgehen, daß *Immobilienbesitzer* weniger auf zukünftige Erbschaften angewiesen sind. Allerdings werden diejenigen bevorzugt, die selbst oder über ihren (Ehe-)Partner bereits Eigentümer eines Hauses, einer Wohnung oder eines Grundstückes sind⁴⁴.

Ähnliches gilt für *bisherige Erbschaften*: Wer bis zur Befragung bereits mindestens 5 000 DM geerbt hat, weist im Vergleich zu Nichterben eine doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit auf, wieder bedacht zu werden.

43 Es wäre hilfreich, zusätzlich zum Alter der Kinder die Lebensdauer der Eltern und deren Geburts- bzw. Sterbejahre mit in die Modelle aufzunehmen. Allerdings ergeben sich damit entweder Multikollinearitäts- oder Fallzahlprobleme. Für zukünftige Erbschaften bestünde beispielsweise eine entsprechende kombinierte Variable aus einer Vielzahl von Einzeldummies (junge Befragungspersonen mit lebenden jungen Eltern; junge Befragungspersonen mit lebenden, alten Eltern; junge Befragungspersonen mit lebenden Eltern, aber fehlenden Angaben zum Geburtsjahr der Eltern; junge Befragungspersonen mit jung verstorbenen Eltern; junge Befragungspersonen mit spät verstorbenen Eltern; junge Befragungspersonen mit verstorbenen Eltern, aber fehlenden Angaben zum Todesjahr der Eltern; junge Befragungspersonen mit fehlenden Angaben über den Tod der Eltern - und dasselbe noch einmal für die zwischen 1911 und 1926 sowie die zwischen 1927 und 1941 Geborenen).

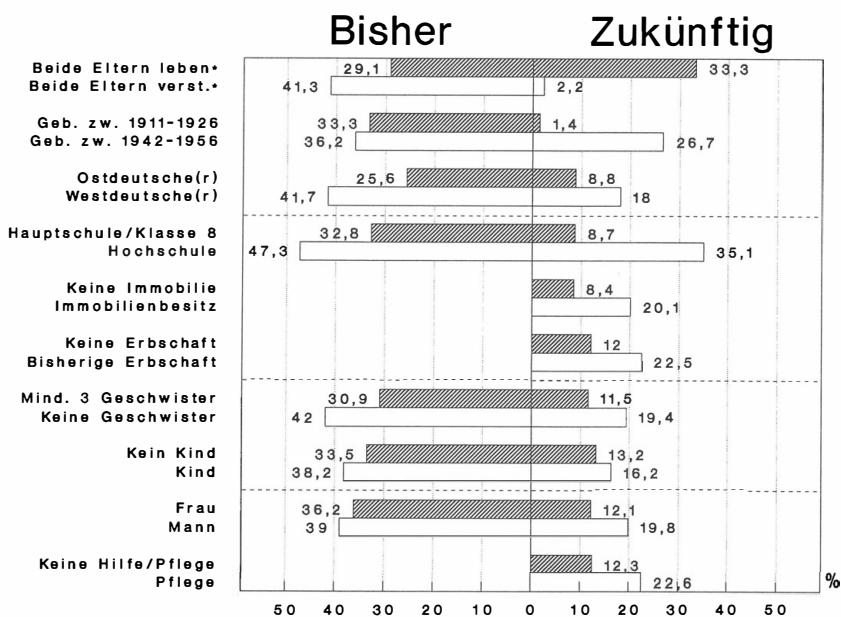
44 Im Unterschied zu den in Tabelle 4.4 und 4.6 aufgeführten Eigentümeranteilen sind hier auch Immobilien berücksichtigt, in denen die Befragungspersonen nicht wohnen.

Familiäre Strukturen: Je mehr *Geschwister* man hat, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, leer auszugehen, und um so weniger erwartet man in Zukunft eine Erbschaft. Dies gilt besonders dann, wenn mindestens drei Geschwister vorhanden sind.

Wenn man *Kinder* in die Welt gesetzt und somit die Familie weitergeführt hat, gehört man eher zu den Erben. Allerdings gehen die Befragungspersonen nicht davon aus, daß das Vorhandensein von Kindern einen Einfluß auf zukünftige Erbschaften hat.

Kulturell-kontextuelle Strukturen: Tabelle 4.7 belegt, daß bei bisherigen Erbschaften keine *Geschlechtsdifferenzen* existieren. Die Koeffizienten weisen zwar in die erwartete Richtung, sie sind jedoch sehr gering und nicht signifikant. Tabelle 4.8 weist jedoch für Frauen eine 30 Prozent geringere Wahrscheinlichkeit aus, für die Zukunft eine Erbschaft zu erwarten. Die m.E. plausibelste Erklärung für diesen Effekt ist, daß Frauen weniger gerne von zukünftigen Nachlässen berichten, weil sie damit auch den Tod des nahen Verwandten antizipieren. Männer zeigen sich demnach über die erwartbaren Erbschaften besser informiert und haben weniger Schwierigkeiten, diese auch zu benennen. Daß

Grafik 4.7: Anteile bisheriger und zukünftiger Erbschaften



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Personenanteile mit bisherigen bzw. zukünftigen Erbschaften von jeweils mindestens 5 000 DM. '♦': Inklusive Schwiegereltern.

*Tabelle 4.7: Determinanten bisheriger Erbschaften von eigenen Eltern
(Logistische Regressionen; odds ratios)*

	Brutto	Alle	West	Ost
Opportunitätsstrukturen				
Mutter lebt	0,75***	0,50***	0,46***	0,60**
Vater lebt	0,63*	0,39***	0,33***	0,53
Geb. 1911-1926	0,82**	0,72***	0,64***	0,93
Geb. 1942-1956	1,08	1,27**	1,37**	1,24
Ostdeutschland	0,56***	0,48***		
Bedürfnisstrukturen				
Realschule/10.Klasse	1,58***	1,54***	1,77***	1,16
Abitur	1,73***	1,64**	1,65**	1,67
Hochschulabschluß	2,03***	2,06***	2,29***	1,68**
Familiale Strukturen				
1 Geschwister	0,80*	0,79**	0,90	0,67*
2 Geschwister	0,72***	0,69***	0,82	0,52***
3 Geschwister	0,47***	0,46***	0,54***	0,35***
Kind	1,24*	1,47***	1,44**	1,80*
Kulturell-kontextuelle Strukturen				
Frau	0,87*	0,91	0,90	0,96
n		2854	1806	974

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Keine Gewichtung, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Bisherige Erbschaft von eigenen Eltern von mindestens 5 000 DM. Untersuchungseinheiten: Befragungspersonen mit mindestens einem verstorbenen Elternteil. Referenzgruppen: Beide Elternteile sind bereits verstorben; geboren zwischen 1927 und 1941; Westdeutschland; maximal Hauptschule/8.Klasse(DDR); keine Geschwister vorhanden; Befragungsperson hat kein Kind; Befragungsperson ist männlich. Koeffizient signifikant zum *** < 0,01-, ** < 0,05- und * < 0,1-Niveau.

*Tabelle 4.8: Determinanten zukünftiger Erbschaften
(Logistische Regressionen; odds ratios)*

	Brutto	Alle	West	Ost
Opportunitätsstrukturen				
(Schwieger)Eltern verst.	0,07***	0,12***	0,11***	0,18***
(Schwieger)Vater lebt	1,02	1,00	0,93	1,05
(Schwieger)Eltern leben	1,77***	1,38**	1,03	2,94***
Geb. 1911-1926	0,15***	0,43***	0,49*	0,27*
Geb. 1942-1956	3,55***	1,48***	1,86***	0,93
Ostdeutschland	0,41***	0,40***		
Bedürfnisstrukturen				
Realschule/10.Klasse	2,70***	1,86***	2,14***	1,39
Abitur	3,42***	2,02***	2,44***	1,12
Hochschulabschluß	5,48***	3,40***	3,79***	2,83***
Immobilienbesitz	2,94***	1,70***	1,44**	2,08***
Bisherige Erbschaft	2,24***	2,08***	1,86***	2,69***
Familiale Strukturen				
1 Geschwister	0,91	0,76*	0,67**	1,13
2 Geschwister	0,95	0,72*	0,64**	1,06
3 Geschwister	0,59***	0,60***	0,54***	1,01
Kind	1,23	1,09	1,31	0,76
Kulturell-kontextuelle Strukturen				
Frau	0,63***	0,70***	0,69***	0,68
Haushaltshilfe	1,96***	1,29*	1,30*	1,54
Pflege	2,38***	1,47**	1,33	2,08**
n		3583	2251	1236

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Keine Gewichtung, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Zukünftige Erbschaft von mindestens 5 000 DM. Untersuchungseinheiten: Alle Befragungspersonen mit gültigen Angaben. Referenzgruppen: (Schwieger)Mutter lebt; geboren zwischen 1927 und 1941; Westdeutschland; maximal Hauptschule/8.Klasse(DDR); Befragungsperson oder deren/dessen (Ehe-)Partner hat kein Haus-, Wohnungs- oder Grundstückseigentum; Befragungsperson oder deren/dessen (Ehe-)Partner hat bislang noch nicht mindestens 5 000 DM geerbt; keine Geschwister vorhanden; Befragungsperson hat kein Kind; Befragungsperson ist männlich; Befragungsperson leistet keine Haushaltshilfe oder Pflege. Koeffizient signifikant zum *** < 0,01-, ** < 0,05- und * < 0,1-Niveau.

in Zukunft tatsächlich plötzlich größere geschlechtsspezifische Differenzen bei Vererbungen auftreten werden, erscheint mir nicht plausibel.

Schließlich werden in das Modell für zukünftige Erbschaften *Haushaltshilfen und Pflegetätigkeiten* aufgenommen. Damit soll die These überprüft werden, daß sich Hilfeleistende einen höheren Erbschaftsanspruch 'erarbeitet' haben, bzw. daß eine normative Verpflichtung existiert, solche Leistungen später zu belohnen. Die These wird bestätigt: Vor allem Personen, die jemanden pflegen, erwarten in Zukunft eher eine Erbschaft. Dies schließt mit ein, daß vermögende Erblasser eher in der Lage sind, Hilfs- und Pflegeleistungen zu erhalten. Jedenfalls wird durchaus erwartet, daß solche Hilfen postum vergolten werden.

Aufgrund der separaten Modelle für Ost- und Westdeutsche stellt sich heraus, daß Schicht- und Altersgruppenunterschiede insbesondere für Westdeutsche gelten (s. Fußnote 14). Dies ist nicht erstaunlich, wenn man einerseits die größere Vermögensspreizung zwischen den einzelnen Schichten in Westdeutschland bedenkt. Zwar wird die soziale Ungleichheit in der DDR im allgemeinen unterschätzt (s. Szydlik 1993); dennoch ist sie auch sieben Jahre nach dem Fall der Mauer deutlich weniger stark ausgeprägt als im Westen der Republik. Andererseits ereignete sich der außerordentliche Wirtschaftsaufschwung nach dem Krieg insbesondere in der 'alten' Bundesrepublik, so daß hier größere Diskrepanzen zwischen den Altersgruppen (der Eltern) existieren, die davon mehr oder weniger profitieren konnten.

4.4 Kurzfazit

Private Generationentransfers sind wichtige Aspekte familialer Solidarität. Das gilt sowohl für Transfers zu Lebzeiten als auch für Vererbungen. Bei Erbschaften liegt dies nahe, aber auch private monetäre Transfers zu Lebzeiten fließen in der Generationenfolge generell von den Älteren zu den Jüngeren. Die Kinder und Enkel sind viel häufiger Transferempfänger als die Eltern und Großeltern. Der Anteil der Eltern, die an ihre erwachsenen Kinder pro Jahr Transfers leisten, beträgt 30 Prozent. Dies mag auf den ersten Blick als recht gering erscheinen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß sich die entsprechende Frage des Alters-Survey auf größere Gaben bezieht. D.h., kleinere Geschenke sind hier ausgeklammert. Zudem wird nach einem eher kurzen Zeitraum von zwölf Monaten gefragt. Die entsprechenden Anteile der französischen Dreigenerationenstudie, die sich auf Transfers während der letzten fünf Jahre bezieht, liegen mit bis zu 64 Prozent deutlich höher. Diese große Differenz mag zwar auch auf nationalen Unterschieden beruhen. Der wichtigere Grund dürfte jedoch der wesentlich längere Zeitraum sein.

Die Transfervergabe wird maßgeblich durch die finanzielle Lage der Geber bestimmt. Eltern, die über größere finanzielle Ressourcen verfügen, leisten eher Transfers an ihre Kinder als Eltern, die ökonomisch schlechter gestellt sind. Finanziell besser abgesicherte Eltern geben häufiger und gleichzeitig wesentlich höhere Summen an die nachfolgende Generation weiter. Jenseits der Ressourcen der Eltern sind die Bedarfslagen der Kinder für die Transferwahrscheinlichkeit entscheidend. Familiäre Solidarität zeichnet sich gerade dadurch aus, daß die Angehörigen speziell bei Notsituationen und allgemein bei ökonomischem Bedarf einspringen und sich unterstützen. Über die Hälfte der in Ausbildung befindlichen erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts erhält von den Eltern Unterstützungen. Im Vergleich mit den Opportunitäten der Eltern und den Bedürfnissen der Kinder fallen die familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen weniger ins Gewicht. Sie sind jedoch nicht zu vernachlässigen. Herauszuheben ist, daß eine emotional enge Beziehung und häufige Kontakte mit häufigeren Transfers einhergehen. Zudem lassen sich - unter Berücksichtigung des Einkommens - Schichteffekte nachweisen.

Vererbungen verbinden Familiengenerationen über den Tod hinaus. Die allermeisten Erbschaften gehen auf die Eltern zurück. Wer zu den Erben gehört, hat mit großer Wahrscheinlichkeit verstorbene Eltern(teile). Man kann einerseits davon ausgehen, daß prospektive Nachlässe die Eltern-Kind-Beziehungen noch zu Lebzeiten der Eltern beeinflussen. Andererseits stellen Erbschaften Erinnerungen an den Erblasser her, stärken somit das Familiengedächtnis und damit die Verbundenheit zwischen verstorbenen und lebenden Generationen.

Vor allem in Hinblick auf soziale Ungleichheit sind Vererbungen ein ertragreiches Forschungsfeld. Mit dem Anwachsen der Privatvermögen in Westdeutschland seit dem Zweiten Weltkrieg werden Erbschaften zu einer immer wichtiger werdenden Ungleichheitsdeterminante. Durch das Vererben von Geld, Immobilien und anderen Sachwerten wird soziale Ungleichheit über die Generationen reproduziert. Gleichzeitig sind Vererbungen direkte Ursache der Vergrößerung sozialer Differenzen. Dies wird besonders deutlich, wenn man die Erbschaftswahrscheinlichkeiten und -höhen von Ostdeutschen mit denen von Westdeutschen sowie die von Akademikern mit denen von Hauptschulabgängern vergleicht. Eltern, die in ihrer Altersgruppe im Gefüge vertikaler sozialer Ungleichheit höhere Positionen einnehmen, vermachen ihren Kindern höhere Stellungen in ihrer Kohorte. Arme Eltern haben hingegen ihren Kindern nicht nur nichts zu vererben, sondern sie befinden sich oftmals sogar in der Situation, Zuwendungen ihrer Kinder akzeptieren zu müssen.

Aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung der Eltern erhöht sich auch das Alter der Kinder, mit dem sie die Erbschaft erhalten, wodurch sich der Nutzen des Nachlasses für die Nachkommen tendenziell verringert. Dies führt jedoch nur in wenigen Fällen dazu, daß die Eltern ihr Vermögen bereits zu Lebzeiten

an die Kinder übertragen. Gegenüber Erbschaften halten sich große Schenkungen in Grenzen. Die Eltern möchten die Entscheidungsbefugnis über ihr Vermögen so lange wie möglich selbst behalten und es nicht zu früh aus der Hand geben. Dies schließt natürlich nicht aus, daß Eltern ihren erwachsenen Kindern zu bestimmten Ereignissen und Lebensphasen Transfers in zum Teil erheblichem Ausmaß zukommen lassen.

Kapitel 5:

Die Enge der Generationenbeziehungen

But then Claire stopped in midmotion and came back to the bar, where she lifted her sunglasses and confided to me, "You know, I really think that when God puts together families, he sticks his finger into the white pages and selects a group of people at random and then says to them all, 'Hey! You're going to spend the next seventy years together, even though you have nothing in common and don't even like each other. And, should you not feel yourself caring about any of this group of strangers, even for a second, you will feel just dreadful.' That's what I think. What about you?"

Douglas Coupland (1991: 36)

5.1 Einleitung

Die Enge der Beziehung repräsentiert eine von drei Dimensionen familialer Generationensolidarität. Sie stellt ein subjektives, emotionale Verbindungen ausdrückendes Merkmal von Generationenbeziehungen dar. Sie beinhaltet Elemente der affektiven Nähe, Gemeinschaft, Verbundenheit und Zusammengehörigkeit von Personen (Kossen-Knirim 1992: 6). Die Enge von zwischenmenschlichen Beziehungen kann somit als Gefühlshaltung bezeichnet werden. Mit 'Gefühlshaltungen' sind emotionale Einstellungen von größerer Dauer gemeint, die nicht zuletzt auf bisherigen Erfahrungen beruhen. Kossen-Knirim (1992: 8) unterscheidet mit Schmidt-Atzert (1981) zwischen 1. 'Gefühlsregungen in engerem Sinn', die aktuelle, zeitlich begrenzte Zustände umfassen, 2. 'Gefühlshaltungen' und 3. 'Stimmungen', die eher diffusen Charakter haben und Zustandserlebnisse darstellen, die sich auf kein bestimmtes Objekt richten. "Bei zwischenmenschlichen Beziehungen geht es vor allem um Gefühlshaltungen. Damit sind relativ stabile gefühlshafte Einstellungen gemeint, die sich aufgrund von Lernprozessen

und Erfahrungen herausbilden und eine gewisse Dauerhaftigkeit besitzen. Für die Entstehung von Gefühlshaltungen ist Interaktion eine Grundbedingung"¹.

Die Untersuchung der Beziehungsenge als eine von drei Solidaritätsdimensionen ist von großer Bedeutung. Im Vergleich mit Aspekten wie den monetären Transfers, der Kontakthäufigkeit oder auch der Wohnentfernung liegt es jedoch in ihrer Natur, weniger klar und eindeutig zu sein. Transfers sind anhand von Geldbeträgen, Kontakthäufigkeiten über die Anzahl an Telefonaten oder Treffen bestimmbar, während Wohnentfernungen anhand von Kilometern oder Zeitdauern gemessen werden können. Die Erfassung der Beziehungsenge ist schwieriger. Dies liegt in erster Linie an ihrem subjektiven Charakter, was zum Beispiel anhand der unterschiedlichen Wahrnehmungen von Eltern und Kindern deutlich wird. Gleichzeitig bietet der subjektive Charakter der Beziehungsenge aber aus forschungstheoretischer Perspektive besondere Chancen für weitergehende Erkenntnisse über Generationenbeziehungen, die bei einer Beschränkung auf 'harte' Variablen wie Transfers, Kontakthäufigkeit und Wohnentfernung unter den Tisch fallen.

Eine weitere Vorbemerkung gebührt der umgangssprachlichen Gleichsetzung von 'engen' mit 'guten' Beziehungen. Eine enge Beziehung ist nicht pauschal als 'gut' zu bewerten. *Erstens* können Diskrepanzen zwischen subjektiven und - wie immer auch festgestellten - objektiven Einschätzungen der Beziehung existieren. Was die beteiligten Personen für sich als 'gut' bewerten, kann z.B. für ihre Persönlichkeitsentwicklung durchaus hinderlich sein. *Zweitens* kann ein Verhältnis, das der eine Beziehungspartner insgesamt als 'positiv' wahrnimmt, für den anderen eher mit negativen Assoziationen verbunden sein. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Kontinuitätsansprüchen der Eltern und Autonomiebestrebungen der Kinder ein gutes Beispiel. *Drittens* können familiäre Generationenbeziehungen auch zu eng sein. Dies gilt beispielsweise für unselbständige erwachsene Kinder, die sich nicht von ihren Eltern lösen können oder für Eltern, die sich zu sehr an ihre Kinder klammern (Stierlin 1976: 204). Gleichzeitig ist der möglichen Annahme zu widersprechen, daß es bei einem engen Verhältnis keine Konflikte gibt. Eine größere affektive Solidarität kann sich gerade durch offen ausgetragene Konflikte ausdrücken bzw. auf diese zurückzuführen sein. Stierlin (1976: 203f.) spricht beispielsweise von einem 'liebvollen Kampf', der zu einer "gegenseitige(n) Befreiung im Kontext dieses Generationskonflikts" führen könne. Allerdings sprechen die in Tabelle 3.4 aufgeführten Befunde nicht für ausgeprägte Generationenkonflikte.

1 Die Beziehungsenge ist also nicht mit der Kontakthäufigkeit gleichzusetzen: Wer sich häufig trifft, muß nicht zwangsläufig eine große emotionale Nähe zu der entsprechenden Person verspüren, und wer nur verhältnismäßig selten Kontakt hat, kann sich dennoch gefühlsmäßig stark mit dieser Person verbunden fühlen.

Eltern und Kinder müssen bei der Bewertung ihrer Beziehung nicht übereinstimmen. Wenn Eltern meinen, ein sehr enges Verhältnis zu ihren Kindern zu haben, so muß diese Ansicht nicht von den Kindern geteilt werden. Vern L. Bengtson und seine Mitarbeiter gehen davon aus, daß die Generationen unterschiedliche Interessen haben und unterschiedliche Investitionen in die Beziehung tätigen ("different investment or 'stake' in the relationship"; Giarrusso et al. 1995). Eltern seien eher an der Kontinuität von Werten interessiert, die sich für ihr eigenes Leben als wichtig herausgestellt haben sowie an einer engen Beziehung zu der Familie, die sie gegründet haben. Eltern tendierten dazu, die Gemeinsamkeiten überzubetonen und Konflikte mit ihren Nachkommen herunterzuspielen. Junge Erwachsene seien hingegen mehr daran interessiert, sich von ihren Eltern, auch hinsichtlich von Werten und Sozialbeziehungen, abzugrenzen. Sie tendierten dazu, die Gemeinsamkeiten unter- und die intergenerationalen Konflikte überzubewerten: "It is the stake of the older generation in continuity and transmission, and the stake of the younger generation in autonomy and innovation, which provides the basic agenda for recurrent age-group conflict" (Giarrusso et al. 1995)².

US-amerikanische Untersuchungen (Bengtson, Kuypers 1971; Rossi, Rossi 1990; Clausen 1993: 116f.; Moen 1993: 259; Giarrusso et al. 1995; Lynott, Roberts 1997) ergeben jedenfalls, daß Eltern dazu tendieren, das Ausmaß ihres Verständnisses für die Ansichten der Kinder und ihres gegenseitigen Einvernehmens sowie die Enge der Beziehung zu überschätzen³. John Clausen (1993: 117) berichtet zum Beispiel von Einzelfalluntersuchungen der Berkeley-Studien, die ergeben, daß sich Kinder bis hinein in die mittleren Jahre an Frustrationen und Spannungen erinnern, die sie in der Kindheit, während der Pubertät und im frühen Erwachsenenalter erlebt haben⁴. Die Kinder erinnern sich auch häufig an

2 In gewisser Weise hat bereits Mannheim (1928: 183f.) auf solche Konflikte hingewiesen, wenn er schreibt, daß die "kämpfende Jugend" vor allem um die "tieferen Bestände ringt", die sie in der ersten Jugendzeit aufgenommen hat: "Das 'Gegenwärtiger-Sein' der Jugend bedeutet also, der gegenwärtigen Problematik (infolge des 'potentiell neuartigen Zuganges' usw.) näher zu sein, das eben in Auflockerung Begriffene als primäre Antithese zu erleben und mit diesem kämpfend sich zu verbinden. Während die alte Generation bei ihrer früheren Neuorientierung verharrt".

3 Somit ist auch nicht auszuschließen, daß sich die generationsspezifische Bewertung nicht nur darauf bezieht, *ob* die intergenerationale Beziehung enger oder weniger eng ist, sondern auch darauf, *warum* dies so ist.

4 Ein kleines, zugegebenermaßen etwas übertriebenes Beispiel für die unterschiedlichen Erinnerungen von Eltern und erwachsenen Kindern liefert die US-amerikanische Schriftstellerin Lily Brett in der ZEIT vom 16. September 1999 (Leben, S. 16): "Die Mutterschaft ist ein undankbares Geschäft. Kinder danken einem nie, was man für sie getan hat. Was sie nie vergessen, ist das, was zu tun man versäumt hat. Meine ältere Tochter sagte mir, ich hätte sie nie zu ihren Partys gefahren. Alle

erfahrene Ablehnung durch ihre Eltern, wohingegen sich die Eltern oft auf die späteren Erfolge der Kinder beziehen.

Die '*Intergenerational Stake*' Hypothese fokussiert auf die Beziehungen zwischen jungen Erwachsenen und ihren Eltern. Sie ist jedoch problemlos auf das Verhältnis zwischen älteren Kindern und ihren Eltern erweiterbar. Das unterstellte Kontinuitätsbestreben der Eltern in Hinblick auf ihre Nachkommen ist nicht auf junge Eltern beschränkt, und dies gilt auch für das Argument, daß die Kinder eher auf ihre Eigenständigkeit abzielen und mehr daran interessiert sind, im Unterschied zur früheren Eltern-Kind-Beziehung als autonome, gleichberechtigte Erwachsene zu erscheinen. Es ist keine Seltenheit, daß auch alte Eltern weiterhin die dominante Rolle behalten möchten, während die älteren Kinder immer noch das Gefühl haben, sich ihren Vorstellungen und Wünschen stark anpassen zu müssen. Dazu kommt, daß junge Erwachsene, die selbst Eltern werden, sich nun ebenfalls eher ihren Nachkommen zuwenden, als ein engeres Verhältnis zu ihren Eltern aufzubauen. Immerhin tragen sie eine besondere Verantwortung für die nachfolgende Generation, die sie in die Welt gesetzt haben. Insofern wiederholt sich dann wieder der unterschiedliche '*Intergenerational Stake*', jedoch mit anderen Vorzeichen: So wie sich die erwachsenen Kinder von ihren Eltern abgrenz(t)en, haben sie nun ein stärkeres Interesse an der Beibehaltung der Beziehung zu ihren Kindern, das diese jedoch nicht im selben Maße erwidern.

Mit diesem Kapitel werden zwei Ziele verfolgt: Erstens soll festgestellt werden, wie eng die familialen Generationenbeziehungen in der Bundesrepublik Deutschland generell sind. Zweitens wird untersucht, warum manche erwachsenen Kinder bzw. Eltern von einer engen und andere von einer weniger engen Beziehung zur anderen Generation sprechen. Zunächst wird in Abschnitt 5.2 ein erster Überblick über die wahrgenommene Beziehungsengigkeit in der Bundesrepublik Deutschland geliefert, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Perspektiven von Frauen im Vergleich zu Männern sowie von Eltern im Vergleich zu Kindern. Dabei erfolgt auch eine Diskussion der entsprechenden Frage des Sozio-ökonomischen Panels. Dann geht es in Abschnitt 5.3 um Bedingungen und Ursachen enger Generationenverhältnisse. Auch hier wird zwischen Opportunitäts-, Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen differenziert. Die Hypothesenbildung erfolgte bereits in Abschnitt 2.2.2, als am Beispiel der Beziehungsengigkeit die vier Determinantengruppen erläutert wurden. Abschnitt 5.4 bietet einen Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschen, wohingegen sich Abschnitt 5.5 mit den langfristigen Sozialisationsfolgen für das Ge-

anderen Mütter führen ihre Töchter hin, sagte sie. Meine ausgeprägteste Erinnerung an jene Jahre ist die daran, Kinder herumzufahren. Zu Partys, zum Ballett - und zum Schauspielunterricht. Zum Taekwondo und zum Klavierunterricht. Ich saß immer im Wagen. Ich fuhr mich um den Verstand".

nerationenverhältnis im Erwachsenenalter beschäftigt. Als Beispiel wird auf das Aufwachsen in einer Einelternfamilie zurückgegriffen.

5.2 *Kinkeeper und Intergenerational Stake*

Die Beziehungseuge wird beim Sozio-ökonomischen Panel folgendermaßen erhoben: "Nun eine Frage zu Ihrer weiteren Familie, die *n i c h t* hier im Haushalt lebt: Welche und gegebenenfalls wieviele der folgenden Verwandten haben Sie? Für die vorhandenen Personen sagen Sie bitte dazu, wie weit entfernt sie wohnen und wie eng Ihre Beziehung zu ihnen sind". Dabei werden zehn Personen(gruppen) angeboten: "Mutter; Vater; Früherer Ehepartner; Sohn/Söhne; Tochter/Töchter; Bruder/Brüder; Schwester(n); Enkel; Großeltern; Sonstige Verwandte, mit denen Sie näheren Kontakt haben (Tanten, Onkel, Cousin, Cousine, Nefte, Nichte)". Für diese Personen(gruppen) werden dann weitere Antwortkategorien zur Wohnentfernung (im gleichen Haus; in der Nachbarschaft; im gleichen Ort, aber weiter als 15 Minuten Fußweg; in einem anderen Ort, aber innerhalb 1 Stunde erreichbar; weiter entfernt) sowie zur Beziehungseuge vorgegeben ("Meine Beziehung zu dieser Person ist ... sehr eng; eng; mittel; nur flüchtig; Überhaupt keine Beziehung"). Mit Ausnahme der Eltern und dem früheren Ehepartner wird zudem die Anzahl der entsprechenden Personen erhoben (z.B. Anzahl der Söhne etc.).

Aufgrund des subjektiven Charakters der Beziehungseuge sind unterschiedliche Bewertungskriterien bei der Beantwortung dieser Frage prinzipiell nicht auszuschließen. Man kann die Eltern-Kind-Beziehung mit seinem Verhältnis zu anderen Personen vergleichen, oder man setzt die eigene in Bezug zu anderen Eltern-Kind-Beziehungen. Mit anderen Worten: Wählt man, wenn man nach der Beziehung zum Vater gefragt wird, beispielsweise das Verhältnis zur Mutter oder Tante als Referenz, oder vergleicht man die Beziehung eher mit dem Verhältnis, das der Bruder zum Vater hat, oder wählt man lieber die Beziehung seines besten Freundes zu seinem Vater als Vergleichsmaßstab? Aufgrund der Fragebogenkonzeption des Sozio-ökonomischen Panels kann man davon ausgehen, daß die erstgenannte Alternative vorliegt. Immerhin wird in derselben Frage die Beziehungseuge zu diversen anderen Verwandten erhoben.

Es ist nicht völlig auszuschließen, daß einige Befragungspersonen bei der Erhebung der Beziehungseuge auch an die Kontakthäufigkeit gedacht haben, und zwar vor allem aufgrund der beiden letztgenannten Antwortvorgaben ("nur flüchtig" und "Überhaupt keine Beziehung"). Dies ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, und zwar aus fünf Gründen: *Erstens* wird dies bereits anhand der Frageformulierung ("Meine Beziehung zu dieser Person ist ..." anstatt von "Ich treffe mich/telefoniere mit dieser Person ...") und der Antwortvorgaben ("eng"

und "flüchtig" anstatt von 'häufig' und 'selten') deutlich. *Zweitens* berichten auch die meisten Panelteilnehmer, die weit entfernt von den Eltern bzw. den erwachsenen Kindern wohnen, von engen Beziehungen zu ihnen. *Drittens* ergeben loglineare Haupteffektmodelle als Stabilitätstests für die in den Jahren 1991 und 1996 erhobenen Beziehungsenge, daß die Antworten der SOEP-Teilnehmer zu den beiden Zeitpunkten nicht unabhängig voneinander sind. Auch die Hypothese der Quasi-Unabhängigkeit kann zurückgewiesen werden (vgl. Engel, Reinecke 1994: 152)⁵. Dies bedeutet, daß die Frage zur Beziehungsenge zu beiden Zeitpunkten ähnlich aufgefaßt wurde. Die Befragungspersonen konnten offensichtlich etwas mit der Frage anfangen, sie konnten ihre Generationenbeziehung leicht zuordnen (dies wird auch an der nicht übermäßig hohen Zahl der Antwortverweigerungen deutlich), und sie haben die Frage auch nach fünf Jahren in derselben Art und Weise verstanden, was zumindest gegen divergierende Interpretationen der Frageformulierung spricht. *Viertens* belegt auch ein Vergleich mit den Daten des Alters-Survey die Validität der SOEP-Frage. Wenn man dieselben Befragungspersonen bzw. Dyaden auswählt (deutsche Eltern und Kinder der Geburtsjahrgänge 1911 bis 1956, die nicht mehr im selben Haushalt leben) und die Anteile der mindestens engen Mutter-Tochter-, Mutter-Sohn-, Vater-Tochter-, Vater-Sohn-, Tochter-Mutter-, Sohn-Mutter-, Tochter-Vater- und Sohn-Vater-Beziehungen miteinander vergleicht, kommt man zu ähnlichen Ergebnissen. Dabei wird beim Alters-Survey noch stärker die emotionale Dimension betont ("Wie eng fühlen Sie sich mit ... heute verbunden? Sehr eng, eng, mittel, weniger eng, überhaupt nicht eng"; s. Abschnitt 3.4). Und *fünftens* unterstreichen nicht zuletzt die folgenden empirischen Befunde, also die Zusammenhänge zwischen der im SOEP-Fragebogen angegebenen Beziehungsenge mit den diversen unabhängigen Variablen, die Qualität dieser Frage⁶.

In Grafik 5.1 werden die Anteile der Mutter-Tochter-, Mutter-Sohn-, Vater-Tochter- und Vater-Sohn-Beziehungen (und umgekehrt) ausgewiesen, bei denen die jeweiligen Interviewten angeben, eine enge oder sehr enge Beziehung zu dieser Person zu haben. Dies trifft beispielsweise auf 92 Prozent der Frauen zu, die eine außerhalb ihres Haushalts lebende Tochter haben.

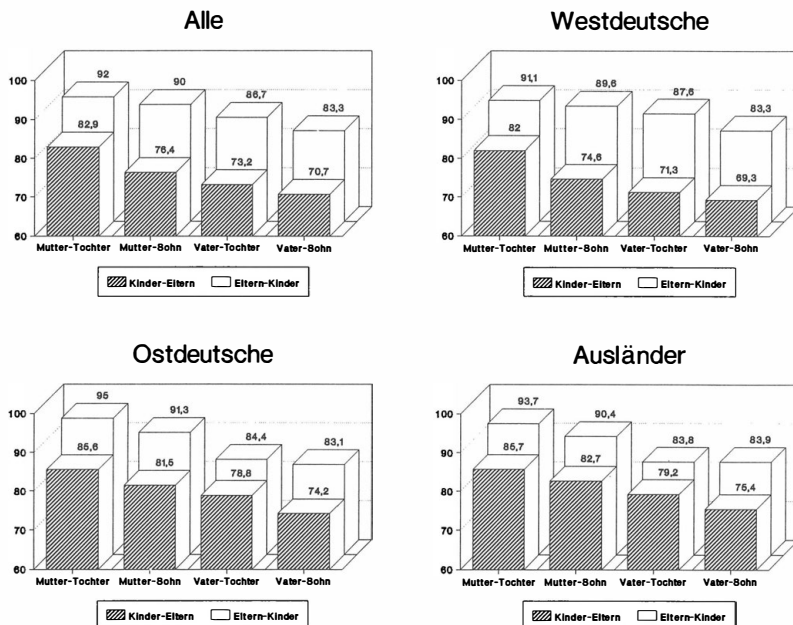
Aus der Grafik lassen sich vier Hauptergebnisse ableiten: *Erstens* zeigt sich, daß die allermeisten Eltern ein mindestens enges Verhältnis zu ihren Kindern haben. Gleichzeitig berichten auch die meisten Kinder von einer mindestens engen Beziehung zu ihren Eltern (vgl. Grafik 5.3). Die Befunde des Alters-Survey für die 40-85jährigen werden somit für die Gesamtbevölkerung eindrucksvoll

5 Ich bedanke mich bei Jürgen Schupp für die Durchführung dieser Tests.

6 Übrigens ist eine Verwechslung mit der Wohnentfernung noch unwahrscheinlicher - auch weil vor der Beziehungsenge zunächst und gesondert nach der Wohnentfernung gefragt wird.

voll bestätigt. Natürlich ist nicht auszuschließen, daß selbst sehr enge Verhältnisse (bzw. gerade solche) mit Konflikten einhergehen. Aber auch wenn Konflikte auftreten, führen diese offenbar nur selten zu Entfremdung und Aufgabe der Generationenbeziehung.

Grafik 5.1: Mindestens enge Generationenbeziehungen



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Erwachsene Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts.

Zweitens wird deutlich, daß die Enge der intergenerationalen Beziehung von der Geschlechtsspezifität der Dyade abhängt. Mütter und Töchter haben generell das engste Verhältnis, danach folgen die Beziehungen zwischen Müttern und Söhnen, Vätern und Töchtern sowie Vätern und Söhnen. Zunächst ist also das Geschlecht der Eltern bedeutsam. Die Funktion der familialen Integrationsfigur (*kinkeeper*) wird offenbar besonders häufig von Müttern erfüllt. Es zeigen sich aber auch deutliche Unterschiede zwischen Töchtern und Söhnen, und zwar dergestalt, daß Töchter generell engere Generationenbeziehungen führen als Söhne.

Drittens wird deutlich, daß neben dem Geschlecht und der Familiengeneration die Region und Nationalität im Sinne von kulturell-kontextuellen Strukturen nicht zu vernachlässigen sind. Die entsprechenden Differenzen fallen jedoch

etwas geringer aus. Nichtsdestotrotz nehmen Ostdeutsche ihre Familienbeziehungen als noch enger wahr als westdeutsche. Dies gilt vor allem für die Perspektive der Kinder. Im Vergleich mit allen anderen Dyaden geben westdeutsche Söhne am seltensten an, daß sie ein enges oder sehr enges Verhältnis zu ihrem Vater haben. Interessant ist auch, daß die ausländischen Väter gleich häufig von engen Beziehungen zu ihren Töchtern *und* Söhnen berichten, wohingegen bei den Kindern wieder die üblichen geschlechtsspezifischen Differenzen auftreten⁷.

Viertens: Eltern geben eher enge oder sehr enge Beziehungen zu ihren Kindern an als umgekehrt - und zwar ungeachtet dessen, ob sie Mütter oder Väter, Töchter oder Söhne, Westdeutsche, Ostdeutsche oder Ausländer sind. Damit werden entsprechende US-amerikanische Untersuchungen auch für die Bundesrepublik Deutschland bestätigt. Dies unterstreicht die generelle Gültigkeit der 'Intergenerational Stake' Hypothese. Es wird aber auch deutlich, daß das Ausmaß dieser Unterschiede vom Geschlecht, der Region und der Nationalität abhängen kann. Bei Westdeutschen treten besonders deutliche Differenzen zutage: Der Unterschied zwischen den westdeutschen Vater-Tochter- und Tochter-Vater-Dyaden beträgt 16 Prozent; bei den Ausländern sind es noch nicht einmal fünf Prozent.

5.3 Bedingungen der Beziehungsenge

Anhand von Grafik 5.2 werden Anteile mit sehr engen Generationenbeziehungen dokumentiert. Es wird beispielsweise gezeigt, daß 64,9 Prozent der Eltern, die am selben Ort wie ihre Kinder wohnen, zu diesen ein sehr enges Verhältnis haben. Umgekehrt bedeutet dies, daß 35 Prozent dieser Eltern überhaupt keine, nur flüchtige, mittlere oder enge intergenerationale Beziehungen konstatieren. Der zweite Balken für die Wohnentfernungsvariable belegt, daß 43,9 Prozent der Eltern, die in einem anderen Ort wie ihre Kinder wohnen, zu diesen ein sehr enges Verhältnis haben.

In den Tabellen 5.1 und 5.2 werden die Ergebnisse multivariater Analysen aufgeführt. Die erste Tabelle bezieht sich auf die Perspektive der Eltern zu ihren

7 Das Sozio-ökonomische Panel bietet auch die Möglichkeit, die Familienbeziehungen von Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland zu untersuchen. Um bei den Ausländern eine gewisse Beliebigkeit hinsichtlich kulturell-kontextueller Determinanten zu vermeiden, werden hier lediglich diejenigen Nationalitäten eingeschlossen, die beim SOEP direkt als Ausländerhaushalte (überrepräsentativ) erfaßt werden, nämlich türkische, italienische, jugoslawische, griechische und spanische Panelteilnehmer (Reihenfolge nach Anzahl der Befragungspersonen). Damit fallen einige wenige Ausländer heraus, die einer anderen Nationalität angehören.

Kindern, die zweite auf die der Kinder gegenüber ihren Eltern. Neben den separaten Brutto-Schätzungen für die einzelnen unabhängigen Variablen und dem Gesamtmodell, denen noch alle Dyaden zugrundeliegen, wird analysiert, inwiefern sich die Gesamteffekte auch bei den einzelnen geschlechtsspezifischen Generationenbeziehungen wiederfinden. Hängt beispielsweise die Enge der Mutter-Tochter-Beziehung von anderen Determinanten ab als die des Vater-Sohn-Verhältnisses oder die der Tochter-Mutter-Beziehung?

Da die abhängige Variable ein ordinales Skalenniveau mit einer aufsteigenden Rangordnung aufweist, bietet es sich an, geordnete Probit-Modelle zu schätzen⁸. Die in den Tabellen aufgeführten Schwellenwerte stellen dabei gewissermaßen Konstanten für den Übergang von der j ten zur $j+1$ ten Kategorie dar, wobei diese jeweils zur eigentlichen Konstante hinzuaddiert werden müssen. Die Koeffizienten der unabhängigen Variablen können als Wahrscheinlichkeiten interpretiert werden, mit denen die Befragungspersonen der nächsthöheren Kategorie der abhängigen Variable angehören. Der Wert '0,04' weist dann beispielsweise darauf hin, daß pro Stunde, die die Eltern mit bestimmten Tätigkeiten zubringen, die Wahrscheinlichkeit um vier Prozent steigt, daß sie zum Beispiel nicht enge, sondern sehr enge Beziehungen zu ihren Kindern angeben.

Neben der Frage, ob die einzelnen Variablen überhaupt eine Bedeutung haben und (falls ja) welche Beziehungsrichtung zwischen der jeweiligen unabhängigen und der abhängigen Variable existiert, interessiert natürlich auch, welche Faktoren nun besonders bedeutsam sind und welche einen relativ geringen Einfluß haben. Da bei geordneten Probit-Modellen die Bestimmung einer erklärten Varianz wie bei Regressionsanalysen nicht möglich ist, bietet es sich hierbei an, die einzelnen unabhängigen Variablen über die Differenz zwischen den kleinsten und größten Werten miteinander zu vergleichen⁹. Bei den Dummyvariablen ist diese Differenz in den Tabellen natürlich direkt ablesbar. Bei den anderen,

8 Die entsprechende Formel (Maddala 1983: 47) lautet: $Y_i = \beta'x_i + u_i$ ($i=1,2,\dots,n$), wobei $u_i \sim N(0,1)$. Dabei ist Y_i die latente Beziehungsenge, x stellt die erklärenden Variablen dar, und u ist der Fehlerterm. Y_i ist unbeobachtet, aber es ist bekannt, zu welcher der m Kategorien es gehört. Es gehört zu der j ten Kategorie, falls $\alpha_{j-1} < Y_i \leq \alpha_j$ ($j = 1,2,\dots,m$). Anders ausgedrückt:

$$\begin{aligned}
 y_i^* &= 0 \text{ falls } Y_i \leq 0 \\
 &1 \text{ falls } 0 < Y_i \leq \alpha_1 \\
 &2 \text{ falls } \alpha_1 < Y_i \leq \alpha_2 \\
 &\dots \\
 &m \text{ falls } Y_i > \alpha_m
 \end{aligned}$$

9 Bei einer Normierung über eine jeweilige Division durch die Varianz wären die entsprechenden standardisierten Koeffizienten nicht mehr zwischen den einzelnen geschlechtsspezifischen Modellen vergleichbar. Dieser Nachteil ist bei der hier gewählten Vorgehensweise nicht gegeben.

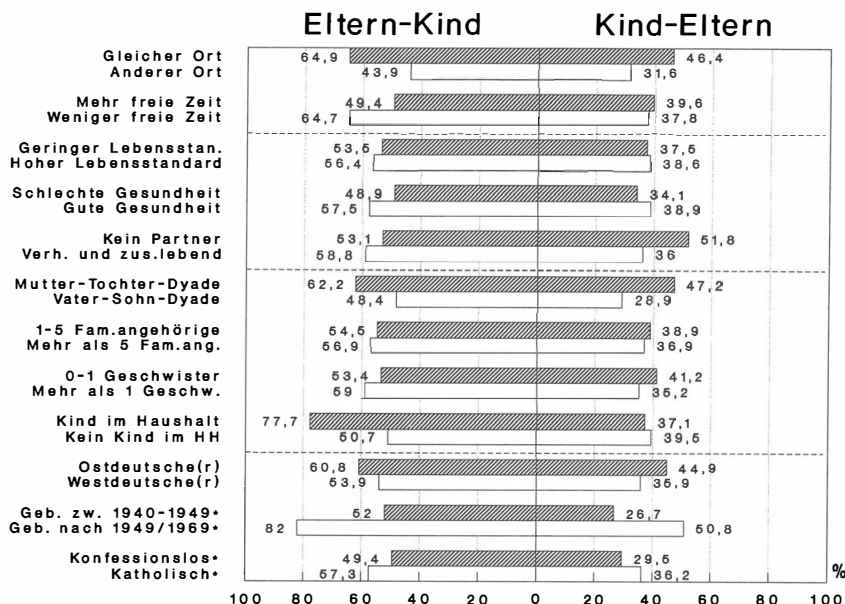
metrischen Variablen kann diese Differenz über eine Multiplikation des entsprechenden Koeffizienten mit der jeweiligen Anzahl der Werte ermittelt werden. Allerdings sollte eine dadurch ermittelte Relevanz bzw. Reihenfolge mit einer gewissen Vorsicht genossen werden: Einerseits kann sich beispielsweise eine Variable, die aufgrund der Differenz zwischen dem kleinsten und größten Wert als ein sehr wichtiger Faktor erachtet wird, bei einer Betrachtung der Differenz zwischen dem kleinsten und dem zweitgrößten Wert als weniger bedeutsam erweisen. Andererseits können sich für unterschiedliche Dyaden durchaus unterschiedliche Rangfolgen ergeben. Faktoren, die z.B. bei Tochter-Mutter-Beziehungen besonders wichtig sind, spielen beispielsweise bei Sohn-Vater-Verhältnissen eine weitaus geringere oder gar keine Rolle.

Opportunitätsstrukturen werden durch die Entfernung zwischen den Eltern und Kinderhaushalten und die zur Verfügung stehende Zeit abgebildet. In Abschnitt 2.2.2 wurde vermutet, daß eine größere *Wohnentfernung* generell mit weniger engen Generationenbeziehungen einhergeht. Diese These wird durch die empirischen Analysen klar bestätigt. Eltern und Kinder, die im selben Ort wohnen, berichten viel häufiger von einem sehr engen Verhältnis zueinander. Im Vergleich mit Dyaden, bei denen die Generationen in einem anderen Ort wohnen, der nicht innerhalb einer Stunde zu erreichen ist, weisen alle andere Gruppen deutlich positive, hochsignifikante Koeffizienten auf. Diese liegen bei den multivariaten Analysen sogar noch über denen der Bruttomodelle. Die Möglichkeit, die Eltern oder Kinder spontan und ohne größeren Aufwand besuchen zu können, führt offenbar zu einem engeren Verhältnis. Je weiter entfernt der entsprechende Verwandte wohnt, um so flüchtiger wird die Beziehung¹⁰. Dabei scheint die geographische Entfernung besonders die Generationenbeziehungen nachdrücklich zu beeinflussen, bei denen Väter beteiligt sind (zumindest aufgrund der Unterschiede zwischen der geringsten und der größten räumlichen Distanz).

10 Man könnte argumentieren, daß Personen mit flüchtigen Generationenbeziehungen aus diesem Grunde weiter voneinander wegziehen. Damit wäre die Kausalrichtung unklar: Wirkt die Wohnentfernung auf die Beziehungsenge, oder wirkt die Beziehungsenge auf die Wohnentfernung? Man kann jedoch bezweifeln, daß die Entscheidung zu einem in vielerlei Hinsicht folgenreichen und aufwendigen Umzug in einen weit entfernten Ort generell in erster Linie auf ein flüchtiges Generationenverhältnis zurückzuführen ist (vgl. Lauterbach 1998). Die umgekehrte Kausalrichtung, nämlich daß sich die - hauptsächlich auf anderen Faktoren beruhende - Wohnentfernung auf die Generationenbeziehung auswirkt, ist wesentlich plausibler. Übrigens existieren auch Belege für eine Verringerung der intergenerationalen Kommunikation, Kontakthäufigkeit und Dienstleistungen aufgrund einer größeren Wohnentfernung (z.B. DeWit et al. 1988; Frankel, DeWit 1989; Marbach 1994a; Wagner, Settersten 1994; s. Abschnitt 3.2).

Die Ausgangsvermutung war, daß die *Zeit* eine Ressource für soziale Interaktion mit den Verwandten der anderen Generationen darstellt¹¹. Zeit sollte also

Grafik 5.2: Anteile mit sehr engen Beziehungen



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Erwachsene Personen mit Eltern bzw. erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. '*': Nur Westdeutsche.

11 Die Zeitvariable wird generiert über eine Addition der täglich verwandten Stunden (normaler Werktag) von sechs Tätigkeitsarten (Berufstätigkeit, Lehre; Besorgungen; Hausarbeit; Kinderbetreuung; Aus- und Weiterbildung, Lernen; Reparaturen). Man könnte argumentieren, daß zwischen der Zeit für Berufstätigkeit, Lehre; Aus- und Weiterbildung, Lernen und Reparaturen einerseits und der für Besorgungen, Hausarbeit und Kinderbetreuung andererseits unterschieden werden sollte. Allerdings dürfte auch die für die Familie im selben Haushalt aufgebrauchte Zeit die Zeitressourcen für die außerhalb des Haushalts lebenden Verwandten verringern. Ich habe die empirischen Analysen alternativ mit diesen beiden Variablen durchgeführt. Es ergeben sich dieselben Effekte. Die Ergebnisse für die allgemeine Zeitvariable entsprechen denen für die beiden spezifischeren Variablen. Mittels einer weiteren Analyse wurde getestet, ob zwischen der Zeit- und der Beziehungsvariable eine lineare oder eine U-förmige Abhängigkeit besteht: Es stellte sich heraus, daß hier ein lineares Verhältnis vorliegt.

*Tabelle 5.1: Determinanten der Enge von Eltern-Kind-Beziehungen
(Geordnete Probit-Modelle)*

	Brutto	Alle	Mutter- Tochter	Mutter- Sohn	Vater- Tochter	Vater- Sohn
Opportunitätsstrukturen						
Gleiches Haus	1,18**	1,12**	1,10**	0,83**	1,32**	1,19**
Nachbarschaft	0,50**	0,51**	0,63**	0,49**	0,49**	0,39**
Gleicher Ort (> 15 Min.)	0,17**	0,19**	0,29**	0,14	0,27**	0,07
Anderer Ort (< 1 Std.)	0,07	0,11**	0,22**	0,15	0,05	0,06
Zeit (Std./Tag)	0,04**	0,02**	0,04**	0,03**	0,01	-0,00
Bedürfnisstrukturen						
Lebensstandard	0,01*	0,02**	0,04*	0,01	0,02	0,02
Gesundheit	0,05**	0,03**	0,02	0,04**	0,01	0,04**
Getrennt vom Ehepartner	-0,32**	-0,30**	-0,12	-0,35*	-0,33	-0,50
Partner in anderem HH	-0,13	-0,01	-0,04	-0,05	0,16	0,07
Partner im Haushalt	-0,39**	-0,47**	-0,43*	-0,43*	-0,55*	-0,33
Ehepartner im Haushalt	0,20**	0,17**	-0,03	0,07	0,23	0,45*
Familiale Strukturen						
Vater-Sohn	-0,34**	-0,43**				
Vater-Tochter	-0,29**	-0,35**				
Mutter-Sohn	-0,11**	-0,16**				
Anzahl der Fam. angeh.	0,01*	0,00	-0,00	-0,00	-0,00	0,01
Geschwister	0,12**	-0,01	0,01	-0,04	0,03	-0,02
Kind(er) im Haushalt	0,53**	-0,03	-0,11	-0,12	-0,11	0,07
Kulturell-kontextuelle Strukturen						
Ostdeutsche(r)	0,21**	0,33**	0,41**	0,24**	0,33**	0,34**
Ausländer	0,13**	0,11	-0,11	0,21	0,13	0,18
Geb. vor 1910	-0,17	0,18	0,00	-0,09	0,45	0,33
Geb. 1910-1919	-0,21**	0,07	0,04	-0,15	0,14	0,02
Geb. 1920-1929	-0,07	0,15**	-0,03	-0,08	0,32**	0,29**
Geb. 1930-1939	-0,00	0,12**	0,11	-0,10	0,25**	0,14
Geb. nach 1949	0,68**	0,29**	0,27*	0,57**	0,26*	0,22*
Katholisch	0,04	0,18**	0,25*	0,04	0,23*	0,17
Evangelisch	-0,05	0,06	0,07	-0,02	0,10	0,01
Andere Konfession	0,01	0,21*	0,25	-0,07	0,28	0,32*
Konstante		1,31**	1,37**	1,62**	0,82**	0,67*
Schwellenwert 1		0,23**	0,27**	0,29**	0,22**	0,22**
Schwellenwert 2		0,94**	1,08**	1,10**	0,89**	0,94**
Schwellenwert 3		2,12**	2,36**	2,38**	2,02**	2,07**
n		7236	1994	1895	1695	1652

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Kein Hochrechnungsfaktor, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Beziehungseuge zwischen Eltern (erwachsenen Kindern) und ihren erwachsenen Kindern (Eltern) außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Referenzgruppen: Wohnentfernung > 1 Stunde; keine ...

*Tabelle 5.2: Determinanten der Enge von Kind-Eltern-Beziehungen
(Geordnete Probit-Modelle)*

	Brutto	Alle	Tochter-Mutter	Sohn-Mutter	Tochter-Vater	Sohn-Vater
Opportunitätsstrukturen						
Gleiches Haus	0,73**	0,86**	0,76**	0,77**	0,94**	0,99**
Nachbarschaft	0,46**	0,59**	0,50**	0,57**	0,68**	0,64**
Gleicher Ort (> 15 Min.)	0,18**	0,26**	0,24**	0,21**	0,37**	0,25**
Anderer Ort (< 1 Std.)	0,09**	0,21**	0,12*	0,21**	0,24**	0,29**
Zeit (Std./Tag)	0,02**	0,01**	0,02**	0,00	0,02**	0,00
Bedürfnisstrukturen						
Lebensstandard	0,03**	0,03**	0,02	0,03**	0,05**	0,04**
Gesundheit	0,05**	0,03**	0,03**	0,03*	0,04**	0,04**
Getrennt vom Ehepartner	-0,36**	-0,16*	-0,29*	-0,34*	-0,09	0,12
Partner in anderem HH	-0,19**	-0,14**	-0,29**	-0,07	-0,22	0,01
Partner im Haushalt	-0,34**	-0,16**	-0,18	-0,35**	-0,19	0,04
Ehepartner im Haushalt	-0,22**	-0,06	-0,11	-0,25**	0,02	0,12
Familiale Strukturen						
Sohn-Vater	-0,44**	-0,51**				
Tochter-Vater	-0,27**	-0,30**				
Sohn-Mutter	-0,28**	-0,31**				
Anzahl der Fam. angeh.	-0,01**	-0,02**	-0,03**	-0,01	-0,02	-0,00
Geschwister	-0,04	-0,01	0,03	-0,08	0,03	-0,03
Kind(er) im Haushalt	0,01	-0,08**	-0,11*	-0,09	-0,04	-0,11
Kulturell-kontextuelle Strukturen						
Ostdeutsche(r)	0,21**	0,38**	0,39**	0,39**	0,41**	0,37**
Ausländer	0,32**	0,51**	0,41**	0,64**	0,39**	0,55**
Geb. vor 1940	0,13**	0,12*	0,10	0,10	0,16	0,15
Geb. 1950-1959	0,08*	0,07*	0,13*	0,00	0,08	0,08
Geb. 1960-1969	0,32**	0,26**	0,39**	0,23**	0,16	0,22**
Geb. nach 1969	0,38**	0,08	0,37**	0,04	-0,04	0,02
Katholisch	0,04	0,17**	0,20**	0,18**	0,15	0,15
Evangelisch	0,03	0,15**	0,17**	0,15*	0,15*	0,15*
Andere Konfession	0,24**	0,23**	0,11	0,20	0,32**	0,34**
Konstante		1,19**	1,32**	1,49**	0,49**	0,40*
Schwellenwert 1		0,34**	0,31**	0,44**	0,31**	0,33**
Schwellenwert 2		1,28**	1,27**	1,48**	1,18**	1,23**
Schwellenwert 3		2,36**	2,34**	2,66**	2,16**	2,35**
n		10834	3255	3004	2348	2227

... feste Partnerschaft; Mutter-Tochter- bzw. Tochter-Mutter-Dyade; keine Geschwister; kein Kind im Haushalt; Westdeutsche(r); geboren zwischen 1940 und 1949; konfessionslos. Koeffizient signifikant zum ** < 0,01- und * < 0,05-Niveau.

beziehungsfördernd wirken. Die empirischen Analysen bestätigen diese Hypothese nicht. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Wer lange arbeitet, wer viel Zeit für Besorgungen, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Aus- und Weiterbildung und/oder Reparaturen verwendet, spricht sogar von engeren familialen Generationenbeziehungen. Wenn man jedoch die Dyaden nach ihrer Geschlechtsspezifität aufschlüsselt, zeigt sich, daß dieser Befund vor allem für die Perspektive von Frauen gilt. Für Männer hat die Zeitvariable keine Bedeutung (mit Ausnahme der westdeutschen Vater-Tochter-Dyaden). Dies spricht für die *kinkeeper*-Funktion von Frauen, spezifiziert diese jedoch. Es trifft nicht zu, daß Mütter (Töchter), die mehr Zeit haben, automatisch von engeren Beziehungen zu ihren erwachsenen Töchtern und Söhnen (Müttern und Vätern) berichten. Vielmehr deuten die Befunde eher darauf hin, daß - zumindest von den zeitlichen Opportunitätsstrukturen her - Qualität zählt und nicht Quantität (vgl. Schütze, Wagner 1991: 300).

Im Vergleich mit den anderen Variablen weist die Wohnentfernung die größte Differenz zwischen den kleinsten und größten Werten auf. Dies gilt sowohl für die Eltern-Kind- als auch die Kind-Eltern-Dyaden. Opportunitätsstrukturen, die anhand der räumlichen Entfernung zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten abgebildet werden, sind somit besonders bedeutsame Determinanten der affektiven Generationensolidarität. Die zur Verfügung stehende Zeit findet sich hingegen nur im Mittelfeld der untersuchten Variablen.

Bedürfnisstrukturen werden durch drei Variablen erfaßt: Lebensstandard, Gesundheit und Familienstand. Wenn eine größere ökonomische Bedürftigkeit zu engeren Beziehungen führen würde, hätten sich hier negative Koeffizienten ergeben müssen. Dies ist jedoch nicht der Fall¹². Je zufriedener man mit seinem *Lebensstandard* ist, um so enger ist die Generationenbeziehung. Bei einer geringeren Bedürftigkeit ist das Verhältnis nicht durch eine ökonomische Abhängigkeit belastet. Diese Erklärung wird vor allem durch die Befunde für die Kind-Eltern-Beziehungen gestützt. Der Lebensstandard des erwachsenen Kindes ist besonders für die Beziehung zum Vater wichtig. Wenn das Kind Unterstützung bedarf, belastet dies vor allem die Beziehung zum Vater, da in der Regel er für mögliche Transfers verantwortlich gemacht werden kann. Die Befunde sind damit auch ein Indiz für die These, daß Väter intergenerationale Transfers

12 Die Zufriedenheit mit dem Lebensstandard und dem Gesundheitszustand werden über die Werte 0 bis 10 erfaßt. Man hätte den Lebensstandard auch über das Einkommen, und den Gesundheitszustand über die Anzahl der Arztbesuche oder Krankenhausaufenthalte oder über chronische Krankheiten generieren können. Im Fall der Beziehungseuge dürften jedoch Bedürfnisstrukturen noch besser über subjektive Bewertungen des Lebensstandards und Gesundheitszustandes abgebildet werden. Immerhin müssen zwei Personen mit demselben Lebensstandard und Gesundheitszustand damit nicht gleichermaßen (un)zufrieden bzw. hilfsbedürftig sein.

weniger gern leisten als Mütter. Umgekehrt sprechen die Ergebnisse dafür, daß ein finanzieller Bedarf von Eltern besonders das Mutter-Tochter-Verhältnis beeinträchtigt. Frauen sind häufiger von einem geringen Lebensstandard betroffen als Männer, und wenn dem so ist, leidet vor allem die im allgemeinen besonders enge Beziehung zur Tochter.

Ein schlechterer *Gesundheitszustand* mit den damit einhergehenden größeren Bedürfnissen führt ebenfalls generell nicht zu einem engeren Generationenverhältnis. Im Gegenteil: Je kranker die Eltern oder die Kinder sind, um so weniger eng erleben sie die Beziehung zu den Verwandten der anderen Generation. Dabei scheint sich ein schlechter Gesundheitszustand besonders negativ auf das Verhältnis zu den Söhnen und Vätern auszuwirken. Kranke *Eltern* schätzen vor allem die Beziehungen zu ihren Söhnen als weniger eng ein. Ein schlechterer Gesundheitszustand der erwachsenen *Kinder* beeinträchtigt zwar auch die Beziehung zur Mutter, jedoch in besonderem Maße die zum Vater. Für diese Befunde dürften die verringerten gemeinsamen Aktivitätsmöglichkeiten verantwortlich sein, die zu Entfremdungen führen können. Zudem können die größeren Belastungen, die z.B. durch das Ausführen und Annehmen von Pflegeleistungen auftreten, die Generationenbeziehungen beeinträchtigen.

Beim *Familienstand* kann erwartet werden, daß Singles (Referenzgruppe) eher auf Generationenbeziehungen angewiesen sind, da ihr Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, Wertschätzung, Ratschlägen, etc. nicht von einem Partner befriedigt wird. Diese These wird von den Befunden gestützt, jedoch mit Einschränkungen. Alleinstehende erwachsene Kinder (insbesondere Söhne) berichten im allgemeinen von einem engeren Verhältnis zur Mutter. Dies deutet darauf hin, daß das Bedürfnis der erwachsenen Kinder nach Aufmerksamkeit, Wertschätzung und Ratschlägen insbesondere von der Mutter erfüllt wird. Auch alleinstehende Eltern haben oftmals eine engere Beziehung zu ihren Kindern - zumindest im Vergleich mit ledigen Eltern, die mit einem Partner zusammenleben und solchen, die von ihrem Ehepartner getrennt sind. Mit ihrer Ehefrau zusammenlebende Väter berichten jedoch von einem noch engeren Verhältnis zum Sohn. Eine Erklärung dafür ist, daß verheiratete Väter von ihrer Frau dazu gebracht werden, mit den Kindern eine engere Beziehung aufrecht zu erhalten. Möglicherweise profitiert der Mann auch davon, daß seine Frau die Beziehung zu den Kindern pflegt. Dies wäre somit ein indirekter Effekt der *kinkeeper*-Funktion der Mütter. Einen weiteren Hinweis auf den Zusammenhang von Partnerschaft und Generationenbeziehung im Erwachsenenalter liefert der Befund, daß das Generationenverhältnis der von ihrem Ehepartner getrennt lebenden Personen im allgemeinen flüchtiger ist. Die unbefriedigende Ehebeziehung scheint sich somit auf das Generationenverhältnis auszuwirken.

Die Bedürfnisstrukturen haben für die Eltern-Kind-Beziehungen eine andere relative Relevanz als für die Kind-Eltern-Verhältnisse. Bei den Eltern-Kind-

Dyaden ist der Familienstand die zweitwichtigste Variable, bei den Kind-Eltern-Dyaden rangiert er hingegen am Ende der Hierarchie. Dafür sind die Gesundheit und insbesondere der Lebensstandard der erwachsenen Kinder relativ wichtige Faktoren. Die Gesundheitszufriedenheit der Eltern findet sich nur im Mittelfeld der untersuchten Merkmale, weil sie lediglich das Verhältnis zum Sohn - allerdings besonders stark - signifikant tangiert.

Familiale Strukturen werden durch die Geschlechtsspezifität der Dyade, die Anzahl der Familienangehörigen, das Vorhandensein von Geschwistern sowie darüber abgebildet, ob höchstens 16jährige Kinder im Haushalt leben oder nicht. Auch bei der *Geschlechtsspezifität der Dyade* werden die in den Grafiken aufgeführten Befunde durch die multivariaten Analysen bestätigt. Männer führen generell weniger enge Generationenbeziehungen. Gegenüber dem Verhältnis zwischen Töchtern und Müttern sind alle anderen deutlich flüchtiger. Dies spricht wiederum dafür, daß die Funktion der familialen Integrationsfigur vornehmlich von Frauen erfüllt wird: Die flüchtigsten familialen Generationenbeziehungen sind in der Tat die zwischen Söhnen und Vätern.

Demgegenüber sind die *Anzahl der Familienmitglieder* und die Existenz von *Geschwistern* wesentlich unwichtiger. Die Zahl der Familienmitglieder spielt lediglich für das Verhältnis von Töchtern zu ihren Müttern eine Rolle¹³. Damit wird zumindest für sie die These bestätigt, daß eine größere Anzahl von Familienangehörigen die jeweilige Beziehungsenge verringert, da die eigene Aufmerksamkeit und zur Verfügung stehende Zeit auf viele Personen verteilt werden muß. Je mehr Angehörige die Tochter hat, um so weniger eng ist die Beziehung zu ihrer Mutter.

Troll (1993) gibt aufgrund ihrer US-amerikanischen Studie an, daß insbesondere Geschwister den erweiterten Familienverband zusammenhalten. In der Bundesrepublik Deutschland haben jedoch Geschwister - unter Kontrolle der anderen Faktoren - keinen Einfluß auf die Generationenbeziehungen.

Das Vorhandensein von *Kindern im Haushalt* geht mit etwas weniger engen Kind-Eltern-Beziehungen einher. Erwachsene Kinder, die selbst Kinder im Haushalt haben, sprechen etwas seltener von einem sehr engen Verhältnis zu

13 Bei der Anzahl der Familienangehörigen werden frühere Ehepartner sowie sonstige Verwandte (Tanten, Onkel; Cousin, Cousine; Nefte, Nichte) nicht mitgezählt. Gerade bei den sonstigen Verwandten treten zum Teil sehr hohe Werte auf, was die empirischen Analysen verzerren könnte (Abhängigkeit der Koeffizienten von wenigen Ausreißerfällen). Aus demselben Grund wird bei den wenigen Fällen, bei denen sich mehr als zehn Familienangehörige ergeben, der entsprechende Wert auf '10' gesetzt. Um eine mögliche Multikollinearität (es darf keine lineare Beziehung zwischen unabhängigen Variablen geben; z.B. Gujarati 1988: 283ff.) aufgrund der Familienangehörigen- und der Geschwisteranzahl zu vermeiden, wird die Bedeutung von Geschwistern über eine Dummyvariable geschätzt.

ihren Eltern (der deutliche Effekt in der Grafik und im Bruttomodell bei Eltern-Kind-Dyaden verschwindet bei den multivariaten Analysen). Die These, daß durch die große Anziehungskraft von Enkelkindern auch das Verhältnis zu den eigenen Kindern enger wird, findet damit keine Bestätigung. Allerdings wird hier aufgrund des Fragebogendesigns des Sozio-ökonomischen Panels die Kind-Eltern-Perspektive wiedergegeben. Damit kann lediglich festgestellt werden, ob die erwachsenen Kinder von anderen Beziehungen zu ihren Eltern berichten, wenn sie selbst Kinder im Haushalt haben (siehe die Diskussion zu Tabelle 6.3). Wenn die Tochter (mittlere Generation) selbst höchstens 16jährige Kinder hat, schätzt sie die Beziehung zu ihrer Mutter generell als weniger eng ein. Dies unterstützt die These von der größeren Zuwendung zu den Nachkommen, so daß sich dann die Beziehung zu den Eltern etwas abschwächt.

Auch die familialen Strukturen sind in ihrer relativen Bedeutung nicht zu vernachlässigen. Die Geschlechtsspezifität der Dyade ist sowohl bei den Eltern-Kind- als auch bei den Kind-Eltern-Beziehungen das drittichtigste Merkmal. Die Anzahl der Familienangehörigen und das Vorhandensein von Kindern im Haushalt spielt hingegen lediglich für die Kinder eine Rolle, und zwar eine verhältnismäßig geringe. Geschwister haben keinen Einfluß auf die Enge der Beziehung zu den Eltern und erwachsenen Kindern.

Kulturell-kontextuelle Strukturen werden über die Region und Nationalität, die Geburtskohorte und die Konfessionszugehörigkeit operationalisiert. Daß *Ostdeutsche, Westdeutsche und Ausländer* unterschiedlich enge Generationenbeziehungen führen, wurde bereits anhand von Grafik 5.1 deutlich. Auch die multivariaten Analysen bestätigen, daß ostdeutsche Familienbeziehungen kurz nach dem Fall der Mauer generell enger sind als westdeutsche. Neu ist aber, daß je nach Familiengeneration unterschiedliche Rangfolgen zwischen Ostdeutschen, Westdeutschen und Ausländern existieren. Bei den Eltern sind es vor allem die Ostdeutschen, die von engeren Beziehungen berichten. Bei den Kindern trifft dies hingegen besonders auf die Ausländer zu. Dies spricht für die Bedeutung von kulturspezifischen Normen und Verhaltensweisen. Wenn die hier einbezogenen ausländischen Eltern höhere ökonomisch-utilitaristische Nutzen-erwartungen an ihre Kinder haben als die (West-) Deutschen, so "ist es rational, [diese] mit Erziehungseinstellungen zu kombinieren, die eine lebenslange Loyalität mit und ein lebenslanges Engagement der Kinder für ihre Eltern mit hoher Wahrscheinlichkeit erreichen" (Nauck 1989: 56, 54).

Hinsichtlich der *Geburtskohorte* wurde die These aufgestellt, daß gerade die Mitglieder der sogenannten 68er Generation vergleichsweise flüchtige Beziehungen zu ihren Eltern aufweisen. Da sich die 68er Generation auf die 'alte' Bundesrepublik beschränkt, macht es Sinn, getrennte Analysen für Ost- und Westdeutsche durchzuführen. Die Grafik belegt, daß die zwischen 1940 und 1949 geborenen Westdeutschen deutlich geringere Anteile mit sehr engen Beziehun-

gen aufweisen, und zwar sowohl in Bezug zu ihren Eltern als auch zu ihren Kindern. Im Vergleich mit den jungen Eltern ist der Anteil der sehr engen Beziehungen bei den zwischen 1940 und 1949 Geborenen um 30 Prozent geringer. Bei den Kindern beträgt die Differenz 24 Prozent. Wenn man die engen und sehr engen Verhältnisse zusammennimmt, zeigt sich, daß die in den vierziger Jahren Geborenen im Vergleich mit allen anderen Geburtskohorten sowohl die Beziehung zu ihren Eltern als auch die zu ihren Kindern als deutlich flüchtiger wahrnehmen. Die Grafik bietet allerdings noch keinen überzeugenden Beleg für die Gültigkeit der These. Hierfür sind multivariate Analysen nötig, und zwar getrennt für Ost- und Westdeutsche. Dies wird im nächsten Abschnitt geleistet.

Bei der *Konfessionszugehörigkeit* werden die theoretischen Erwartungen bestätigt. Konfessionslose weisen im Vergleich zu Kirchenmitgliedern flüchtigere intergenerationale Verhältnisse auf¹⁴. Die expliziten und impliziten religiösen Ge- und Verbote prägen offenbar auch die familialen Generationenbeziehungen. Dabei scheinen sie sich vor allem auf das Verhältnis der erwachsenen Kinder zu ihren Eltern auszuwirken. Auch hinsichtlich der Konfessionszugehörigkeit ist der im nächsten Abschnitt dokumentierte Ost-West-Vergleich besonders instruktiv.

Vergleicht man die Bedeutung der drei kulturell-kontextuellen Determinanten mit den anderen Variablen, stellt sich heraus, daß insbesondere die Nationalität bzw. Region von großer Bedeutung ist. Bei den Kind-Eltern-Beziehungen stellt diese Variable die zweitwichtigste, bei den Eltern-Kind-Verhältnissen die viertwichtigste Determinante dar. Die Kohortenzugehörigkeit findet sich im Mittelfeld, und die Konfessionszugehörigkeit ist von ihrer relativen Bedeutung her noch weiter unten anzusiedeln. Dies gilt gleichermaßen für Eltern und Kinder.

5.4 Ost- und Westdeutsche im Vergleich

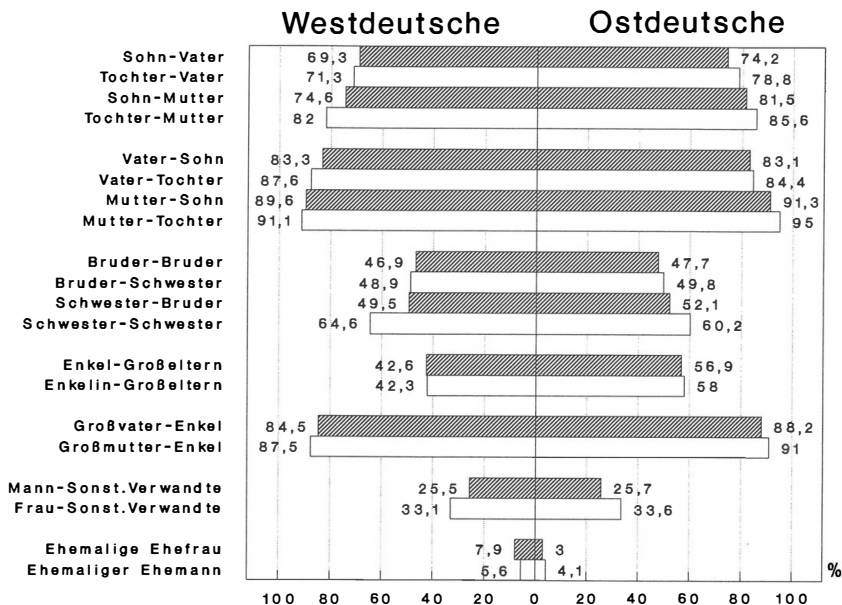
Die beiden Hauptfragen für die folgenden Analysen lauten: Wie beurteilen Ostdeutsche im Unterschied zu Westdeutschen ihre Beziehung zu den erwachsenen Kindern und Eltern kurz nach dem Fall der Mauer? Inwiefern unterscheiden sich Ostdeutsche und Westdeutsche dabei hinsichtlich der Gründe für engere bzw. flüchtigere Generationenverhältnisse?

Grafik 5.3 führt die Anteile mit engen oder sehr engen Beziehungen auf, wobei zwischen verschiedenen Verwandtschaftsgraden unterschieden wird. 69,3

14 Aufgrund geringer Fallzahlen werden Personen, die einer anderen christlichen Religionsgemeinschaft als der katholischen oder evangelischen Konfession angehören, mit denen zusammengefaßt, die Mitglied einer sonstigen Religionsgemeinschaft sind.

Prozent der westdeutschen Männer berichten von einem engen oder sehr engen Verhältnis zu ihrem außerhalb des Haushalts lebenden Vater.

Grafik 5.3: Mindestens enge Beziehungen nach Verwandtschaftsgrad



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Erwachsene Personen mit den jeweiligen Angehörigen außerhalb des Haushalts.

Die Feststellung einer großen affektiven Generationensolidarität zwischen Eltern und erwachsenen Kindern in der Bundesrepublik Deutschland ist anfechtbar, wenn diese Beziehungen nicht mit anderen verglichen werden, und zwar international und interpersonal. Im internationalen Vergleich werden die hier dokumentierten Befunde eindrucksvoll bestätigt. Die ausgeprägten Bindungen zwischen Eltern und Kindern auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus sind nicht auf die Bundesrepublik beschränkt. Untersuchungen für andere Länder legen nahe, daß es sich hier vielmehr um einen universalen Tatbestand handelt (s. z.B. Rossi, Rossi 1990; Giarrusso et al. 1995). In welchem Licht erscheint jedoch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, wenn man es mit den Beziehungen zu anderen Personen vergleicht?

Die Grafik belegt eine besonders große Enge von Eltern-Kind- und Kind-Eltern-Verhältnissen im Vergleich mit anderen Beziehungen. Vernachlässigt man einmal das Verhältnis zwischen Schwestern, so spricht nur knapp die Hälfte

der Geschwister, die nicht mehr im selben Haushalt leben, von einer engen oder sehr engen Beziehung zueinander. Das Verhältnis zu den sonstigen Verwandten (Tanten, Onkel, etc.) zu denen man näheren Kontakt hat, ist noch wesentlich flüchtiger - ganz zu schweigen von der Bindung zum ehemaligen Ehepartner. Die große affektive Solidarität zwischen Eltern und Kindern wird somit gerade im Vergleich mit anderen Verwandten eindrucksvoll unterstrichen. Die einzige Verwandtschaftsbeziehung, die noch an die von Eltern und Kindern heranreicht, ist die zwischen Großeltern und Enkeln. Allerdings fällt hierbei die Wahrnehmungsdivergenz noch erheblich größer aus als bei Eltern und Kindern. Enkel berichten deutlich seltener von einem engen Verhältnis zu den Großeltern als umgekehrt.

Ostdeutsche nehmen im Vergleich zu Westdeutschen nicht nur die Beziehung zu ihren Eltern und Kindern als enger wahr. Sie berichten insgesamt von engeren Bindungen zu den Linienverwandten. Dies ist ein weiteres Indiz für die besondere Generationensolidarität von Ostdeutschen aufgrund der besonderen Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Beinahe sechs von zehn ostdeutschen Enkeln sprechen von einem engen oder sehr engen Verhältnis zu den Großeltern - dies können nur etwas mehr als vier von zehn westdeutschen Enkeln von sich behaupten. Dadurch ergeben sich zwischen ostdeutschen Eltern und Kindern bzw. Großeltern und Enkeln auch geringere Differenzen bei der Wahrnehmung der Beziehungsenge. Die ost- und westdeutschen Enkel und Kinder unterscheiden sich stärker als die Eltern und Großeltern. Bei den anderen Verwandtschaftsverhältnissen zeigen sich hingegen keine Ost-West-Diskrepanzen.

Inwiefern unterscheiden sich Ost- und Westdeutsche in Hinblick auf die Bedingungen für eine affektive Generationensolidarität? Grafik 5.4 führt die jeweiligen Anteile mit sehr engen Generationenbeziehungen auf. Der obere Teil der Grafik bezieht sich auf die Perspektive der Eltern gegenüber ihren erwachsenen Kindern, der untere Teil dokumentiert die Perspektive der erwachsenen Kinder gegenüber ihren Eltern. 63,4 Prozent der westdeutschen Eltern geben ein sehr enges Verhältnis zu ihrem am gleichen Ort lebenden Kind an. In Tabelle 5.3 werden die entsprechenden Ergebnisse geordneter Probit-Modellen ausgewiesen. In weiter nicht dokumentierten Analysen wird zudem zwischen ostdeutschen und westdeutschen Mutter-Tochter-, Mutter-Sohn-, Vater-Tochter- und Vater-Sohn-Verhältnissen sowie zwischen Tochter-Mutter-, Sohn-Mutter-, Tochter-Vater- und Sohn-Vater-Beziehungen differenziert. Dabei wird analysiert, inwiefern sich die Gesamteffekte für Ost- und Westdeutsche auch bei den einzelnen geschlechtsspezifischen Generationenbeziehungen wiederfinden. Diese unterschiedlichen Perspektiven werden bei der Interpretation der Befunde mit berücksichtigt.

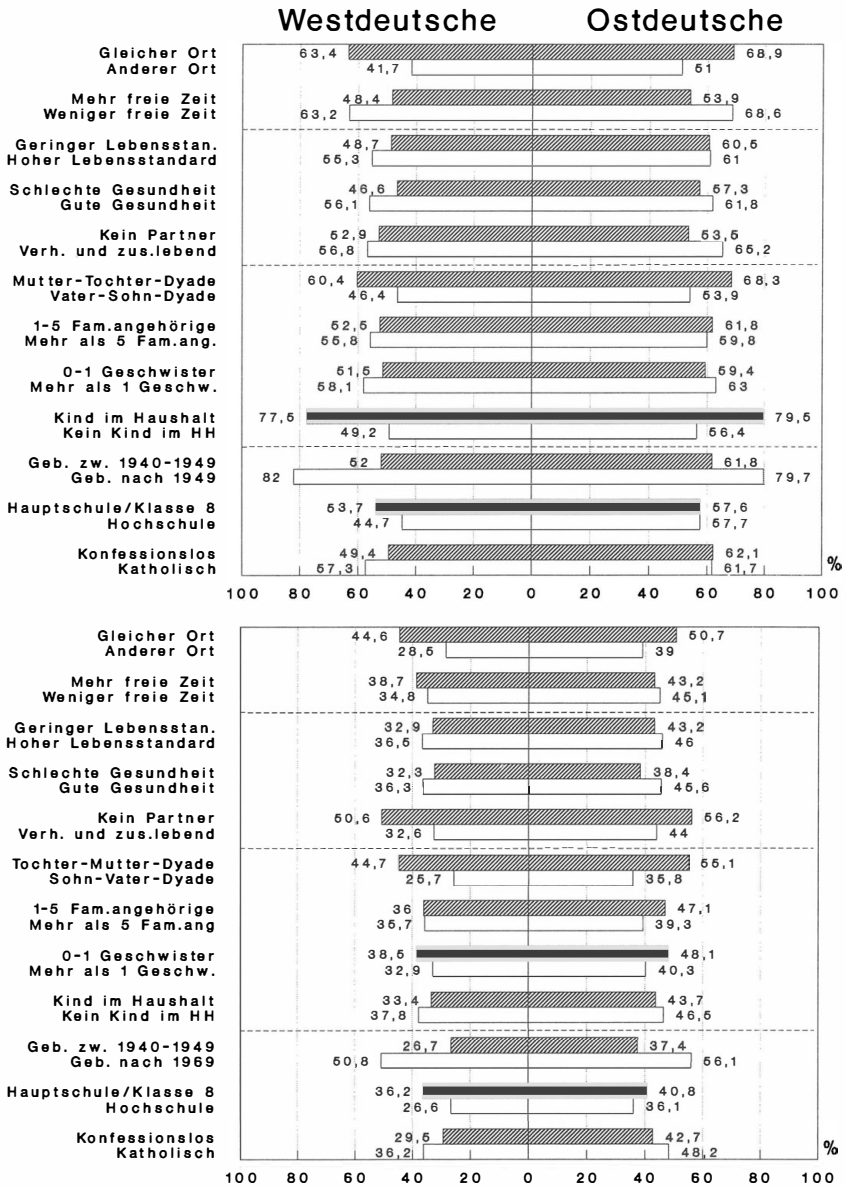
Opportunitätsstrukturen: Eine größere *Wohnentfernung* geht für Ost- und Westdeutsche mit einem weniger engen Generationenverhältnis einher. Dies zeigt sich sowohl anhand der Grafiken als auch der Tabelle. Dagegen scheinen aufgrund der multivariaten Analysen nur westdeutsche Personen mit geringeren *Zeitressourcen* engere Generationenbeziehungen zu führen. Aber auch wenn der Gesamtkoeffizient für Ostdeutsche nicht signifikant ist, so ergibt sich für die ostdeutschen Mutter-Tochter- bzw. Tochter-Mutter-Dyaden dennoch ein deutlicher, signifikanter Effekt. Die Bedeutung der Zeitvariable trennt weniger Ost- und Westdeutsche als vielmehr Frauen und Männer.

Bedürfnisstrukturen: Je zufriedener man mit seinem *Lebensstandard* ist, um so enger ist das Verhältnis zu seinen Linienverwandten. Dies gilt jedoch nicht in gleichem Maße für Ost- und Westdeutsche. Für ostdeutsche Eltern hat die Zufriedenheit mit dem Lebensstandard keinen Einfluß, und für die erwachsenen ostdeutschen Kinder ist der Effekt deutlich geringer. Im Westen der Republik spielen - zumindest kurz nach dem Fall der Mauer - materielle Bedürfnisse stärker in die familialen Generationenbeziehungen hinein. Beim *Gesundheitszustand* ergeben sich hingegen erwartungsgemäß keine Ost-West-Differenzen. In beiden Teilen der Bundesrepublik trägt ein schlechterer Gesundheitszustand zu weniger engen familialen Generationenbeziehungen bei. Der *Familienstand* stellt vor allem für westdeutsche Kinder einen wichtigen Einflußfaktor für die Beziehungsebene zu den Eltern dar. Der untere Teil von Grafik 5.4 belegt, daß die Hälfte der westdeutschen erwachsenen Kinder ohne Partner von sehr engen Generationenbeziehungen berichtet. Von denen, die mit ihrem Ehepartner zusammenleben, trifft dies auf weniger als ein Drittel zu. Die entsprechenden Unterschiede bei Ostdeutschen sind wesentlich weniger eindrucklich.

Familiale Strukturen: In Hinblick auf die *Geschlechtsspezifität der Dyade* zeigen sich zwischen Ost- und Westdeutschen keine Unterschiede. Dies gilt auch für die Existenz von *Geschwistern*, bei der sich jedoch weder für Ost- noch für Westdeutsche signifikante Effekte ergeben. Dagegen scheint die *Anzahl der Familienangehörigen* sowie das Vorhandensein von *Kindern im Haushalt* eher die ostdeutschen intergenerationalen Beziehungen zu beeinflussen. Auch hierin kann man einen Beleg für die größere Bedeutung von Familienbeziehungen und Familienkonstellationen von Ostdeutschen sehen.

Kulturell-kontextuelle Strukturen: Bei der *Geburtskohorte* werden hier sowohl für Eltern als auch für Kinder die zwischen 1940 und 1949 Geborenen genauer betrachtet. Diese repräsentieren in etwa die '68er Generation'. Die multivariaten Analysen legen nahe, daß die (westdeutsche) 68er Generation im Vergleich mit den anderen Kohorten nicht nur weniger gut mit ihren Eltern auskommt, sondern auch weniger enge Beziehungen zu ihren Kindern unterhält. Die Befunde sprechen dafür, daß sich die 68er Generation mit ihren besonderen

Grafik 5.4: Anteile mit sehr engen Eltern-Kind- bzw. Kind-Eltern-Beziehungen



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Eltern mit erwachsenen Kindern bzw. erwachsene Kinder mit Eltern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden.

Table 5.3: *Determinanten der Beziehungsebene von West- und Ostdeutschen (Geordnete Probit-Modelle)*

	ELTERN-KINDER		KINDER-ELTERN	
	West	Ost	West	Ost
Opportunitätsstrukturen				
Gleiches Haus	1,07**	1,29**	0,95**	0,90**
Nachbarschaft	0,53**	0,45**	0,61**	0,62**
Gleicher Ort (> 15 Min.)	0,30**	0,08	0,34**	0,30**
Anderer Ort (< 1 Std.)	0,18**	0,10	0,24**	0,28**
Zeit (Std./Tag)	0,02**	0,01	0,01*	0,01
Bedürfnisstrukturen				
Lebensstandard	0,04**	-0,00	0,05**	0,02*
Gesundheit	0,02*	0,02*	0,02*	0,04**
Getrennt vom Ehepartner	-0,21	-0,31*	-0,28**	-0,10
Partner in anderem HH	-0,13	-0,38	-0,22**	-0,18
Partner im Haushalt	-0,38**	-0,61**	-0,19**	-0,25*
Ehepartner im Haushalt	0,17*	0,14	-0,14*	-0,04
Familiale Strukturen				
Vater-Sohn/Sohn-Vater	-0,48**	-0,50**	-0,54**	-0,56**
Vater-Tochter/Tochter-Vater	-0,34**	-0,43**	-0,33**	-0,27**
Mutter-Sohn/Sohn-Mutter	-0,18**	-0,22**	-0,34**	-0,39**
Anzahl der Fam. angeh.	0,00	0,00	-0,01	-0,03**
Geschwister	-0,06	0,11	0,01	-0,05
Kind(er) im Haushalt	0,08	-0,18*	-0,05	-0,12*
Kulturell-kontextuelle Strukturen				
Geb. vor 1910	0,32*	-0,22		
Geb. 1910-1919/vor 1940	0,12	-0,13	0,10	0,17
Geb. 1920-1929/1950-1959	0,18*	0,03	0,11*	-0,04
Geb. 1930-1939/1960-1969	0,09	0,07	0,25**	0,22**
Geb. nach 1949/nach 1969	0,34**	0,14	0,02	0,10
Kein Abschluß	-0,48*	-0,37	0,06	-0,29
Hauptschule/8. Klasse	-0,01	-0,03	-0,07	-0,24**
Realschule/10. Klasse	0,14	-0,01	0,05	-0,12
Abitur	0,23	0,07	-0,04	-0,24*
Katholisch	0,32**	-0,01	0,16**	0,09
Evangelisch	0,15*	0,05	0,11*	0,19**
Andere Konfession	0,18	-0,37	0,27*	0,27
n	3698	2541	5390	3647

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Kein Hochrechnungsfaktor, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Beziehungsebene zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Referenzgruppen: Weiter entfernt; keine feste Partnerschaft; Mutter-Tochter-/Tochter-Mutter-Dyaden; geboren zwischen 1940 und 1949; Hochschulabschluß; konfessionslos. Koeffizient signifikant zum ** < 0,01- und * < 0,05-Niveau. Die Konstanten und Schwellenwerte werden hier aus Platzgründen nicht aufgeführt (s.o.).

Konflikten zwischen Eltern und Kindern auf den Westen der Republik beschränkt, und zwar gilt dies im wesentlichen für die 68er Söhne gegenüber ihren Vätern und die 68er Väter gegenüber ihren Töchtern und Söhnen. Bei Ostdeutschen treten solche Kohorteneffekte so gut wie nicht auf (vgl. Kohli 1994a; Szydlík, Kohli 1994)¹⁵. Interessanterweise ist es vor allem ihr Verhältnis zu den erwachsenen Kindern, durch das die 68er Generation heraussticht. Möglicherweise haben die Väter auch gegenüber ihren Kindern besondere politisch-moralische Ansprüche, wobei diese sich mit den Wertvorstellungen ihrer Väter weniger beschäftigen oder identifizieren (vgl. Ziehe 1980). Dies wäre ein Hinweis auf Verbindungen zwischen familialen und politischen Generationen.

Die Grafiken deuten darauf hin, daß niedrigere *Bildungsschichten* von engeren Generationenbeziehungen berichten. Die multivariaten Analysen bestätigen diesen Eindruck jedoch nicht. Von den zum Teil deutlichen Unterschieden bei den Prozentanteilen bleibt bei den multivariaten Analysen nicht sehr viel übrig¹⁶. Allerdings scheint ein Hochschulabschluß insbesondere für ostdeutsche Töchter mit einem engeren Verhältnis zu den Eltern einherzugehen. Damit wird tendenziell bestätigt, daß eine höhere Bildung, wenn überhaupt, dann einen positiven Einfluß auf die intergenerationale Beziehungsebene hat (Singly 1993: 180f.).

Bei der *Konfessionszugehörigkeit* zeigen sich besonders deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen. Einerseits gehören erheblich weniger Ostdeutsche einer Kirche an, andererseits ist die Kirche für die affektive Generationensolidarität von Ostdeutschen - mit Ausnahme der evangelischen Kinder - nicht prägend. Der im vorhergehenden Abschnitt dokumentierte Befund, daß evangelische und konfessionslose Eltern eine ähnlich enge Beziehung zu ihren

15 Bei den westdeutschen Vater-Kind-Beziehungen sind alle Koeffizienten positiv und zum Teil hochsignifikant (die signifikanten Effekte bei den Vater-Tochter-Dyaden ergeben sich für die vor 1910, zwischen 1920 und 1929 und die nach 1949 geborenen Väter; bei den Vater-Sohn-Beziehungen trifft dies auf die Geburtsjahrgänge '1920-1929' und 'nach 1949' zu). Bei den westdeutschen Sohn-Vater-Dyaden sind im Vergleich mit den zwischen 1940 und 1949 geborenen Söhnen alle Koeffizienten deutlich positiv und signifikant (die Effekte für die vor 1940 und zwischen 1950 und 1959 Geborenen sind nur schwach signifikant; für die entsprechende ostdeutsche Kohorte zeigen sich solche Effekte weder für die einzelnen Eltern-Kind- noch für die Kind-Eltern-Dyaden). Man kann empirisch zwar nicht völlig ausschließen, daß es sich dabei nicht um einen Kohorten-, sondern um einen Alters- bzw. Familienzykluseffekt handelt. Dies erscheint jedoch theoretisch weniger plausibel. Zudem werden bei den multivariaten Schätzungen solche möglichen altersbedingten Unterschiede anhand einer ganzen Reihe von Variablen kontrolliert (u.a. Gesundheit, Familienstand, Konfessionszugehörigkeit, Kind im Haushalt).

16 Die (ebenfalls nicht signifikanten) Koeffizienten der Restkategorie (anderer Abschluß oder keine Angaben) werden hier nicht ausgewiesen.

Kindern haben, ist auf Ostdeutsche zurückzuführen. Westdeutsche evangelische Eltern sprechen im Unterschied zu ostdeutschen evangelischen Eltern von engeren Beziehungen zu ihren erwachsenen Kindern (jeweils im Vergleich mit konfessionslosen Eltern).

5.5 Sozialisation und ihre Folgen

Die spätere Generationenbeziehung im Erwachsenenalter dürfte in besonderem Maße von den gemeinsamen früheren Ereignissen und Erfahrungen abhängen. Dies gilt besonders für die emotionale Verbundenheit zwischen Eltern und erwachsenen Kindern. In diesem Abschnitt wird das Ziel verfolgt, der langfristigen Bedeutung von Sozialisationserfahrungen nachzugehen, und zwar am Beispiel der Auswirkungen unterschiedlicher Familienformen während der Kindheit auf die spätere Generationenbeziehung. Dabei geht es vor allem um die fünf folgenden Fragen: 1. Wirken sich frühere Familienformen überhaupt auf die Generationenbeziehung im Erwachsenenalter aus? Inwieweit haben erwachsene Kinder, die bei beiden Elternteilen aufgewachsen sind, später eine andere Beziehung zu ihnen als Kinder, die nur bei einem oder gar keinem Elternteil großgeworden sind? 2. Inwiefern existieren unterschiedliche Folgen für Töchter und Söhne, Mütter und Väter? 3. Hängen die späteren Generationenbeziehungen geschiedener oder getrennt lebender Eltern davon ab, ob man mit seinem minderjährigen Kind zusammengelebt hat oder nicht? 4. Macht es einen Unterschied, ob man bei einer verwitweten oder einer geschiedenen bzw. getrennt lebenden Mutter aufgewachsen ist? 5. Inwieweit existieren Anzeichen für eine Abschwächung der Sozialisationserfahrungen mit der Lebenszeit?

Scheidung, Trennung, Verwitwung und Generationenbeziehungen im Erwachsenenalter

Es gibt eine ganze Reihe von Studien, die sich mit den Auswirkungen unterschiedlicher Familienformen für die Kinder befassen. So wird beispielsweise untersucht, welche Folgen für sie die Scheidung der Eltern hat. Die Bandbreite reicht dabei vom Schulerfolg und der Sozialentwicklung der minderjährigen Kinder über das Wohlbefinden der erwachsenen Kinder bis hin zur Frage, inwiefern Kinder geschiedener Eltern selbst ein höheres Scheidungsrisiko aufweisen (z.B. Dornbusch et al. 1985; Glenn, Kramer 1985, 1987; Rottleuthner-Lutter 1989; Amato, Keith 1991; McLeod 1991; Wagner 1993; Diekmann, Engelhardt 1995; Gringlas, Weinraub 1995; Walper 1995). Viel seltener sind hingegen Analysen, die auf der Ebene der Familie angesiedelt sind. Dies gilt

nicht zuletzt hinsichtlich langfristiger Sozialisationsfolgen für Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern (Chase-Lansdale, Hetherington 1990; Schütze, Wagner 1991).

Dabei betonen Rossi und Rossi (1990: 266), daß die späteren intergenerationalen Beziehungen sehr wohl vom frühen Familienleben abhängen. Whitbeck et al. (1991) belegen, daß frühere Ablehnungen der Eltern die spätere Qualität der Beziehung und damit auch das Ausmaß der sozialen Unterstützung der Kinder verringern. Clausen (1993: 119) berichtet, daß Ehestreit später auch dann eine geringere Kontakthäufigkeit und weniger enge Beziehungen zu den erwachsenen Kindern zur Folge hat, wenn die Eltern zusammenbleiben (vgl. auch McLanahan, Bumpass 1988).

Für die folgenden Analysen kann also zunächst erwartet werden, daß sich unterschiedliche Familienformen beim Aufwachsen der Kinder auch in den Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern niederschlagen. Allerdings kann nicht ohne weiteres behauptet werden, daß erwachsene Kinder, die nicht bei beiden Elternteilen aufgewachsen sind, generell flüchtigere Beziehungen zu ihnen haben. Zwar dürfte das Verhältnis zum abwesenden Elternteil auch später weniger eng sein. Clausen (1993: 118) berichtet beispielsweise, "daß Ehescheidung zu einer erheblichen Einschränkung der späteren Beziehungen von Kindern zu ihren Vätern führt". Auch Cooney und Uhlenberg (1990) sowie Bulcroft und Bulcroft (1991) kommen zu diesem Ergebnis. In Hinblick auf den Elternteil, bei dem die Kinder aufgewachsen sind - meistens die Mutter -, können jedoch entgegengesetzte Hypothesen aufgestellt werden.

Einerseits kann man auch hier flüchtigere Kind-Eltern-Beziehungen vermuten. Ambert (1982) findet heraus, daß Kinder alleinerziehender Mütter von diesen mehr verlangen und ihnen auch ihre Unzufriedenheit mit der derzeitigen Situation anlasten. Kinder, die mit ihrem Vater aufwachsen, sind diesem für seine Leistungen hingegen dankbar (s. Clason 1989). Die oftmals schwierige finanzielle Situation alleinerziehender Frauen dürfte ebenfalls zu entsprechenden Belastungen führen. Ähnliches gilt auch für die Erwartungen von Verwandten und Bekannten, Behörden, Lehrern, etc. (Clason 1989). White (1994b) findet jedenfalls auf der Basis des 'National Survey of Families and Households' für die USA heraus, daß Kinder, die bei geschiedenen alleinerziehenden Elternteilen aufgewachsen sind, später als Erwachsene ihre Eltern weniger oft sehen, von einer schlechteren Beziehungsqualität berichten, weniger Hilfe leisten und auch weniger Hilfe erhalten (vgl. Aquilino 1991b, Clausen 1993, Zill et al. 1993)¹⁷.

17 Aquilino (1994) belegt zwar für die USA, daß besonders die Scheidung der Eltern und auch der Tod eines Elternteils deutliche negative Folgen für die Beziehungsqualität und die Kontakthäufigkeit von Eltern und Kindern haben. Allerdings untersucht er ausschließlich solche Scheidungen bzw. Todesfälle, die sich nach dem

Andererseits kann man aber auch die Hypothese aufstellen, daß die spätere Kind-Eltern-Beziehung bei Alleinerziehenden sogar enger ist als bei Zweielternfamilien, wenn sie durch weniger Autorität und mehr Gleichberechtigung gekennzeichnet ist (Weiss 1979, Nock 1988; s. Rottleuthner-Lutter 1989, White 1994b). Wenn Alleinerziehende mit ihren Kindern eine engere Gemeinschaft bilden, kann sich diese dann auch auf ihre Beziehung auswirken, wenn das Kind nicht mehr zu Hause wohnt. Alleinerziehende Mütter, die sich besonders um ihre Kinder bemühen, um die Abwesenheit des Vaters zu kompensieren, können später ebenfalls ein engeres Verhältnis zu ihnen erfahren. Bei manchen Alleinerziehenden dürfte sich auch ein engeres Kind-Eltern-Verhältnis durch eine 'Wir-gegen-alle-Mentalität' ergeben. Auch können sich erwachsene Kinder gegenüber ihrer alleinerziehenden Mutter im Sinne einer Reziprozitätsnorm später besonders verpflichtet fühlen, eine enge Beziehung zu ihr aufrecht zu erhalten. Immerhin hat die Mutter im Vergleich zu Zweielternfamilien sowie im Gegensatz zum abwesenden Vater deutlich mehr geleistet. Außerdem nehmen Alleinerziehende aufgrund ihrer Erziehungsarbeit im Vergleich zum abwesenden Partner häufig berufliche Abstriche in Kauf und sind somit auch auf Dauer in sozio-ökonomischer Hinsicht schlechtergestellt. Amato et al. (1995) kommen jedenfalls zu dem Ergebnis, daß eine Scheidung das Ausmaß der intergenerationalen Unterstützungen zwischen Vätern und Kindern verringert, jedoch nicht zwischen Müttern und Kindern. Alleinstehende Mütter erhalten demnach von ihren Kindern mehr Hilfe und gewähren ihnen weniger Unterstützung als verheiratete Mütter.

Bei geschiedenen, getrennt lebenden und verwitweten Einelternfamilien fehlt zwar jeweils der zweite Elternteil. Es existieren jedoch bedeutsame strukturelle Unterschiede. Man könnte vermuten, daß geschiedene Alleinerziehende zu ihren Kindern später weniger enge Beziehungen haben, da die Kinder entsprechende Auseinandersetzungen zwischen ihren Eltern (sowohl vor als auch während und nach der Scheidung) miterlebt haben. Man kann aber auch annehmen, daß die Generationenbeziehungen von Witwen als flüchtiger wahrgenommen werden als die von Geschiedenen. Ein Grund dafür liegt in einer Idealisierung des verstorbenen Vaters, und zwar besonders von seiten der Kinder ('Heiligenscheinssyndrom'). Ein verstorbener bzw. im Krieg gefallener Vater wird häufig als deutlich positiver wahrgenommen, als er tatsächlich war, und er wird dementsprechend besonders stark vermißt (z.B. Lopata 1981, Niederfranke 1991). Dies bedeutet, daß eine Einelternfamilie aufgrund des Todes des Vaters eben nur als halbe Familie angesehen wird, was dazu führen kann, daß viele Probleme auf die Abwesenheit des Vaters zurückgeführt werden. Zudem müssen Witwen

Aufwachsen der Kinder ereigneten. Alle seine Untersuchungspersonen sind hingegen in Zweielternfamilien großgeworden (s. auch Pajung-Bilger, Lüscher 1994).

prinzipiell die gesamte Familienlast tragen, während Alleinerziehende zuweilen Unterstützung vom Vater erfahren. Man kann also die These aufstellen, daß der Verlust eines Vaters, den man kaum kennt bzw. als sehr positiv in Erinnerung hat, als negativer erlebt wird als die Abwesenheit eines Vaters, den man relativ gut kennt. Kinder geschiedener Eltern können aufgrund des erlebten Ehestreits oder anderer Probleme sogar zum Schluß kommen, daß es tatsächlich besser ist, ohne den Vater aufzuwachsen. Im Gegensatz zur Einelternfamilie aufgrund von Verwitwung wird diese Familienform dann als die bessere angesehen. In manchen Fällen dürfte die Zweielternfamilie unter Einschluß des Vaters sogar als Negativbeispiel angesehen werden - im krassen Gegensatz zu einer Idealisierung des verstorbenen Vaters.

Zur Unterstützung der These, daß die Kinder von Witwen zu diesen eine weniger enge Beziehung haben, kann auch angeführt werden, daß deutsche Kriegswitwen potentiell besonderen intergenerationalen Konflikten ausgesetzt sind - sei es aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit (ihrer eigenen, der ihres Mannes bzw. der ihrer Generation insgesamt), sei es aufgrund der freieren Lebensführung der Kinder.

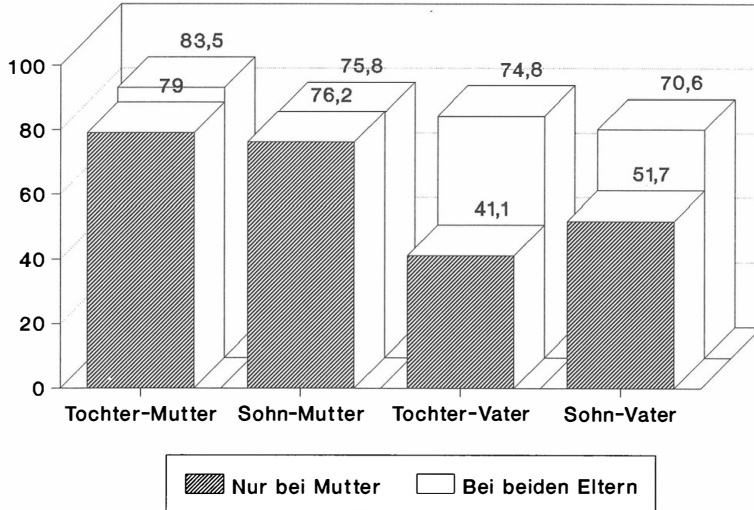
Empirische Untersuchungen weisen darauf hin, daß die langfristigen negativen Folgen des Verlusts eines Elternteils für Töchter größer sind als für Söhne. Dies gilt sowohl für das psychische Wohlbefinden (Depression), als auch für die Bildungschancen und das Scheidungsrisiko (Glenn, Kramer 1985, 1987; McLeod 1991). Als Erklärung wird unter anderem angeboten, daß Mädchen mehr als Jungen ihre Identität über enge Beziehungen und durch ihre Fähigkeit, diese aufrecht zu erhalten, definieren (z.B. Gilligan 1982). "If this were true, disruptions in parental relationships would influence girls more strongly, both in terms of their sense of self-worth and in terms of their perceptions of future relationships" (McLeod 1991: 207). Mädchen dürften aber auch stärker als Jungen die ökonomischen Nachteile einer Scheidung oder Verwitwung zu tragen haben, wenn bei eingeschränkten Ressourcen eine kostspielige Ausbildung im Zweifel eher dem Sohn als der Tochter zugestanden wird (s. Elder 1974). Eine solche Benachteiligung gegenüber dem Bruder kann sich dann auch auf die (spätere) Beziehung zum alleinerziehenden Elternteil auswirken, der diese Entscheidung getroffen hat.

Für die folgenden Analysen wird es wichtig sein, Alters- und Gesundheitsunterschiede zu kontrollieren. Mögliche flüchtigere Generationenverhältnisse zwischen heute älteren (Kriegs-)Witwen und ihren Kindern könnten 'lediglich' auf die verringerten gemeinsamen Aktivitätsmöglichkeiten sowie die besonderen Belastungen (z.B. durch Hilfeleistungen) zurückzuführen sein.

Empirische Befunde

Die Frage nach der Familienform während der Kindheit wird beim Sozio-ökonomischen Panel folgendermaßen gestellt: "Wenn Sie einmal an Ihre Kindheit bis zum 15. Lebensjahr zurückdenken: Sind Sie ganz oder überwiegend in Ihrem Elternhaus aufgewachsen?" Die vier Antwortkategorien sind: "Ja, und zwar mit beiden Elternteilen (auch Adoptiv- oder Stiefeltern)", "Ja, aber nur bei einem Elternteil, und zwar bei der Mutter", "Ja, aber nur bei einem Elternteil, und zwar beim Vater", "Nein, nicht bei den Eltern aufgewachsen". Die Befragungspersonen, die nur beim Vater aufgewachsen sind, können hier aufgrund geringer Fallzahlen nicht weiter betrachtet werden. Bei den folgenden Analysen wird des weiteren danach unterschieden, ob der Vater des bei der Mutter aufgewachsenen Kindes zu dieser Zeit lebte oder ob er verstorben war (es kann nicht eruiert werden, ob der lebende Vater von der Mutter geschieden war). Obwohl sich die hier dokumentierten Analysen auf das Jahr 1991 beziehen, können nur die Panelteilnehmer berücksichtigt werden, die auch im Jahre 1986 an der Befragung teilnahmen. Die Informationen zum Elternhaus wurden nämlich in der dritten Welle erhoben, und zwar im Rahmen des Befragungsschwerpunkts 'Soziale Herkunft'. Damit können hier die ostdeutschen Panelteilnehmer nicht einbezogen werden.

Grafik 5.5: *Mindestens enge Beziehungen nach Familienformen*



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Westdeutsche Erwachsene mit Eltern außerhalb des Haushalts.

Grafik 5.5 führt die Anteile der erwachsenen Kinder auf, die angeben, zu ihren Eltern ein mindestens enges Verhältnis zu haben. Dies trifft beispielsweise auf 83,5 Prozent der in einer Zweielternfamilie aufgewachsenen Töchter in Hinblick auf ihre Mutter zu. Die Grafik belegt, daß Generationenverhältnisse im Erwachsenenalter von der Familienform während der Kindheit abhängen. Die Beziehung zu dem Elternteil, bei dem man nicht aufgewachsen ist, erweist sich auch später als deutlich weniger eng. Im Gegensatz dazu scheint die Tatsache, ob man bei beiden Elternteilen oder nur bei der Mutter aufgewachsen ist, keine großen Auswirkungen zu haben. Die Grafik legt jedoch nahe, daß Töchter, die nur bei ihrer Mutter aufgewachsen sind, zu dieser später eine etwas weniger enge Beziehung haben. Dieser Befund wird anhand der folgenden Tabellen weiter differenziert.

Tabelle 5.4: Beziehungsenge und Familienform

	Kind-Mutter			Kind-Vater	
	Beide	Getrennt	Witwe	Beide	Mutter
Keine/flüchtig	2,9	2,6	3,8	5,1	31,4
mittel	17,4	15,9	23,4	22,1	22,2
eng	41,9	32,9	40,7	40,6	25,7
sehr eng	37,8	48,6	32,0	32,2	20,7
n	2431	114	100	1737	84

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Basis: Westdeutsche Erwachsene mit Eltern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Die Spaltenprozente summieren sich jeweils auf 100 Prozent.

Im Unterschied zur Grafik dokumentiert Tabelle 5.4 die jeweiligen Anteile, bei denen die erwachsenen Kinder angeben, zu ihrer Mutter bzw. zu ihrem Vater überhaupt keine, nur eine flüchtige, eine mittlere, eine enge oder eine sehr enge Beziehung zu haben. Zudem wird zwischen damals getrennt lebenden und verwitweten Müttern unterschieden. Das weniger enge Verhältnis zur alleinerziehenden Mutter ist hiernach hauptsächlich auf die Kinder von Witwen zurückzuführen. Lediglich ein Drittel der Kinder, die bei ihrer verwitweten Mutter aufgewachsen sind, empfindet die Beziehung zu ihr später als sehr eng.

Die erwachsenen Kinder, die bei ihrer getrennt lebenden Mutter aufgewachsen sind, berichten später hingegen nicht von einem flüchtigeren Verhältnis als die Kinder aus Zweielternfamilien. Im Gegenteil. Wenn man die Quoten der engen und sehr engen Kind-Mutter-Verhältnisse für diese beiden Gruppen zusammennimmt, ergeben sich zwar etwa dieselben Anteile (81,5 und 79,7 Pro-

zent). Es wird jedoch deutlich, daß erwachsene Kinder, die bei ihrer getrennt lebenden Mutter aufgewachsen sind, besonders häufig von einem *sehr engen* Verhältnis sprechen, wohingegen Zweielternfamilien vor allem mit *engen* Kind-Mutter-Beziehungen einhergehen.

Tabelle 5.5: Familienform als Determinante der Beziehungseuge (Geordnete Probit-Modelle)

	Tochter-Mutter	Sohn-Mutter	Tochter-Vater	Sohn-Vater
Mutter getrennt	0,01	0,10	-1,15***	-0,61***
Mutter verwitwet	-0,30*	0,02		
Kein Elternteil	-1,07***	-0,89***	-1,32***	-0,83***
Beide Eltern				
n	1367	1238	936	854

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Kein Hochrechnungsfaktor, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Beziehungseuge zwischen westdeutschen erwachsenen Kindern und ihren Eltern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Die folgenden Variablen werden kontrolliert: Entfernung zwischen den Kinder- und Elternhaushalten, Zeitressourcen, Lebensstandard, Gesundheitszustand, Familienstand, Anzahl der Familienangehörigen, Geschwister, Kind(er) im Haushalt, Geburtskohorte und Konfessionszugehörigkeit. Koeffizient signifikant zum *** < 0,01-, ** < 0,05- und * < 0,1-Niveau.

In Tabelle 5.5 werden schließlich die Ergebnisse der multivariaten Analysen aufgeführt. Ob man bei beiden Elternteilen aufgewachsen ist oder nur bei der Mutter oder bei keinem Elternteil, spielt für die späteren Generationenbeziehungen auch dann eine große Rolle, wenn eine ganze Reihe von anderen Determinanten berücksichtigt werden. Wer nicht bei seinen Eltern großgeworden ist, hat zu diesen auch im Erwachsenenalter ein deutlich weniger enges Verhältnis. Dies gilt für alle vier Dyadengruppen, aber insbesondere für die Töchter.

Es bestätigt sich auch das Ergebnis, daß die Kind-Vater-Beziehung als wesentlich flüchtiger wahrgenommen wird, wenn man nur bei der Mutter aufgewachsen ist. Im Vergleich mit allen anderen (den hier nicht aufgeführten) Determinanten ergibt sich hierfür der zweitgrößte Effekt - lediglich das Aufwachsen bei keinem Elternteil ist noch bedeutsamer. Auch hier leidet das Tochter-Vater-Verhältnis noch mehr als die Sohn-Vater-Beziehung.

Gleichzeitig macht es Sinn, bei den alleinerziehenden Müttern zwischen Witwen und von ihrem Partner getrennt lebenden Frauen zu unterscheiden. Im Vergleich mit Zweielternfamilien werden vor allem die Generationenbeziehungen

zwischen Witwen und ihren Töchtern als deutlich weniger eng wahrgenommen. Damit wird auch bestätigt, daß die langfristigen Folgen des Verlustes eines Elternteils für Töchter größer sind als für Söhne.

Tabelle 5.6: Familienform und Lebenszeit (Geordnete Probit-Modelle)

	Kind-Mutter			Kind-Vater		
	< 32 J.	32-41 J.	> 41 J.	< 32 J.	32-41 J.	> 41 J.
Mutter getrennt	0,23	0,05	-0,17	-1,00**	-0,57*	-0,86**
Mutter verwitwet	0,07	-0,33	-0,07			
Kein Elternteil	-1,48**	-1,12**	-0,61**	-1,70**	-1,14**	-0,16
Beide Eltern						
n	772	909	924	680	686	424

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991. Kein Hochrechnungsfaktor, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Beziehungsenge zwischen westdeutschen erwachsenen Kindern und ihren Eltern außerhalb des Haushalts. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Die in Tabelle 5.5 aufgeführten unabhängigen Variablen sind ebenfalls enthalten. Koeffizient signifikant zum ** < 0,01- und * < 0,05-Niveau.

Inwiefern verringert sich die Bedeutung der Familienform während der Kindheit mit der Zeit? In Tabelle 5.6 werden die Ergebnisse von sechs geordneten Probit-Modellen dokumentiert. Für die Kind-Mutter- und Kind-Vater-Verhältnisse werden jeweils drei Modelle geschätzt, wobei zwischen erwachsenen Kindern unterschieden wird, die nach 1959, zwischen 1950 und 1959 sowie vor 1950 geboren wurden. Diese sind also im Jahre 1991 höchstens 31 Jahre, zwischen 32 und 41 bzw. mindestens 42 Jahre alt.

Wenn man die erwachsenen Kinder betrachtet, die bei keinem Elternteil aufgewachsen sind, ergeben sich Hinweise dafür, daß sich die Bedeutung des Elternhauses tatsächlich mit der Zeit verringert. Je älter die Kinder sind, um so weniger flüchtig ist die Beziehung zu den Eltern. Die Differenz zu den Kindern, die bei beiden Eltern aufgewachsen sind, wird immer geringer. Bei der Beziehung zum abwesenden Vater zeigt sich eine solche durchgehende Tendenz hingegen nicht. Die mittlere Altersgruppe spricht zwar im Vergleich mit den jungen erwachsenen Kindern von weniger flüchtigeren Beziehungen zum früher abwesenden Vater. Dieser Trend setzt sich jedoch nicht fort, sondern dreht sich wieder um. Väter, bei denen ihre Kinder nicht aufwachsen, müssen mit einem durchgehend flüchtigeren Verhältnis zu ihnen rechnen, und es gibt nur wenige Anzeichen dafür, daß sich diese Sozialisationsfolgen mit der Zeit abschwächen.

5.6 Kurzfazit

Die affektive Solidarität ist als subjektive Dimension zwischenmenschlicher Beziehungen weniger klar und eindeutig wie beispielsweise die Kontakthäufigkeit. Dies rechtfertigt es jedoch nicht, sie außer acht zu lassen. Gerade die Untersuchung der subjektiven Seite von Generationenbeziehungen führt zu wichtigen Erkenntnissen. So zeigt sich beispielsweise, daß Eltern und erwachsene Kinder ihr Verhältnis zur anderen Generation durchaus unterschiedlich bewerten. Eltern geben generell engere Beziehungen zu ihren Kindern an als umgekehrt. Dies spricht für die '*Intergenerational Stake*' Hypothese. Die engsten Beziehungen bestehen zwischen (ostdeutschen) Müttern und Töchtern, die flüchtigsten zwischen (westdeutschen) Söhnen und Vätern. Die allermeisten Eltern berichten von mindestens engen Beziehungen zu ihren Kindern. Umgekehrt haben aber auch die meisten erwachsenen Kinder ein mindestens enges Verhältnis zu ihren Eltern.

Unterschiedliche Gelegenheiten oder Bedürfnisse führen nicht generell zu engeren oder flüchtigeren Generationenbeziehungen. Hier muß weiter zwischen verschiedenen Opportunitäts- und Bedürfnisstrukturen unterschieden werden. Wer mehr Zeit zur Verfügung hat, muß damit nicht engere intergenerationale Beziehungen aufweisen. Eher ist das Gegenteil der Fall. Wer aber in der Nähe seiner Eltern oder erwachsenen Kinder wohnt, hat mit diesen aller Wahrscheinlichkeit nach ein vergleichsweise enges Verhältnis. Größere Bedürfnisse aufgrund eines geringeren Lebensstandards oder schlechteren Gesundheitszustands verringern sogar die affektive Solidarität, wohingegen (am Familienstand abgelesene) emotionale Bedürfnisse eher zu engeren Verhältnissen führen.

Bei der Untersuchung von intergenerationalen Beziehungen macht es Sinn, die Eltern-Kind- und die Kind-Eltern-Beziehungen weiter aufzuschlüsseln, und zwar insbesondere nach dem Geschlecht. Mutter-Tochter-Verhältnisse sind anders als Tochter-Mutter-Beziehungen, die sich wiederum von Sohn-Mutter-, Tochter-Vater- und Sohn-Vater-Verhältnissen unterscheiden. Bestimmte Opportunitäten, Bedürfnisse, familiale und kulturelle Kontexte führen durchaus zu divergierenden Generationenbeziehungen, wenn diese Frauen oder Männer, Töchter oder Söhne, Mütter oder Väter betreffen.

Die Analysen deuten darauf hin, daß die westdeutsche 68er Generation im Vergleich mit den anderen Kohorten weniger enge Verhältnisse zu ihren Eltern und zu ihren Kindern hat. Dabei zeigen sich insbesondere Differenzen zwischen den 68er Söhnen gegenüber ihren Vätern und den 68er Vätern gegenüber ihren Töchtern und Söhnen. Die freiere Lebensführung der Kinder sowie die besonderen Ansprüche der 68er Väter gegenüber ihren Nachkommen führen demnach zu einer geringeren Verbundenheit zwischen den Familiengenerationen.

In bisherigen Generationenstudien ist die Konfessionszugehörigkeit vernachlässigt worden. Anhand der hier durchgeführten Analysen lassen sich jedoch entsprechende Effekte nachweisen. Konfessionslose berichten von weniger engen Verhältnissen zu den Verwandten der anderen Generation. Dies spricht für die tatsächliche Relevanz von entsprechenden expliziten und impliziten Ge- und Verboten.

Unterschiedliche Familienformen während der Kindheit haben zum Teil bedeutende Folgen für die Generationenbeziehungen im Erwachsenenalter. Das Aufwachsen bei einer alleinerziehenden Mutter verschlechtert die Beziehung zum Vater erheblich. Wer als minderjähriges Kind mit seinem Vater nicht zusammenlebt, spricht später von einer deutlich flüchtigeren Beziehung zu ihm. Dies gilt sowohl für Töchter als auch für Söhne, aber in besonders deutlichem Ausmaß für die Tochter-Vater-Beziehungen. Wer bei keinem Elternteil aufgewachsen ist, hat zu diesen später ein wesentlich flüchtigeres Verhältnis. Auch hier leidet vor allem die Beziehung der Tochter zu ihren Eltern.

Bei den alleinerziehenden Müttern ist zwischen Witwen und von ihrem Partner getrennt lebenden Frauen zu unterscheiden. Kinder, die bei ihrer getrennt lebenden Mutter aufwachsen, empfinden ihre spätere Beziehung zu ihr im allgemeinen nicht als weniger eng. Dies gilt sowohl für die Tochter-Mutter- als auch für die Sohn-Mutter-Beziehung. Im Unterschied dazu erweisen sich die wahrgenommenen Generationenbeziehungen von Witwen und ihren Töchtern als flüchtiger. Dies spricht für die Hypothese, daß Einelternfamilien aufgrund des Todes des Partners als problematischer wahrgenommen werden als Einelternfamilien aufgrund der Trennung vom Partner.

Kapitel 6:

Die Dynamik der Generationenbeziehungen

*It's always that way. All parents are the same.
Really what they want is for you to be just like them.*

Andrew Davies

6.1 Einleitung

Eines der spannendsten und wichtigsten aktuellen soziologischen Themen ist die ostdeutsche Systemtransformation. Der Übergang von einem planwirtschaftlichen zu einem marktwirtschaftlichen Wirtschaftssystem, die Veränderung der politischen und legislativen Rahmenbedingungen und nicht zuletzt die unterschiedlichen Systeme sozialer Sicherung haben vielfältige Folgen für die Individuen. Die Veränderungen betreffen natürlich die Sphäre der Arbeitswelt, in besonderem Maße aber auch die Familie. Immerhin ist eine der augenfälligsten Entwicklungen nach dem Zusammenbruch der DDR der massive Rückgang der Geburten (z.B. Statistisches Bundesamt 1997: 30f.).

Welche Folgen hat die Systemtransformation für die familialen Generationenbeziehungen? Zunächst ist festzuhalten, daß die Veränderungen nicht zwangsläufig zu einem brüchigeren Zusammenhalt des ostdeutschen Familienverbandes führen müssen. Gerade Beziehungen zwischen nicht mehr zusammenlebenden erwachsenen Kindern und Eltern ändern sich nicht grundlegend von heute auf morgen. Es handelt sich hier um lange gewachsene Bindungen, so daß die ausgeprägte Generationensolidarität in der DDR auch auf die Zeit nach dem Fall der Mauer nachwirken dürfte. Die erste Hypothese lautet somit: Ostdeutsche Familiengenerationen haben aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen in der Deutschen Demokratischen Republik einer Verflüchtigung ihrer Beziehung aufgrund belastender Transformationsfolgen einiges entgegenzusetzen.

Für viele ostdeutsche Familienbeziehungen, dies ist die zweite These, haben die Veränderungen seit dem Fall der Mauer sogar zu einem größeren Zusam-

menhalt geführt. Die massiven Veränderungen, denen Ostdeutsche seitdem ausgesetzt sind, lassen die Familienbeziehungen um so bedeutsamer werden. In der schwierigen Zeit ökonomischer und sozialer Umwälzungen bieten Familienmitglieder wichtigen Rückhalt, sei es in emotionaler Hinsicht, sei es durch monetäre und instrumentelle Hilfeleistungen.

Die Gegenhypothese dazu lautet, daß die massiven Belastungen zu einer Abschwächung der ostdeutschen Generationensolidarität beitragen. Insofern ist in Hinblick auf die Transformationsfolgen von einer ambivalenten Entwicklung auszugehen. Damit würde es im Zuge der Transformation sowohl zu engeren als auch zu flüchtigeren Generationenbeziehungen kommen. Die Betroffenheit von den immens veränderten Arbeits(markt)bedingungen sollte sich dabei besonders stark bemerkbar machen.

Es ist aber nicht nur die ostdeutsche Familie, die Veränderungen ausgesetzt ist. Zwar sind hier die Entwicklungen besonders drastisch. Dies sollte jedoch nicht den Blick auf die Dynamik der westdeutschen Familie verstellen. Wenn man der ersten These Glauben schenkt, können sich westdeutsche Familienverhältnisse derzeit sogar stärker wandeln als ostdeutsche. Die Dynamik der Generationenbeziehungen muß nicht automatisch der Dynamik gesamtgesellschaftlicher Prozesse folgen.

In diesem Kapitel wird somit die Frage nach der Stabilität und dem Wandel der familialen Generationenbeziehungen gestellt. Zum einen wird das Ausmaß von Stabilität und Wandel in einem Zeitraum von fünf Jahren, also zwischen 1991 und 1996, eruiert. Zum anderen wird versucht, wesentliche Determinanten der Generationendynamik zu identifizieren. Aufgrund der zur Verfügung stehenden Informationen des Sozio-ökonomischen Panels konzentriere ich mich auf das Solidaritätspotential der Wohnentfernung sowie auf die funktionale und affektive Solidaritätsdimension. Besonderes Augenmerk wird, im Anschluß an das vorhergehende Kapitel, auf die wahrgenommene Enge der Generationenbeziehungen gerichtet. Zunächst aber geht es darum, die skizzierten Thesen weitergehend zu diskutieren und dabei theoretische Vorüberlegungen in Hinblick auf die Dynamik der Generationenbeziehungen von Ost- und Westdeutschen anzustellen.

6.2 Transformation in Ostdeutschland

Bevor man sich mit Veränderungen beschäftigt, ist es notwendig, sich die Ausgangssituation zu vergegenwärtigen. Beim Vergleich von Ost- und Westdeutschen hat man sich also *erstens* die besonderen Generationenbeziehungen in der DDR in Erinnerung zu rufen und sie in Bezug zu denen in der 'alten' Bundesrepublik zu setzen. Dies ist in Kapitel 2 geleistet worden. In einem *zweiten*

Schritt ist den Auswirkungen der ostdeutschen Systemtransformation nachzugehen. *Drittens* geht es um Entwicklungen, denen sowohl ost- als auch westdeutsche Familien ausgesetzt sind. Es wird also davon ausgegangen, daß die Solidarität ostdeutscher Generationen nach dem Mauerfall prinzipiell von drei Faktoren abhängt: Von den Ursachen für die besonderen Familienbeziehungen in der DDR, von der spezifischen ostdeutschen Systemtransformation sowie von allgemeinen Entwicklungen, die sich nicht nur in Ostdeutschland abspielen.

In Hinblick auf die Transformationsfolgen für das Verhältnis zwischen ostdeutschen erwachsenen Kindern und Eltern macht es Sinn, zwischen kurz- und langfristigen Entwicklungen zu unterscheiden. Auf lange Sicht dürften ostdeutsche Eltern-Kind-Beziehungen *summa summarum* flüchtiger werden. Kurzfristig, und darum geht es hier, ist jedoch mit einer ambivalenten Entwicklung zu rechnen (vgl. Franz, Herlyn 1995; Schneider et al. 1995). D.h., es gibt sowohl gute Argumente dafür als auch dagegen, daß familiäre Generationenbeziehungen im Zuge der Transformation enger werden bzw. bereits geworden sind.

Die ostdeutschen Generationenbeziehungen werden, so die eine These, aufgrund des Systemumbruchs stark belastet. Dadurch kristallisieren sich flüchtigere Beziehungen heraus. Dies liegt auch an der Ausgangssituation. Wenn viele Beziehungen bereits als sehr eng wahrgenommen werden, ist der Spielraum in die entgegengesetzte Richtung natürlich größer (Ceiling-Effekt). Dabei spielen die Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt eine wichtige Rolle. In der DDR konnte man noch von einem langfristig planbaren und sicheren beruflichen Lebenslauf ausgehen, was unter den neuen Arbeitsmarktbedingungen nicht mehr der Fall ist. Arbeitslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit, Dequalifizierung und geographische Mobilität tangieren nicht zuletzt die Familienbeziehungen (s. z.B. Meyer, Schulze 1992; Ahnert, Schmidt 1995: 160; Nietfeld, Becker 1999). Conger et al. (1992, 1993; s. Abschnitt 2.1.2) finden für Farmer im mittleren Westen der USA heraus, daß ökonomischer Streß zu Depressionen und Entmutigung der Eltern, zu Ehekonflikten und Problemen bei der Kindererziehung führt (vgl. Elder, Meier 1997). Auch Untersuchungen für die Bundesrepublik belegen, daß Probleme im Arbeitsleben in die Familie hineingetragen werden und diese belasten (z.B. Hess et al. 1991, Landua 1991)¹. Ein Grund hierfür

1 Die Arbeitsmarktentwicklung kann auch zu Konflikten zwischen ökonomischen Generationen führen, die dann in familiäre Auseinandersetzungen übertragen werden. Mayer und Solga (1994) vermuten Generationskonflikte aufgrund der Umkehrung von sozialen Mobilitätschancen der jungen und älteren Generationen nach der Wende. Zu DDR-Zeiten war es die ältere Aufbaugeneration, die die höheren Positionen in der beruflichen Hierarchie innehatte, während z.B. die um 1960 geborenen Facharbeiterkinder besonders selten einen sozialen Aufstieg schafften. Nach dem Zusammenbruch der Deutschen Demokratischen Republik hat sich dieses Verhältnis umgekehrt: Die Älteren wurden massiv in den Vorruhestand 'entlassen'

sind finanzielle Probleme aufgrund einer Erwerbslosigkeit. Für Ostdeutsche spielt zudem der drastische Anstieg der Lebenshaltungskosten eine wichtige Rolle. Dazu kommt noch, daß die Eltern nun viel stärker als früher an den Ausbildungskosten ihrer Kinder beteiligt werden. Jedenfalls geht die Unzufriedenheit mit der eigenen finanziellen Situation mit weniger engen Generationenverhältnissen einher (Kapitel 5). Aber auch psychische Belastungen wie eine allgemeine Verunsicherung aufgrund der rasanten Veränderung der vertrauten Lebensumwelt sowie die Verringerung des Selbstwertgefühls aufgrund einer Arbeitslosigkeit, einer Dequalifizierung oder der Angst davor können sich in den Sozialbeziehungen niederschlagen (Meyer, Schulze 1992: 111; Müller 1992; Schröder 1994: 141; Wald 1995: 217).

Zur Unterstützung der Belastungsthese kann angeführt werden, daß die Familienorientierung von Ostdeutschen abnimmt, weil im Gegenzug der Beruf und die Einkommen wichtiger werden (Schröder 1994: 239; vgl. Holst, Schupp 1995). Möglicherweise spielt hier ein materieller Nachholbedarf eine Rolle. Es sind aber vor allem die wesentlich größeren Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die besonders für Frauen zu einer Zunahme des subjektiven Stellenwertes der eigenen Erwerbstätigkeit gegenüber familienorientierten Werten führt (z.B. Behrend 1995: 247; Böckmann-Schewe et al. 1995: 215f.; Schlegel 1995: 118). Dies wirkt sich auf die Entscheidung zur Elternschaft und die Beziehung zu den minderjährigen Kindern aus, kann aber auch das Verhältnis zu den erwachsenen Kindern und Eltern beeinträchtigen².

Es existieren aber auch - im Widerspruch zur Belastungsthese - deutliche Hinweise auf eine Stärkung des Familienzusammenhalts aufgrund der Transformation (s. z.B. Diewald et al. 1995: 335ff.). Zwischen vielen ostdeutschen Eltern und ihren erwachsenen Kindern entwickelt sich aufgrund des Transformationsprozesses eine neue Solidarität. Der Arbeitsmarktdruck belastet demnach die Familienbeziehungen weniger, sondern er trägt vielmehr zu einem größeren

("und reagieren mit Entfremdung und Bitterkeit"; Mayer, Solga 1994: 207), und nun sind es eher die jüngeren Arbeitskräfte, die verhältnismäßig gute Arbeitsmarkt- und Karrierechancen haben: "Einiges spricht dafür, daß die Ungleichzeitigkeit von einerseits sehr hohen und andererseits blockierten Mobilitätschancen auch nach der Wende zu Generationskonflikten führen dürfte" (Mayer, Solga 1994: 193).

- 2 Nach der Wiedervereinigung ist die Fertilität um etwa die Hälfte zurückgegangen, und auch die Zunahme der Sterilisationen weist auf die Folgen der veränderten Rahmenbedingungen hin (z.B. Dorbritz 1993; Bertram, B. 1995; Conrad et al. 1996; Witte, Wagner 1997). Ahnert und Schmidt (1995: 161f.) stellen fest: "Der zeitliche Aufwand für Kinderbetreuung ist bereits im Kontext einer neuen Strukturierung des Familienalltags unmerklich vermindert worden. Bei der Neubestimmung der elterlichen Eigeninteressen und in der Rangfolge der familiären Werte scheint das Kind weiter aus dem Blickwinkel gerückt zu sein".

(bzw. gleichbleibend großen) Zusammenhalt bei. Die Familie bietet einen Spannungsausgleich, einen Rückzugsraum und eine ökonomische Absicherung gerade in der durch Unsicherheit geprägten Transformationsphase (s. Häder, Häder 1995: 147 sowie Schneider 1994; Franz, Herlyn 1995; Gensicke 1995)³.

Die veränderte und sich weiter wandelnde politische, ökonomische und kulturelle Umwelt erhöht das Bedürfnis nach einem 'sicheren Zufluchtsort'. Dieses Bedürfnis wird noch stärker an die Familie herangetragen, wenn alternative Instanzen - wie z.B. die Arbeitskollektive - wegfallen (vgl. Böckmann-Schewe et al. 1995: 221). Zudem sind sowohl die Eltern als auch die Kinder von den Veränderungen betroffen. D.h., mögliche Differenzen aufgrund unterschiedlicher Lebenswelten halten sich durch die gemeinsamen Erfahrungen während der Transformationsphase in Grenzen - oder sie sind Auslöser intergenerationaler Solidarität⁴. Insofern würde die ostdeutsche Familie ihre Funktion beibehalten, die sie auch schon in der DDR hatte, nämlich als Rückhalt und Gegenwelt zu fungieren, als vergleichsweise unbelasteter Rückzugsraum vor den Anforderungen, Unsicherheiten und Risiken der darüber hinausgehenden Lebenswelt.

Damit - und auch dies ist eine Hypothese für die empirischen Analysen - ändert sich der Charakter der intergenerationalen Beziehungen. Eltern werden für die erwachsenen Kinder immer wichtiger. Dies liegt an der höheren Bedürftigkeit der Kinder, also am Rückgang staatlicher Unterstützungen während der Ausbildung, an der hohen Arbeitslosigkeit, an der Schließung öffentlicher Kinderbetreuungseinrichtungen, an der Arbeitsplatzunsicherheit und auch an den veränderten Zeitregimes am Arbeitsplatz. Wenn dies zutrifft, müßte sich diese Entwicklung auch ansatzweise in den folgenden empirischen Auswertungen niederschlagen: Eltern müßten in Hinblick auf die funktionale familiäre Solidarität, sei es bei monetären Transfers, sei es bei instrumentellen Hilfeleistungen, an Bedeutung gewinnen. Dabei geht die gestiegene Bedürftigkeit und Abhängigkeit

3 Wenig spricht hingegen für das Argument, daß aufgrund der hohen Frauenerwerbslosigkeit nun mehr Familienzeit zur Verfügung steht und die Familienbeziehungen dadurch gestärkt werden. Vielmehr dürfte das Gegenteil zutreffen: *Erstens* wirkt sich die Unzufriedenheit der Frauen über ihre Erwerbssituation belastend auf die Familienbeziehungen aus. *Zweitens* haben die in Kapitel 5 vorgestellten Befunde gezeigt, daß größere Zeitressourcen eben nicht mit engeren Generationenbeziehungen einhergehen. Und *drittens* belegen Untersuchungsergebnisse auf der Basis des ALLBUS 1992 Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschen bei der Einstellung zur Erwerbstätigkeit von Müttern: Eine deutliche Mehrheit der Ostdeutschen ist der Ansicht, daß es für ein Kind gut sei, wenn seine Mutter berufstätig ist und sich nicht nur auf den Haushalt konzentriert, wohingegen die Mehrheit der Westdeutschen dem nicht zustimmen kann (Zentralarchiv 1996: 56).

4 Harre und Schmidt (1996) berichten beispielsweise im Rahmen ihrer Untersuchung über Lebensentwürfe Ostberliner Gymnasiastinnen und ihrer Mütter von der Parallelität ihrer Entscheidungen in Hinblick auf ihre Erwerbstätigkeit.

der erwachsenen Kinder durchaus mit größeren Ressourcen der Eltern einher. Immerhin sind Rentner und Pensionäre im Vergleich zur Situation in der DDR jetzt deutlich häufiger in der Lage, ihren Kindern finanzielle Unterstützungen zuteil werden zu lassen. Umgekehrt ist zu vermuten, daß sich die erwachsenen Kinder aufgrund des gestiegenen Problemdrucks zuweilen weniger in der Lage sehen, ihren Eltern zu helfen.

6.3 Entwicklungen in West- (und Ost-) Deutschland

Im Gegensatz zu den transformationsbedingten Entwicklungen der ostdeutschen familialen Generationenbeziehungen, die als ambivalent einzuschätzen sind, sprechen eine Reihe allgemeiner Entwicklungen generell für flüchtigere Verhältnisse zwischen erwachsenen Kindern und Eltern.

1. Einige der im letzten Abschnitt genannten Hypothesen gelten auch für Westdeutsche. Sie sind ebenfalls zunehmenden Arbeitsmarktproblemen ausgesetzt, und damit kann man auch für westdeutsche Generationenbeziehungen entsprechende Belastungen unterstellen. Auch eine geographische Mobilität (z.B. aufgrund von arbeitsplatzbedingten Umzügen) mit der damit einhergehenden größeren räumlichen Distanz zwischen Eltern- und Kinderhaushalten dürfte sowohl für Ost- als auch für Westdeutsche zu flüchtigeren intergenerationalen Verhältnissen führen. Immerhin hat sich die Wohnentfernung als die wichtigste Determinante der Beziehungsenge erwiesen.

2. Sich immer schneller verändernde Lebensstilmuster, an denen die Jüngeren stärker partizipieren als die Älteren, führen zu größeren Differenzen zwischen den Lebensstilen und Einstellungen von Eltern und Kindern. Damit kann man die These aufstellen, daß besonders die Kinder die Beziehung zu ihren Eltern als weniger eng wahrnehmen, während die Eltern das Verhältnis zu ihrem Kind als stabil empfinden. Bei den Kindern ist eine deutlich stärkere Zunahme von Themen, Kenntnissen und Rollen im Vergleich zu den Eltern zu verzeichnen. Sie gewinnen neue Rollen hinzu, wobei sie die Rolle, die sie in der Beziehung mit ihren Eltern spielen, beibehalten. Die Eltern meinen dann, daß sich nicht viel verändert hat, aber für die Kinder stellt ihre Beziehung zu den Eltern einen immer kleiner werdenden Ausschnitt ihres Beziehungs- und Werterepertoires dar. Wenn dies zutrifft, müßten die empirischen Analysen tendenziell flüchtigere Generationenbeziehungen aus der Sicht der Kinder ergeben, während Eltern eher von stabilen Verhältnissen berichten. Es handelt sich hier zwar generell um langfristige Entwicklungen; diese dürften jedoch auch in der kurzfristigen Perspektive von fünf Jahren tendenziell beobachtbar sein.

3. Verbindungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen können zu brüchigeren Familienbeziehungen beitragen. So können wachsende

Vorwürfe der jungen Generation an Ältere über Umweltverschmutzung und Ressourcenverschwendung zu Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen, aber auch zwischen familialen Generationen führen. Zwar existieren potentielle Konfliktlinien zwischen gesellschaftlichen Generationen in Form von Interessengegensätzen zwischen jungen Beitragszahlern und älteren Rentempfängern sowie aufgrund des wachsenden staatlichen Haushaltsdefizits, das letztendlich von nachwachsenden Generationen beglichen werden muß und deren Handlungsoptionen einschränkt. Aber trotz der Hinweise auf solche Konflikte in den Vereinigten Staaten (die u.a. auch zum zentralen politischen Ziel eines ausgeglichenen Haushalts geführt haben), sind in der Bundesrepublik Deutschland solche Auseinandersetzungen relativ schwach ausgeprägt. Dafür flackern immer wieder öffentlich geführte Diskussionen zwischen politischen Generationen, nämlich zwischen der sogenannten '68er' und den wie immer auch benannten jüngeren Altersgruppen auf, die durchaus ihre Entsprechung in familialen Generationenkonflikten haben können. Ein kurzer Leserbrief (Scheithauer 1997: 24) bringt das Bündel an Argumenten prägnant auf den Punkt: "Die 68er haben mal den Marsch durch die Institutionen begonnen. Dort sitzen sie nun heute hoch abgesichert, verfügen Personalabbau ohne Ende, Stellenstopps allerorten und verhindern, vom Sachzwang faselnd, jegliche Strukturreform. Leider müssen wir ihnen die Renten in einer Höhe finanzieren, die für uns mal als schöne Mär in den Geschichtsbüchern stehen wird. Daß wir nicht auch noch die intellektuellen Sparringspartner abgeklärter, saturierter Systemsurfer spielen wollen, sei uns verziehen".

4. Ein weiteres Argument für lockerere Generationenbeziehungen läßt sich am Zusammenhang zwischen gesamtgesellschaftlicher und familialer Solidarität festmachen. In den letzten Jahren hat sich in Deutschland eine 'Atmosphäre von Entsolidarisierung' herauskristallisiert. Diskutiert oder beschlossen wurden u.a. die Einschränkung der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, die Verringerung von Leistungen der Krankenkassen bei gleichzeitiger Erhöhung der Selbstbeteiligung, die Senkung der Sozialhilfe, des Arbeitslosengeldes und der Arbeitslosenhilfe sowie die Abschaffung bzw. Senkung des Solidaritätszuschlags. Gleichzeitig ist eine dramatische Zunahme der Arbeitslosigkeit, eine Ausweitung sozialversicherungsfreier Beschäftigungsverhältnisse und befristeter Arbeitsverträge sowie ein steigender Lehrstellenmangel zu verzeichnen, während Unternehmen auf shareholder value fokussieren, sich von ihren älteren Mitarbeitern auf Kosten der öffentlichen Sozialkassen trennen sowie bei Rekordgewinnen Arbeitsplätze in der Bundesrepublik Deutschland einsparen und im Ausland Stellen schaffen. Eine solche Atmosphäre von Entsolidarisierung macht sich in vielerlei Hinsicht bemerkbar und dürfte auch Folgen für die familialen Generationenbeziehungen haben. Wenn insgesamt die Bedeutung von Solidarität als Wert an sich abnimmt, wirkt sich dies auch auf die Solidarität zwischen erwach-

senen Kindern und Eltern aus. Es muß jedoch betont werden, daß von einer quantitativen repräsentativen Untersuchung über einen Zeitraum von fünf Jahren höchstens Indizien für solche Prozesse erwartet werden können.

6.4 Generationenbeziehungen im Wandel?

Im folgenden werden sowohl die Ergebnisse von Querschnitt- als auch die von Längsschnittanalysen dokumentiert. Es handelt sich sowohl um separate Auswertungen für die Jahre 1991 und 1996 als auch um Analysen, bei denen nur diejenigen Dyaden einbezogen sind, für die Informationen zu beiden Befragungszeitpunkten vorliegen.

Dabei wird hauptsächlich auf die folgenden Fragen zurückgegriffen: 1. "Haben Sie persönlich im letzten Jahr, also 1990 (1995), Zahlungen oder Unterstützungen an Verwandte oder sonstige Personen außerhalb dieses Haushalts geleistet? Wenn ja, an wen und in welcher Höhe etwa? Im Jahr insgesamt ca. ... (Wie hoch war der Betrag im Jahr insgesamt etwa?)". 2. "Angenommen, Sie hätten Grippe und müßten für ein paar Tage im Bett bleiben: Wen würden Sie zuerst um Hilfe bitten, z.B. um sich um Sie zu kümmern oder um Einkäufe zu erledigen? Und an wen würden Sie sich als zweites wenden?". 3. "Nur einmal theoretisch gefragt: Wie wäre es bei einer langfristigen Pflegebedürftigkeit, z.B. nach einem schweren Unfall: Wen würden Sie zuerst um Hilfe bitten? Und an wen würden Sie sich als zweites wenden?". 4. "Nun eine Frage zu Ihrer weiteren Familie, die *n i c h t* hier im Haushalt lebt: Welche und gegebenenfalls wieviele der folgenden Verwandten haben Sie? Für die vorhandenen Personen sagen Sie bitte dazu (geben Sie bitte zusätzlich an), wie weit entfernt sie wohnen und wie eng Ihre Beziehung(en) zu ihnen sind." Dabei wird u.a. zwischen Mutter und Vater, Sohn/Söhne und Tochter/Töchter unterschieden. Bei der Entfernung ("Die Person wohnt ...") wird zwischen "im gleichen Haus", "in der Nachbarschaft", "im gleichen Ort, aber weiter als 15 Minuten Fußweg", "in einem anderen Ort, aber innerhalb 1 Stunde erreichbar" und "weiter entfernt" bzw. "im Ausland" differenziert. Bei der Enge der Beziehung ("Meine Beziehung zu dieser Person ist ...") wird zwischen "sehr eng", "eng", "mittel", "nur flüchtig" und "überhaupt keine Beziehung" unterschieden.

Zunächst werden in Tabelle 6.1 drei zentrale Aspekte familialer Generationenbeziehungen untersucht, nämlich Wohnentfernung, Enge der Beziehung und intergenerationale Unterstützungsleistungen. Dabei handelt es sich noch - wie auch bei Grafik 6.1 - um replikative Ergebnisse von Querschnittauswertungen. Die Prozentzahlen dokumentieren Anteile (bzw. DM-Beträge) von Westdeutschen und Ostdeutschen in den Jahren 1991 und 1996. Eine Lesehilfe: Bei

Tabelle 6.1: Aspekte familialer Generationenbeziehungen

	Westdeutsche		Ostdeutsche	
	1991	1996	1991	1996
Wohnentfernung¹				
Elternteil wohnt im gleichen Ort	46,5 ^c	44,7 ^c	50,3 ^a	46,2 ^{ac}
Kind wohnt im gleichen Ort	56,2 ^c	57,1 ^c	55,3	56,2 ^c
Elternteil wohnt höchstens 1 Stunde entfernt	78,6	81,7 ^b	77,6	74,9 ^{bc}
Kind wohnt höchstens 1 Stunde entfernt	81,0 ^{ab}	82,5 ^{ab}	75,7 ^b	77,6 ^{bc}
Enge der Beziehung¹				
Mindestens enge Eltern-Kind-Beziehung	88,3 ^c	87,9 ^c	89,0 ^c	88,2 ^c
Mindestens enge Kind-Eltern-Beziehung	75,0 ^{bc}	72,7 ^{bc}	80,6 ^{bc}	78,3 ^{bc}
Transfers und Hilfen von erwachsenen Kindern²				
Zahlungen an Eltern im letzten Jahr	3,8 ^c	3,5 ^c	3,0 ^{ac}	2,5 ^{ac}
Durchschnittsbetrag in DM	2321 ^c	2509 ^c	1453	1772 ^c
Hilfe bei kurzer Krankheit des Elternteils	56,7 ^{abc}	50,0 ^{abc}	58,4 ^{bc}	56,9 ^{bc}
Hilfe bei langer Krankheit des Elternteils	49,2 ^{abc}	46,1 ^{ab}	55,3 ^{bc}	53,9 ^{bc}
Transfers und Hilfen von Eltern²				
Zahlungen an erw. Kind im letzten Jahr	10,6 ^c	10,2 ^{bc}	11,6 ^c	13,4 ^{bc}
Durchschnittsbetrag in DM	4969 ^{abc}	6606 ^{abc}	1963 ^{ab}	3492 ^{abc}
Hilfe bei kurzer Krankheit des Kindes	44,1 ^{bc}	44,1 ^c	41,5 ^{abc}	45,0 ^{ac}
Hilfe bei langer Krankheit des Kindes	46,1 ^c	46,0	47,1 ^c	47,0 ^c
n (Dyaden)	9667	9906	6308	6160

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991 und 1996. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Angaben in Prozent (mit Ausnahme der DM-Beträge). Basis: Kinder und Eltern leben nicht im selben Haushalt. Untersuchungseinheiten: 1 = Dyaden, 2 = Personen. a = Differenz 1991-1996 ist signifikant; b = Differenz Westdeutsche-Ostdeutsche ist signifikant; c = Differenz Eltern-Kinder ist signifikant.

46,5 Prozent der westdeutschen erwachsenen Kinder lebt im Jahre 1991 mindestens ein Elternteil im gleichen Ort. Die Differenz zur Elternperspektive (56,2 Prozent der westdeutschen Eltern haben ein erwachsenes, nicht im selben Haushalt wohnendes Kind im selben Ort) ist statistisch signifikant⁵. Die Unter-

⁵ Um die Signifikanz von Differenzen zwischen hochgerechneten Anteilen beim Sozio-ökonomischen Panel festzustellen, bietet es sich an, auf die Methode der Zufallsgruppen zurückzugreifen (Rendtel et al. 1995: 261). Dabei wird - verein-

schiede zum entsprechenden Anteil im Jahre 1996 (44,7 Prozent) sowie zur Quote für Ostdeutsche (50,3 Prozent) sind hingegen nicht signifikant.

Die **Wohnentfernung** stellt zwar keine Dimension familialer Generationensolidarität dar, sie ist jedoch ein überaus wichtiges Potential dafür. Dies liegt schon an den größeren Möglichkeiten von nahe beieinander lebenden Eltern und Kindern, miteinander in Kontakt zu bleiben und sich auch mittels direkter Hilfeleistungen zu unterstützen (z.B. bei Besorgungen, Reparaturen, Gartenarbeit und Kinderbetreuung). Man kann auch vermuten, daß sich Generationen in ihren Meinungen, Einstellungen und Weltanschauungen weniger weit auseinanderleben, wenn sie in derselben Lebensumwelt wohnen. Die immense Bedeutung der Wohnentfernung für beinahe alle Aspekte familialer Solidarität wird jedenfalls von einer ganzen Reihe empirischer Studien bestätigt (s. Abschnitt 3.2 und Kapitel 5).

Tabelle 6.1 dokumentiert, daß die allermeisten der nicht mehr zusammenlebenden Kinder und Eltern tatsächlich nicht sehr weit entfernt voneinander wohnen. 80 Prozent dieser Familiengenerationen leben maximal eine Stunde voneinander entfernt; Kontakte und instrumentelle Hilfeleistungen sind somit problemlos möglich. Über die Hälfte der Eltern lebt mit einem erwachsenen Kind sogar im gleichen Ort, und etwa ein Viertel wohnt zwar mit dem Kind nicht mehr im selben Haushalt, jedoch weiterhin unter demselben Dach, also im selben Haus⁶. Eltern geben im allgemeinen etwas geringere Wohnentfernungen zu ihren Kindern an als umgekehrt - neben den unterschiedlichen Altersverteilungen dürfte hier vor allem eine Rolle spielen, daß Eltern beim Sozio-ökonomischen Panel die Wohnentfernung zur nächstwohnenden Tochter bzw. zum nächstwohnenden Sohn angeben, wohingegen bei der Kind-Eltern-Perspektive alle Kinder Angaben in bezug auf ihre Eltern machen, also auch beispielsweise der zweite Sohn, der weiter entfernt wohnt als der erste.

Was den Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschen zu den zwei Erhebungszeitpunkten angeht, so wird das Vorurteil revidiert, daß ostdeutsche Familien-

facht ausgedrückt - die Stichprobe in acht Zufallsgruppen unterteilt, wobei die jeweiligen Anteile auf Basis dieser acht Gruppen ermittelt werden. Die entsprechenden Konfidenzintervalle ergeben sich dann über den zweithöchsten und den zweitniedrigsten Wert. Zur Ermittlung der Signifikanz der Differenz zwischen Anteilen (z.B. in bezug auf die zeitliche Änderung von Anteilswerten) errechnet man die entsprechenden Differenzen für die acht Zufallsgruppen, wobei eine Differenz dann als signifikant (auf dem 7%-Niveau) erachtet wird, wenn das zweite Vertrauensintervall (also das über die zweithöchste und die zweitniedrigste Differenz der acht Zufallsgruppen) den Wert '0' nicht überdeckt.

6 Die geringe Wohnentfernung zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten wird auch durch andere Studien bestätigt (z.B. Bruckner et al. 1993; Bertram, H. 1995, 2000; Kohli et al. 1997; Lauterbach 1998; s. Abschnitt 3.2).

generationen wesentlich näher beieinander wohnen als westdeutsche. Sowohl kurz nach dem Fall der Mauer als auch sechs Jahre nach der Wiedervereinigung ergibt sich sogar ein etwas höherer Anteil ostdeutscher Eltern, deren nächstwohnendes Kind weiter als eine Stunde entfernt von ihnen lebt⁷.

Im Gegensatz zur Wohnentfernung repräsentieren die Enge der Beziehung sowie intergenerationale Transfers und Hilfeleistungen tatsächlich Dimensionen intergenerationaler Solidarität. Die Ergebnisse zur **Beziehungsenge** werden unten ausführlicher diskutiert; es sei aber vorweggeschickt, daß sowohl Ost- als auch Westdeutsche durchgehend von engen Generationenbeziehungen sprechen. Signifikant unterschiedliche Wahrnehmungen von Eltern und Kindern werden ebenfalls bereits anhand von Tabelle 6.1 deutlich, und gleichzeitig zeigt sich, daß ostdeutsche erwachsene Kinder auch im Jahre 1996 von einem engeren Verhältnis zu ihren Eltern berichten als westdeutsche Kinder.

In Hinblick auf Unterstützungsleistungen wird zwischen monetären Transfers und instrumentellen Hilfeleistungen von erwachsenen Kindern an ihre Eltern und umgekehrt unterschieden. Es stellt sich durchgängig heraus, daß etwa drei Prozent der Kinder im letzten Jahr **monetäre Transfers** an ihre Eltern geleistet haben, wohingegen etwas über ein Zehntel der Eltern ihre Kinder finanziell unterstützt hat (die Basis für diese Anteile stellen natürlich die Eltern (Kinder) dar, die überhaupt Kinder (Eltern) in einem anderen Haushalt haben). Dies sind auf den ersten Blick keine überwältigend hohen Prozentanteile. Man muß jedoch bedenken, daß diese Quoten stark von der abgefragten Transferart abhängen. Das Sozio-ökonomische Panel wartet hier mit einer sehr konservativen Frageformulierung auf. Wenn man auf die Daten des Alters-Survey zurückgreift, kommt man, wie gezeigt, auf einen Anteil von 30 Prozent der 40-85jährigen Eltern, die ihren außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kindern in den letzten zwölf Monaten vor dem Erhebungszeitpunkt im Jahre 1996 Transfers zukommen ließen. Dabei handelt es sich nicht nur um reine Geldzahlungen, sondern auch um größere Sachgeschenke⁸. Aber auch mit dem Sozio-ökonomi-

7 Es ist nicht auszuschließen, daß die Prozentanteile von Ostdeutschen auch von der Migration in den Westen zwischen Ende 1989 und der Erhebung abhängen. Die meisten Interviews der 91er Welle wurden im April 1991 durchgeführt. Zusätzliche Längsschnittauswertungen, die hier nicht explizit dokumentiert werden, belegen, daß sich zwischen 1991 und 1996 bei etwa 65 Prozent der erwachsenen Kinder und Eltern die Wohnentfernung nicht verändert hat. Etwa 15 Prozent der Eltern und Kinder sind zwischenzeitlich näher zusammengezogen, und knapp ein Fünftel lebt 1996 weiter voneinander entfernt als 1991.

8 Beim SOEP werden neben Transfers an Schwiegereltern auch solche an Schwiegertöchter und -söhne einbezogen. Man kann jedoch unterstellen, daß die Zahlungen an die Schwiegertöchter und -söhne mittelbar auch den eigenen Kindern zugute

schen Panel zeigt sich wie mit dem Alters-Survey, daß die intergenerationalen monetären Transfers von Kindern an ihre Eltern von ihrer Häufigkeit her als marginal einzuschätzen sind. Eltern geben viel häufiger etwas an ihre Kinder als umgekehrt. Damit wird auch anhand der Befunde in Tabelle 6.1 das sogenannte Kaskadenmodell empirisch gestützt: Monetäre Transfers fließen generell von oben nach unten, also von der älteren an die jüngere Generation. Dies gilt sowohl für die Anteile als auch für die Transferhöhen: Eltern leisten deutlich höhere Zahlungen an ihre erwachsenen Kinder als umgekehrt.

Bei den **instrumentellen Hilfeleistungen** ergibt sich hingegen ein anderes Bild: Hier sind es häufiger die Kinder, die ihren Eltern potentiell als HelferInnen zur Verfügung stehen⁹. Damit könnte es sich zuweilen um einen Austausch im Sinne einer Reziprozitätsnorm handeln, wenn Eltern eher monetäre Transfers leisten und die Kinder es ihnen durch instrumentelle Hilfeleistungen vergelten. Allerdings liegen die Anteile bei den Hilfen erheblich über denen der monetären Transfers¹⁰. Beinahe jedes zweite erwachsene Kind würde seine Eltern bei einer kurzen Bettlägerigkeit oder längeren Pflegebedürftigkeit als erstes oder als zweites um Hilfe bitten. Damit wird auch die Bedeutung der Wohnentfernung für intergenerationale Solidarität unterstrichen: Da die genannten Hilfen an eine geringe geographische Distanz gebunden sind, spielt hierbei die Wohnentfernung zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten eine entscheidende Rolle.

Wenn man die Einzelbefunde zusammenfassend hinsichtlich ostdeutscher und westdeutscher Generationenverhältnisse zu den beiden Zeitpunkten miteinander vergleicht, überwiegen insgesamt die Gemeinsamkeiten. Sowohl ost- als auch

kommen - und monetäre Transfers an Schwiegereltern sind ebenfalls ein Zeichen intergenerationaler Solidarität.

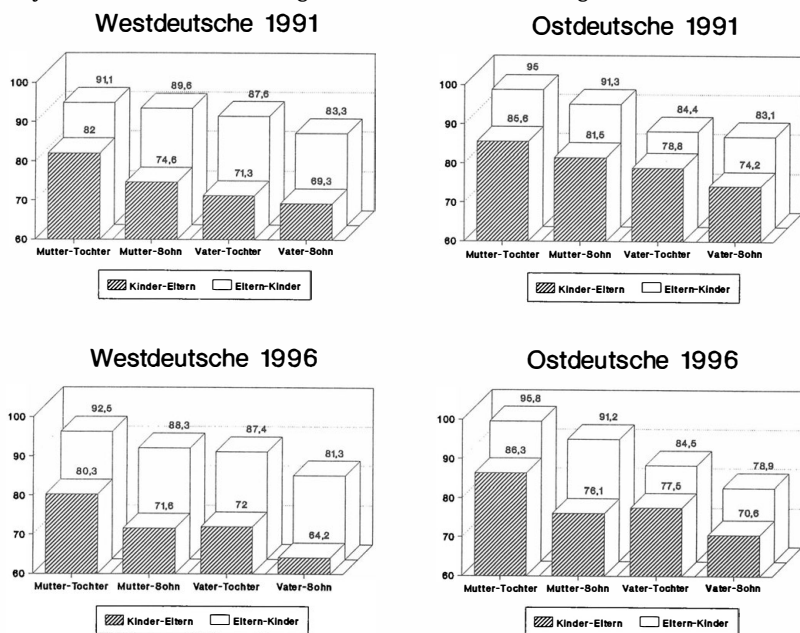
9 Etwaige intergenerationale Hilfeleistungen werden aufgrund der Frageformulierung des Sozio-ökonomischen Panels dann erkannt, wenn die (der) entsprechende Angehörige entweder als erstes oder als zweites als potentielle(r) Hilfeleistende(r) genannt wurde. Dies hat den Vorteil, daß mögliche Partner als erstgenannte Personen die Ergebnisse nicht verzerren. Es kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, daß manche Elternteile bzw. Kinder, wenn man danach gefragt hätte, als dritte Person genannt worden wären. Allerdings wäre dann die tatsächliche Hilfeleistung vergleichsweise unwahrscheinlich. Auch hier habe ich die entsprechenden Anteile auf Basis der Personen ermittelt, die eine(n) entsprechende(n) Verwandte(n) außerhalb des Haushalts haben.

10 Dies könnte man als Beleg für ein altruistisches Motiv bei den Hilfeleistungen auffassen. Allerdings wird hierbei eine mögliche Reziprozität im Sinne eines Ausgleichs früherer oder zukünftiger Unterstützungsleistungen vernachlässigt (bis hin zum Motiv, durch Hilfen für die Eltern den eigenen Kindern zu zeigen, wie man selbst später von ihnen behandelt werden möchte). Außerdem handelt es sich hier nicht um tatsächliche, sondern um potentielle Hilfen.

westdeutsche Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern sind von einer geringen räumlichen Distanz und einer großen Enge der Beziehung geprägt. Auch bei den Transfers und Hilfeleistungen zeigen sich - mit Ausnahme der Transferhöhen - keine übermäßig großen Differenzen. Tendenziell werden jedoch ostdeutsche Kind-Eltern-Beziehungen als enger wahrgenommen als westdeutsche, und auch bei den Transfers und Hilfen ergibt sich ein ähnliches Bild, d.h., bei Ostdeutschen ist die intergenerationale Solidarität insgesamt noch ein wenig stärker ausgeprägt als bei Westdeutschen.

Was die letzten fünf Jahre angeht, ergeben sich in bezug auf Eltern und Kinder tendenziell gegenläufige Entwicklungen: Ostdeutsche Eltern scheinen für die erwachsenen Kinder nach dem Fall der Mauer als Hilfeleistende wichtiger geworden zu sein (bei westdeutschen Eltern zeigt sich ein solcher Trend nicht). Die Befunde lassen sich als Indiz dafür interpretieren, daß belastende Transformationsfolgen für die jüngere Generation zum Teil durch eine intergenerationale familiäre Solidarität abgefedert werden. Umgekehrt läßt sich jedoch ein tendenzieller Rückgang der Generationensolidarität von seiten der westdeutschen erwachsenen Kinder ausmachen. Dies spricht für oben ausgeführte Hypothesen.

Grafik 6.1: Mindestens enge Generationenbeziehungen 1991 und 1996



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel 1991 und 1996. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen.

In Grafik 6.1 werden die Anteile der Mutter-Tochter-, Mutter-Sohn-, Vater-Tochter- und Vater-Sohn-Beziehungen (und umgekehrt) aufgeführt, bei denen die Befragungspersonen mindestens von engen Generationenverhältnissen berichten (die Gesamtquoten finden sich in Tabelle 6.1). Dabei wird zwischen ostdeutschen und westdeutschen Eltern-Kind- und Kind-Eltern-Beziehungen in den Jahren 1991 und 1996 unterschieden. Im Jahre 1991 geben 91,1 Prozent der westdeutschen Mütter an, daß sie eine enge oder sogar sehr enge Beziehung zu ihrer nicht im selben Haushalt lebenden Tochter haben.

Die Befunde für 1991 werden durch die Ergebnisse für 1996 bestätigt. Zu beiden Zeitpunkten nehmen sowohl ost- als auch westdeutsche Eltern das Verhältnis zu ihren Kindern als enger wahr als umgekehrt. Erwachsene Kinder berichten deutlich seltener von mindestens engen Beziehungen. Damit wird die 'Intergenerational Stake' Hypothese auch für Ost- und Westdeutsche im Jahre 1996 bestätigt - und damit ihre Stabilität über die Zeit. Auch in Hinblick auf die Geschlechtsspezifität der Dyade werden die 1991er Ergebnisse im Jahre 1996 repliziert, was die *kinkeeper*-Funktion von Frauen in der Familie unterstreicht, also das Erfüllen der Rolle der familialen Integrationsfigur.

Im Ost-West-Vergleich zeigt sich sowohl für 1991 als auch für 1996, daß ostdeutsche Generationenverhältnisse als noch enger wahrgenommen werden als westdeutsche. Damit werden die oben aufgeführten Hypothesen in bezug auf Familienbeziehungen in der Deutschen Demokratischen Republik sowie in Hinblick auf den Transformationsprozeß bestätigt. Die größere Bedeutung der Familie in der DDR wirkt sich erwartungsgemäß auch auf die Kind-Eltern-Verhältnisse sechseinhalb Jahre nach dem Fall der Mauer aus. Im Vergleich mit Westdeutschen sind es besonders die ostdeutschen erwachsenen Kinder, die von engen oder sehr engen Beziehungen zu ihren Eltern berichten¹¹.

In bezug auf Stabilität und Wandel sind jedoch Vergleiche von Querschnittsauswertungen nur bedingt aussagekräftig. Unter der Oberfläche von Querschnitterhebungen können sich Prozesse vollziehen, die tatsächlich erst mit einer echten Panelanalyse, also der wiederholten Befragung derselben Untersuchungsteilnehmer, erfassbar sind. Wenn sich zum Beispiel im Zeitverlauf etwa gleich viele 'Aufstiege' und 'Abstiege' ereignen, würden zwei nebeneinandergestellte Quer-

11 Man könnte argumentieren, daß die Erhebung in Ostdeutschland im Jahre 1991 strenggenommen nicht die Eltern-Kind-Beziehungen in der DDR abbildet, sondern bereits Transformationsfolgen mit erfaßt (vgl. Fußnote 7). Allerdings ist stark zu bezweifeln, daß sich die affektive Solidarität zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, die nicht zuletzt auf Erfahrungen in der (frühen) Kindheit zurückgeht (z.B. Abschnitt 5.5), in wenigen Monaten grundsätzlich verändert. Insofern sind eher die Beziehungen im Jahre 1996 sowohl von den Erfahrungen in der DDR als auch von der besonderen Umbruchsituation nach dem Fall der Mauer geprägt.

schnittauswertungen in der Bilanz keinerlei Mobilität unterstellen¹². Im folgenden werden somit Ergebnisse von Längsschnitt- bzw. Paneldatenanalysen präsentiert und diskutiert.

Tabelle 6.2: Dynamik der Beziehungsebene

	Flüchtiger	Enger	Stabil flüchtig	Stabil eng	n
Westdeutsche					
<i>Eltern-Kind (gesamt)</i>	21,6	21,0	3,0	54,4	2357
Mutter-Tochter	18,9	18,8	1,8	60,5	698
Mutter-Sohn	23,1	20,9	2,1	53,9	657
Vater-Tochter	22,0	23,6	3,6	50,8	503
Vater-Sohn	23,0	21,7	5,3	49,9	499
<i>Kind-Eltern (gesamt)</i>	28,9	20,1	12,2	38,8	3931
Tochter-Mutter	25,4	18,9	7,6	48,1	1253
Sohn-Mutter	30,2	18,5	14,8	36,5	1105
Tochter-Vater	27,9	23,5	14,1	34,5	860
Sohn-Vater	34,1	20,5	13,8	31,7	713
Ostdeutsche					
<i>Eltern-Kind (gesamt)</i>	20,7	18,8	2,9	57,6	1576
Mutter-Tochter	18,0	18,0	0,8	63,2	457
Mutter-Sohn	22,8	14,8	2,2	60,2	417
Vater-Tochter	18,6	23,8	4,1	53,6	361
Vater-Sohn	24,3	19,9	5,6	50,1	341
<i>Kind-Eltern (gesamt)</i>	25,7	20,2	8,5	45,6	2339
Tochter-Mutter	20,6	19,2	6,6	53,6	758
Sohn-Mutter	30,5	21,5	7,2	40,8	635
Tochter-Vater	24,6	18,5	10,2	46,7	494
Sohn-Vater	28,1	21,8	11,5	38,7	452

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel, Längsschnittauswertungen für die Jahre 1991 und 1996. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Untersuchungseinheiten: Dyaden.

12 Prinzipiell stellen natürlich Retrospektiverhebungen eine Alternative zu Paneluntersuchungen dar. In Hinblick auf eine subjektive Variable wie die wahrgenommene Enge der Beziehung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern liegen die Vorteile jedoch eindeutig bei der Panelbefragung (zu den Unterschieden von Längsschnitt-designs vgl. Schupp 1995).

Tabelle 6.2 dokumentiert die Prozentanteile der Eltern-Kind- bzw. Kind-Eltern-Beziehungen, die zwischen 1991 und 1996 als flüchtiger, enger, stabil flüchtig oder stabil eng eingeschätzt wurden. 21,6 Prozent der westdeutschen Eltern nehmen die Beziehung zu ihrem nicht im selben Haushalt lebenden Kind im Jahre 1996 als flüchtiger wahr als im Jahre 1991¹³.

Im Unterschied zu den vorherigen Ergebnissen zeigen sich nun deutlich mehr Veränderungen. Es stellt sich beispielsweise heraus, daß sich im Querschnittvergleich auch deshalb keine signifikante Dynamik der Eltern-Kind-Verhältnisse ergibt, weil sich die Wechselanteile etwa die Waage halten. Unter der Oberfläche von Querschnittbetrachtungen ereignen sich offenbar vielfältige, nicht zu vernachlässigende Entwicklungen. Zwar ist über die Hälfte der Eltern-Kind-Beziehungen als stabil einzuschätzen (wobei nicht ausgeschlossen werden kann, daß sich innerhalb des Untersuchungszeitraums unbeobachtete Veränderungen ereigneten). Aber selbst in der stabilsten Gruppe (ostdeutsche Mutter-Tochter-Beziehungen) berichtet über ein Drittel der Befragungspersonen von unterschiedlichen Beziehungsebenen zu den zwei Zeitpunkten. Intergenerationale Beziehungen sind von einer wesentlich größeren Dynamik gekennzeichnet, als es aggregierte Querschnittbetrachtungen glauben machen¹⁴.

Die Besonderheit des Verhältnisses zwischen Eltern und erwachsenen Kindern wird besonders dann deutlich, wenn man sie mit anderen Beziehungen vergleicht. Gegenüber anderen Familienverhältnissen sind die zwischen Eltern und Kindern besonders häufig gleichbleibend eng und besonders selten durchgehend flüchtig (diese Auswertungen werden hier nicht in Grafik- oder Tabellenform dokumentiert). Es gibt deutlich weniger stabil enge und wesentlich mehr stabil flüchtige Bruder-Bruder-, Bruder-Schwester-, Schwester-Bruder-, Schwester-Schwester- und Enkel-Großeltern-Dyaden. Dies gilt erwartungsgemäß noch mehr für die Beziehung zu sonstigen Verwandten - vom Verhältnis zum ehemaligen Ehepartner ganz zu schweigen.

13 Als 'stabil flüchtig' werden hier die Dyaden bezeichnet, die von den Befragten sowohl 1991 als auch 1996 jeweils als 'mittel', 'nur flüchtig' oder mit 'überhaupt keine Beziehung' bewertet wurden. 'Stabil eng' umfaßt die jeweils stabil 'engen' und 'sehr engen' Verhältnisse. Um die Tabelle nicht zu überfrachten und in ihrer Lesbarkeit einzuschränken, verzichte ich hier auf die explizite jeweils fünffache Ausweisung der Signifikanz der Differenzen (zwischen Kindern und Eltern, Ost- und Westdeutschen sowie zwischen den Einzeldyaden in bezug zu den jeweils drei anderen). Einerseits sind bei den multivariaten Analysen (Tabelle 6.3) entsprechende Signifikanzen ausgewiesen, andererseits wird im Text zu Tabelle 6.2 auf die statistische Signifikanz der Differenzen eingegangen.

14 Daß es sich dabei lediglich um 'Panel-Rauschen' handelt, kann aufgrund entsprechender Stabilitätstests (Abschnitt 5.2) ausgeschlossen werden.

Zwischen den in Tabelle 6.2 aufgeführten Gruppen zeigen sich bemerkenswerte Differenzen hinsichtlich Stabilität und Wandel. Es sind wiederum eher die erwachsenen Kinder als die Eltern, die von über die Zeit flüchtigeren Beziehungen sprechen. Der Anteil der von westdeutschen Eltern als lockerer eingeschätzten Verhältnisse liegt bei etwas über einem Fünftel, wohingegen die entsprechende Quote in der Wahrnehmung der Kinder mit 29 Prozent signifikant höher ausfällt. Dies unterstützt die These, daß erwachsene Kinder aufgrund der Zunahme der kulturellen Vielfalt und Dynamik Generationenbeziehungen als flüchtiger einschätzen.

Die ohnehin engen Beziehungen zwischen den Frauen in der erweiterten Familie sind zudem stabiler als die der Männer. Umgekehrt treten permanent flüchtige Beziehungen kaum zwischen Müttern und Töchtern, jedoch besonders häufig zwischen Söhnen und Vätern auf. Dies unterstreicht die besondere Bedeutung der Frauen als familiäre Integrationsfiguren und bestätigt, daß Frauen insgesamt engere Beziehungen unterhalten (z.B. Rossi, Rossi 1990).

Signifikante Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen zeigen sich vor allem bei den Kind-Eltern-Verhältnissen. Ostdeutsche erwachsene Kinder geben deutlich häufiger stabil enge Beziehungen zu ihren Eltern an. Zugleich gibt es mehr stabil flüchtige westdeutsche Kind-Eltern-Dyaden. Dies spricht für die These, daß sich die Transformationsfolgen für ostdeutsche Generationenverhältnisse in gewissen Grenzen halten.

Als kurzes Zwischenfazit läßt sich somit festhalten, daß sich a) die Qualität der ost- und westdeutschen Generationenbeziehungen zwischen 1991 und 1996 *insgesamt* nur mäßig verändert hat, daß jedoch b) tatsächlich insofern von einer ambivalenten Entwicklung zu sprechen ist, als daß - neben der Mehrheit der stabil gebliebenen - zwei etwa gleich große Gruppen existieren, bei denen Veränderungen festzustellen sind: Die eine Gruppe zeichnet sich durch engere, die andere durch flüchtigere Generationenbeziehungen aus. Allerdings überwiegen intergenerationale Verhältnisse, die lockerer geworden sind, gegenüber solchen, die im Zeitverlauf als enger bewertet werden.

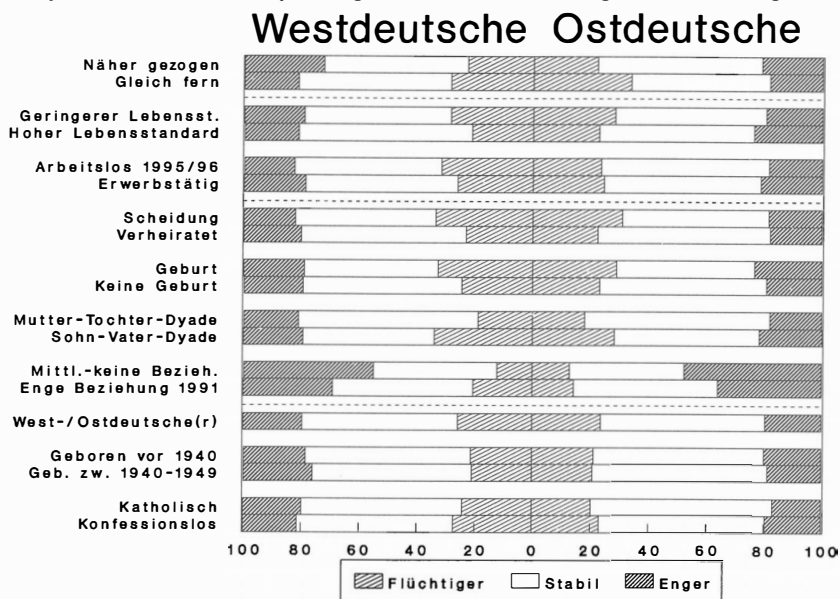
6.5 Ursachen der Generationendynamik

Grafik 6.2 bietet eine erste Übersicht über Stabilität und Wandel der Beziehungseuge in Abhängigkeit von diversen erklärenden Variablen. Es muß betont werden, daß es sich hierbei nicht um die Bruttoquoten für die in Tabelle 6.3 aufgeführten Koeffizienten handelt. Dort erfolgt aus methodischen Gründen eine Beschränkung auf Dyaden, bei denen überhaupt eine Veränderung möglich war. D.h., wer im Jahre 1991 von einem sehr engen Verhältnis gesprochen hat, konnte aufgrund des SOEP-Fragebogens 1996 nicht von noch engeren Bezie-

hungen berichten. Aus diesem Grunde sind - obwohl sich in der Richtung der Kausalbeziehungen kaum Differenzen ergeben - die in Tabelle 6.3 dargestellten Ergebnisse der Grafik vorzuziehen, wenn es um den Einfluß der verschiedenen unabhängigen Variablen geht. Insofern erscheinen in der Grafik manche Differenzen als weniger bedeutend, als wenn man sich 'nur' auf die Personen bezieht, die tatsächlich ein flüchtigeres oder ein engeres Verhältnis zwischen 1991 und 1996 angeben konnten.

Tabelle 6.3 dokumentiert die Ergebnisse logistischer Regressionen (s. Abschnitt 4.2.2). Die dichotome abhängige Variable hat dann den Wert '1', wenn die Befragungsperson im Jahre 1996 eine engere (flüchtigere) Generationenbeziehung als im Jahre 1991 angegeben hat - wenn die Dyade stabil geblieben ist, wird die abhängige Variable auf '0' gesetzt. Es werden insgesamt sechs Modelle geschätzt: Einerseits wird zwischen West- und Ostdeutschen unterschieden; andererseits werden in bezug auf die unabhängigen Variablen die Wahrscheinlichkeiten für flüchtigere bzw. engere Generationenbeziehungen im Untersuchungszeitraum ermittelt. Wer im Jahre 1991 von einem sehr engen

Grafik 6.2: Anteile mit flüchtigeren, stabilen und engeren Beziehungen



Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel, Längsschnittauswertungen für die Jahre 1991 und 1996. Hochgerechnete (gewichtete) Ergebnisse, eigene Berechnungen. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Gesamtquoten Westdeutsche/Ostdeutsche: 25,9/23,5 (flüchtiger); 53,7/56,9 (stabil); 20,5/19,6 (enger).

*Tabelle 6.3: Determinanten der Generationendynamik
(Logistische Regressionen; odds ratios)*

	Alle		Westdeutsche		Ostdeutsche	
	Flüchtiger	Enger	Flüchtiger	Enger	Flüchtiger	Enger
Opportunitätsstrukturen						
Näher gezogen	0,77***	2,03***	1,04	2,13***	0,49***	1,85***
Gleiche Entf.: Nachbar	0,39***	1,75***	0,48***	1,80***	0,30***	1,67***
Gleiche Entf.: max. 1 Std.	0,82**	1,53***	1,02	1,44***	0,61***	1,72***
Weiter entfernt	0,88	1,55***	1,13	1,50***	0,60***	1,66***
Bedürfnisstrukturen						
Geringerer Lebensstandard	1,34***	1,01	1,41***	1,04	1,02	0,80
Gleich max. mittl. LS	1,24**	0,84	1,25*	0,88	1,03	0,66*
Höherer Lebensstandard	1,18**	0,94	1,27***	1,02	0,89	0,70
Sorgen um Stelle	1,11	0,74***	1,12	0,80*	1,09	0,64***
Arbeitslos 1992-1994	1,29**	1,02	1,54***	0,92	1,17	0,99
Arbeitslos 1995-1996	1,28***	0,76**	1,23	0,83	1,31*	0,66**
Nichterwerbstätig	1,08	0,97	1,06	0,99	1,10	0,87
Familiale Strukturen						
Lebenspartner 1991-1996	1,43***	0,89	1,11	0,87	2,13***	0,95
Kein Partner	1,23**	1,14	1,19	1,21	1,32	0,93
Heirat/Zus.gezogen	1,11	1,39***	1,15	1,39***	0,97	1,30
Scheidung/Trennung	1,25**	1,27**	1,21*	1,22	1,31	1,44
Tod des (Ehe)Partners	1,70***	1,31	1,70**	1,17	1,66*	1,57
Kind wurde geboren	1,24***	1,28**	1,17*	1,17	1,37*	1,92***
Mutter-Tochter	0,56***	1,48***	0,61***	1,51***	0,50***	1,44**
Mutter-Sohn	0,86**	1,08	0,86	1,11	0,87	1,04
Vater-Tochter	0,77***	1,39***	0,83*	1,52***	0,70***	1,21
Eltern-Kind	0,62***	1,79***	0,66***	1,89***	0,55***	1,74***
Sehr enge Beziehung 1991	2,00***		1,88***		2,33***	
Maximal mittl. Beziehung	0,61***	1,95***	0,56***	2,00***	0,76	1,84***
Kulturell-kontextuelle Strukturen						
Ostdeutsche(r)	0,70***	1,34***				
Geboren vor 1940	0,95	0,99	0,93	0,91	1,02	1,10
Geboren nach 1949	1,07	1,05	1,15	1,02	0,95	1,10
Katholisch	0,95	1,01	0,81*	1,10	1,11	0,79
Evangelisch	0,97	1,15	0,82*	1,25	1,04	1,11
n	7901	4633	4835	3012	3066	1621

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel, Längsschnittauswertungen für die Jahre 1991 und 1996. Kein Hochrechnungsfaktor, eigene Berechnungen. Untersuchungseinheiten: Dyaden. Referenzgruppe abhängige Variable: Gleiche Beziehungsenge 1991 und 1996. Referenzgruppen unabhängige Variablen: Gleiche Entfernung zwischen Eltern- und Kinderhaushalten 1991 und 1996; mehr als eine Stunde; gleich hoher Lebensstandard; erwerbstätig 1991-1996; verheiratet 1991-1996; keine Geburt zwischen 1991 und 1996; Vater-Sohn-Dyade; Kind-Eltern-Dyade; enge Beziehung 1991; Westdeutsche(r); geboren zwischen 1940 und 1949; konfessionslos. Koeffizient signifikant zum *** < 0,01-, ** < 0,05- und * < 0,1-Niveau.

Generationenverhältnis gesprochen hat, konnte 1996 aufgrund der identischen Skalenkonzeption nicht noch engere Beziehungen angeben. Ähnlich verhält es sich mit denen, die 1991 von keiner Beziehung zur anderen Generation berichteten. Aus diesem Grund werden die letztgenannten Dyaden in den Modellen 'Flüchtiger vs. Stabil' und die erstgenannten Dyaden in den Modellen 'Enger vs. Stabil' nicht berücksichtigt. Eine Alternative zu der hier gewählten Vorgehensweise wären geordnete Probitmodelle gewesen, wobei die abhängige Variable von flüchtiger über stabil bis enger kodiert worden wäre. Allerdings hätte man dann stets umgekehrte Vorzeichen für alle unabhängigen Variablen in bezug auf flüchtigere bzw. engere intergenerationale Beziehungen unterstellen müssen. Man hätte beispielsweise davon ausgehen müssen, daß die Trennung vom Partner oder die Geburt eines Kindes die Wahrscheinlichkeit für flüchtigere Generationenbeziehungen erhöht und die für engere Verhältnisse verringert - was die in Tabelle 6.3 aufgeführten Koeffizienten widerlegen. Zudem hätte man notgedrungen gleichzeitig sowohl die Bottom- als auch die Ceiling-Dyaden ausschließen müssen, was einem Verzicht auf wichtige Informationen gleichgekommen wäre¹⁵.

Opportunitätsstrukturen werden hier durch die *Entwicklung der Wohnentfernung* zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten abgebildet. Dabei wird zunächst zwischen Familiengenerationen unterschieden, die 1996 näher, weiter oder gleich nah wie im Jahre 1991 voneinander entfernt leben. Außerdem werden die immobilen Dyaden weiter differenziert nach solchen, die zu beiden Befragungszeitpunkten im gleichen Haus oder in der Nachbarschaft, höchstens eine Stunde oder über eine Stunde entfernt wohnen. Die empirischen Analysen belegen, daß die Wohnentfernung nicht nur für die Beziehungseuge zu einem bestimmten Zeitpunkt von besonderer Bedeutung ist, sondern auch im Zeitverlauf: Eltern und erwachsene Kinder, die weniger weit entfernt wohnen als noch vor fünf Jahren, geben ein engeres Verhältnis an. Dies gilt sowohl für West- als auch für Ostdeutsche. Bemerkenswert ist, daß nicht insbesondere die Dyaden über die Zeit besonders häufig flüchtiger und besonders selten enger werden, bei

15 Beim Sozio-ökonomischen Panel werden die Beziehungseugen zu den nicht im selben Haushalt wohnenden Kindern 'lediglich' in bezug auf die nächstwohnende Tochter bzw. den nächstwohnenden Sohn abgefragt (s.o.). Nun kann man nicht völlig ausschließen, daß eine Befragungsperson im Jahre 1991 beispielsweise die Beziehungseuge zur ersten Tochter angab, im Jahre 1996 aber aufgrund von regionaler Mobilität die zweite Tochter die nächstwohnende war. Daher habe ich die multivariaten Analysen noch einmal unter Ausschluß der Dyaden durchgeführt, bei denen ein Elternteil - entweder 1991 oder 1996 oder zu beiden Zeitpunkten - mehrere Töchter oder Söhne außerhalb des eigenen Haushalts hatte. Es ergeben sich - bei etwas geringeren Fallzahlen - für alle Modelle und alle unabhängigen Variablen in etwa die in der Tabelle dokumentierten Befunde.

denen sich die geographische Distanz vergrößert hat. Wenn man erst kurze Zeit weiter entfernt lebt, hat sich die Bindung offenbar noch nicht wesentlich abgeschwächt. Es sind vielmehr die permanent weit entfernt lebenden Verwandten, deren Verhältnis mit der Zeit immer lockerer wird. Je länger die Familiengenerationen mehr als eine Stunde benötigen, um sich zu treffen, um so mehr leben sie sich auch in ihrer subjektiven Wahrnehmung auseinander¹⁶.

Bedürfnisstrukturen werden hier über die Zufriedenheit mit dem Lebensstandard und über den Erwerbsstatus operationalisiert. Bei der *Entwicklung der Zufriedenheit mit dem Lebensstandard* wird neben den Personen mit einer geringeren oder höheren Lebensstandardzufriedenheit zwischen solchen Befragten unterschieden, die mit ihrem Lebensstandard zu beiden Befragungszeitpunkten höchstens halbwegs zufrieden sind und denen, die sich damit durchgehend sehr zufrieden zeigen (Referenzgruppe). Die letztgenannten Personen berichten deutlich seltener davon, daß ihre Generationenbeziehungen in den letzten Jahren flüchtiger geworden sind. Eine gleichbleibend hohe Zufriedenheit mit dem Lebensstandard zeigt an, daß das intergenerationale Verhältnis nicht durch eine ökonomische Bedürftigkeit belastet ist. Dies gilt vorrangig für Westdeutsche, was unterstreicht, daß eine ökonomische Bedürftigkeit vor allem westdeutsche Familienbeziehungen belastet (Abschnitt 5.4).

Mit der *Entwicklung des Erwerbsstatus* sollen hier - unter Kontrolle des Lebensstandards - insbesondere emotionale Bedürfnisse und Belastungen abgebildet werden. Die Referenzgruppe stellen die Personen dar, die durchgängig erwerbstätig sind (Voll- oder Teilzeitkräfte) und sich im Jahre 1996 keine Sorgen um die Sicherheit ihres Arbeitsplatzes machen. Durchgängig Voll- oder Teilzeitkräfte, die den Verlust ihres Arbeitsplatzes befürchten, werden einer anderen Kategorie zugeordnet. Arbeitslose werden unterschieden in solche, die zu den Befragungszeitpunkten der Jahre 1992 bis 1994 und jene, die 1995 oder/und 1996 arbeitslos waren. Die letzte Kategorie umfaßt schließlich die Nichterwerbstätigen sowie die geringfügig Beschäftigten. Die Analysen bestätigen die These, daß Arbeitslosigkeit die Familienbeziehungen belastet. Arbeitslose weisen eine signifikant höhere Wahrscheinlichkeit auf, daß ihr Generationenverhältnis flüchtiger wird, und sie haben eine wesentlich geringere Chance, daß es als enger wahrgenommen wird. Interessant ist auch, daß es eher die aktuelle bzw. die nicht lange zurückliegende Arbeitslosigkeit ist, die sich negativ auf die ostdeutschen Familienbeziehungen auswirkt. Eine länger zurückliegende

16 Natürlich kann nicht völlig ausgeschlossen werden, daß hier ein umgekehrter Kausalzusammenhang vorliegt, wenn flüchtigere Generationenbeziehungen zu einer geographischen Mobilität beitragen. Dies ist jedoch weniger plausibel. Zudem wurde in den Modellen diese umgekehrte Erklärungsalternative insoweit kontrolliert, als daß die Beziehungsenge im Jahre 1991 als unabhängige Variable mit aufgenommen wurde.

Arbeitslosigkeit hat für Ostdeutsche keinen signifikanten Einfluß mehr. Bei Westdeutschen sprechen die Befunde hingegen für eine verzögerte Wirkung einer Arbeitslosigkeit. Beeindruckend ist auch, daß durchgehend Voll- oder Teilzeiterwerbstätige, die sich Sorgen um ihren Arbeitsplatz machen müssen, ebenfalls wesentlich seltener von enger gewordenen Generationenbeziehungen berichten. Es ist nicht nur die Arbeitslosigkeit an sich, sondern bereits die Angst davor, die sich belastend auf die Familie auswirkt.

Familiäre Strukturen umfassen u.a. Rollenverteilungen in Hinblick auf den Familienzusammenhalt sowie Merkmale wie Familienstand und Generationenstrukturen. Beim *Familienstand* dienen die durchgehend mit demselben Partner Verheirateten als Referenzgruppe. Die anderen fünf Kategorien beinhalten (1) die gleichbleibend unverheirateten Paare; (2) Personen ohne Partner; (3) Befragte, die geheiratet haben oder mit ihrem Partner zusammengezogen sind; (4) solche, die im Untersuchungszeitraum geschieden wurden oder die sich von ihrem Ehe- bzw. Lebenspartner getrennt haben und (5) Personen, deren Ehe- bzw. Lebenspartner zwischen 1991 und 1996 verstarb. Den Familienstand hätte man auch den Bedürfnisstrukturen zurechnen können, wenn es vor allem um mögliche emotionale Bedürfnisse (z.B. nach Zuwendung) von Personen geht, die keinen Partner (mehr) haben. Allerdings belegen die Analysen eher die umgekehrte Kausalrichtung. Dies legt die Vermutung nahe, daß Personen ohne Partner generell weniger enge Sozialbeziehungen aufrechterhalten wollen oder können. Immerhin weisen permanent mit demselben Partner Verheiratete insgesamt auch die stabilsten Generationenbeziehungen auf. Wer verheiratet ist und bleibt, kann auch damit rechnen, ein gleichbleibendes Verhältnis zu den erwachsenen Kindern und Eltern zu haben. Bei fast allen anderen Personengruppen ergeben sich sowohl höhere Wahrscheinlichkeiten für flüchtigere als auch für engere Generationenbeziehungen. Das heißt auch, daß die Änderung des Familienstands keine lineare Beziehung zum Wandel von Eltern-Kind-Verhältnissen aufweist. So geht beispielsweise eine Scheidung oder Trennung vom Partner sowohl mit flüchtigeren als auch mit engeren Generationenbeziehungen einher. Weitere Analysen weisen darauf hin, daß insbesondere die Trennung oder Scheidung der Eltern zu einem lockereren Verhältnis zu den erwachsenen Kindern beiträgt, wohingegen eine Trennung oder Scheidung des Kindes die Beziehung zu den Eltern eher enger werden läßt. Auch eine Heirat oder ein Zusammenziehen mit dem Partner führt zumindest kurzfristig zu engeren Kind-Eltern-Beziehungen. Hier bieten sich eine Reihe von Erklärungen an, denen jedoch besser mit qualitativen Studien nachgegangen werden kann. Der Tod des (Ehe-) Partners führt sicherlich zu besonderen emotionalen Bedürfnissen. Die Analyseergebnisse weisen jedoch darauf hin, daß der Tod eines Elternteils zumindest kurzfristig mit einem vom überlebenden Elternteil als flüchtiger empfundenen Verhältnis zum erwachsenen Kind einhergehen kann. Vielleicht spielen hier

besondere Erwartungen und Ansprüche des überlebenden Ehepartners an das erwachsene Kind eine Rolle, die von diesem nur unzureichend erfüllt werden können.

Eines der wichtigsten Familienereignisse ist die *Geburt eines Kindes*. Man kann vermuten, daß ein solches Ereignis zu einem engeren Verhältnis zwischen den erwachsenen Generationen führt, wenn "Enkel für ihre Großeltern in der Regel eine erhebliche Anziehungskraft" besitzen (Marbach 1994a: 81). Die empirischen Analysen bestätigen diese Annahme. Es trifft aber auch das Gegenteil zu. Die Geburt eines Kindes erhöht sowohl die Wahrscheinlichkeit für engere als auch die für flüchtigere Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Auf jeden Fall tangieren neue Familienmitglieder das Verhältnis der bisherigen Generationen, sei es nun durch eine stärkere Einbindung der Großeltern oder durch eine weitergehende Abnabelung von der eigenen Herkunftsfamilie aufgrund der stärkeren Zuwendung zur neuen Generation¹⁷. Auffällig sind hierbei die Ost-West-Unterschiede: Engere Generationenbeziehungen nach einer Geburt zeigen sich nur bei Ostdeutschen. Möglicherweise spielt hier eine größere Bedeutung von ostdeutschen Großeltern bei der Enkelbetreuung eine Rolle.

Analog zu den in Tabelle 6.2 dokumentierten Befunden belegen auch die multivariaten Analysen die besondere Relevanz der *Geschlechtsspezifität der Dyade*. Sohn-Vater-Beziehungen werden nicht nur an sich als weniger eng wahrgenommen, sondern sie sind auch im Zeitverlauf noch flüchtiger geworden. Gleichzeitig weisen sie eine weitaus geringere Wahrscheinlichkeit auf, in den letzten fünf Jahren enger geworden zu sein. Dies gilt sowohl für Ost- als auch für Westdeutsche.

17 Wichtig ist hierbei, daß die in der Tabelle aufgeführten Koeffizienten aufgrund des Fragebogendesigns vorrangig die Kind-Eltern-Perspektive widerspiegeln. D.h., es wird nicht abgebildet, inwiefern Eltern die Beziehung zu ihrem erwachsenen Kind unterschiedlich wahrnehmen, wenn ein Enkelkind geboren wird, sondern es wird hauptsächlich festgestellt, inwiefern die erwachsenen Kinder die Beziehung zu ihren Eltern als anders empfinden, wenn sie selbst (wieder) Mutter oder Vater geworden sind. Es ist möglich, daß die Großeltern generell von noch engeren Beziehungen zu den eigenen Kindern berichten würden, während für manches erwachsene Kind das Verhältnis zu den Eltern nach der Geburt ihres Kindes etwas flüchtiger wird (z.B. aufgrund ihrer geringeren Zeitressourcen, ihrer stärkeren Hinwendung zu ihren Nachkommen und auch aufgrund ihres Gefühls, daß sich die Großeltern in die Kindererziehung einmischen). Enkel besitzen für Großeltern eine große Anziehungskraft; aber dies muß nicht zwangsläufig bedeuten, daß die erwachsenen Kinder sich enger mit ihren Eltern verbunden fühlen, wenn sie selbst Nachkommen in die Welt gesetzt haben. Diese These wird auch durch das vorherige Untersuchungsergebnis gestützt, daß erwachsene Kinder mit minderjährigen Kindern im Haushalt die Beziehung zu ihren Eltern generell als etwas weniger eng einschätzen (Kapitel 5).

Ähnliches läßt sich über die Wahrnehmung der Generationenbeziehung durch die *Eltern im Unterschied zu den Kindern* sagen: Es sind vor allem die erwachsenen Kinder, die von einem flüchtiger gewordenen Verhältnis zu den Eltern berichten als umgekehrt, und es sind insbesondere die Eltern, die von engeren Beziehungen ausgehen. Damit werden die in Tabelle 6.2 dokumentierten Befunde durch die multivariaten Analysen bestätigt.

Mit der wahrgenommenen *Beziehungsenge im Jahre 1991* soll die Hypothese überprüft werden, daß gerade in Umbruchzeiten enge Beziehungen noch enger und flüchtige noch flüchtiger werden. Die empirischen Ergebnisse bestätigen diese Polarisierungshypothese nicht; vielmehr trifft das Gegenteil zu.

Kulturell-kontextuelle Strukturen werden hier über die regionale Herkunft sowie die Kohorten- und Konfessionszugehörigkeit abgebildet. *Ostdeutsche*, und dies ist eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Analysen, berichten nicht nur kurz nach dem Fall der Mauer von engeren Generationenbeziehungen, sondern sie weisen auch im Zeitverlauf eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit für flüchtigere und eine wesentlich größere Chance für engere Generationenbeziehungen auf als Westdeutsche.

Bei der *Kohortenzugehörigkeit* werden wiederum die zwischen 1940 und 1949 Geborenen als Referenzgruppe gewählt, die in etwa der sogenannten 68er Generation zugerechnet werden können. Hier sind natürlich besonders die Ergebnisse für Westdeutsche interessant. Dabei zeigt sich, daß sich die 68er Generation nicht von den vorherigen und nachfolgenden Geburtsjahrgangskohorten unterscheidet - allerdings könnte dies auch daran liegen, daß das Verhältnis der 68er Eltern zu ihren Kindern im Zeitverlauf als flüchtiger empfunden wird, während für die Beziehung der in den 40er Jahren geborenen Kinder zu ihren Eltern eher das Gegenteil zutrifft. Jedenfalls lassen sich aufgrund dieser Analysen keine eindeutigen Schlußfolgerungen in Hinblick auf die Dynamik der familialen Generationenbeziehungen der 68er Generation im Untersuchungszeitraum ziehen¹⁸.

Die *Konfessionszugehörigkeit* hat sich in Kapitel 5 ebenfalls als bedeutsamer Prädiktor für die Enge von insbesondere westdeutschen Generationenbeziehungen erwiesen¹⁹. Bei den in Tabelle 6.3 aufgeführten Analysen ergibt sich tat-

18 Zusätzliche separate Schätzungen für die einzelnen Altersgruppen unterstützen im wesentlichen die in der Tabelle dokumentierten Ergebnisse. Natürlich gehen die Effekte beim Tod des Partners auf Ältere zurück, wohingegen die Geburt eines Kindes generell auf die jüngeren Befragten zutrifft. Interessant ist nicht zuletzt, daß die Sorge um den Arbeitsplatz besonders für Ältere (mit ihren wesentlich geringeren Wiedereingliederungschancen) zu flüchtigeren Generationenbeziehungen beiträgt (dieses Ergebnis ist schwach signifikant).

19 Da die Konfessionszugehörigkeit beim Sozio-ökonomischen Panel lediglich im Jahre 1990 abgefragt wurde, weist diese Variable eine etwas höhere Anzahl an fehlenden Werten auf (unit non-response). Diese Personen werden mit den Angehöri-

sächlich ein schwach signifikanter Einfluß dieser Variable. Die vergleichsweise flüchtigeren intergenerationalen Beziehungen von westdeutschen Konfessionslosen werden demnach im Zeitverlauf als noch lockerer wahrgenommen. Dies ist ein Hinweis darauf, daß sich eine fortschreitende Säkularisierung auch auf den erweiterten Familienverband auswirkt.

6.6 Kurzfazit

Intergenerationale Beziehungen sind gleichzeitig stabil und lebendig. Von einem 'Riß zwischen den Generationen' im Sinne eines Auseinanderlebens zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern kann nicht die Rede sein. Dies gilt sowohl für Ost- als auch für Westdeutsche und auch für beide Erhebungszeitpunkte, also sowohl für 1991 als auch für 1996. Neben dieser allgemeinen Stabilität ergeben sich jedoch tendenzielle Veränderungen. Der Wandel von Generationenbeziehungen wird besonders deutlich, wenn man die Querschnittebene verläßt und auf Paneldaten zurückgreift. Zwar ergibt sich bei über der Hälfte der Befragten über die Zeit keine Veränderung bei der Bewertung der Beziehungsqualität. Ein Fünftel gibt jedoch an, daß das Verhältnis zur anderen Generation in den letzten fünf Jahren enger geworden sei, und eine noch größere Gruppe spricht von flüchtigeren Beziehungen. Dies gilt insbesondere für westdeutsche erwachsene Kinder in Hinblick auf ihre Eltern.

Daß es sich dabei nicht um rein zufällige Veränderungen handelt, wird auch durch eine ganze Reihe von signifikanten Erklärungsfaktoren belegt, die wiederum Opportunitäts-, Bedürfnis-, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen zugeordnet werden können. So weisen die permanent weit entfernt lebenden Verwandten eine besonders große Wahrscheinlichkeit auf, daß ihr Verhältnis mit der Zeit immer lockerer wird. Eine ökonomische Bedürftigkeit belastet die intergenerationalen Beziehungen, und dies gilt auch für eine Arbeitslosigkeit. Gleichzeitig hat nicht nur die Arbeitslosigkeit selbst, sondern bereits die Sorge um den Stellenverlust entsprechende Folgen. Durchgehend mit demselben Partner Verheiratete berichten von den stabilsten Generationenbeziehungen, und die Geburt eines Kindes führt sowohl zu engeren als auch zu flüchtigeren intergenerationalen Verhältnissen. Mütter und Töchter nehmen ihr Verhältnis auch über die Zeit als am engsten wahr, während Beziehungen zwischen männlichen Angehörigen als permanent lockerer empfunden werden und auch eine deutlich

gen anderer Religionsgemeinschaften zusammengefaßt, wobei die übrigens nicht signifikanten Koeffizienten dieser Dummy-Variable in der Tabelle nicht ausgewiesen werden.

größere Wahrscheinlichkeit aufweisen, im Untersuchungszeitraum flüchtiger und nicht enger geworden zu sein.

Wichtig ist auch, daß für die erwachsenen Kinder im Vergleich zu den Eltern die Generationenbeziehung viel häufiger flüchtiger und deutlich seltener enger geworden ist. Damit wird die Hypothese gestützt, daß für die Kinder das Verhältnis zu den Eltern einen immer kleiner werdenden Ausschnitt ihres Beziehungs- und Wertepertoires darstellt, während Eltern meinen, daß sich nicht viel verändert hat.

Kapitel 7:

Zusammenfassung und Perspektiven

Children have an enduring sense of diffuse obligation as long as their parents live; but enduring solidarity, if solidarity means close bonds of affection and intimacy, will probably not last long because modern society emphasizes independence between the generations.

Zena Smith Blau (1973: 50)

Lebenslange Solidarität

Die Zitate, die den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind, haben eines gemeinsam: sie verweisen mehr oder weniger explizit auf eine Auflösung des Generationenverbandes. Die empirischen Befunde dieser Studie widersprechen diesem Bild klar und eindeutig. Mit der 'Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn'-Floskel werden die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern sicher falsch beschrieben. Generationenbeziehungen sind per se von Ambivalenzen geprägt. Die Generationenambivalenz führt jedoch nicht zu einem Auseinanderleben der Familiengenerationen. Das Autonomieszzenarium entspricht nicht der Realität. Genau das Gegenteil ist der Fall. Das Stichwort 'Lebenslange Solidarität' trifft das Verhältnis der Familiengenerationen viel besser.

Dies wird durch eine ganze Reihe empirischer Befunde eindrucksvoll belegt (die Fülle der Einzelergebnisse soll und kann hier natürlich nicht repliziert werden): Ein Drittel der (40-85jährigen) Eltern mit erwachsenen Kindern lebt mit ihnen im selben Haushalt, vier von zehn wohnen unter demselben Dach, also im selben Haus. Vier von fünf aller nicht mehr im selben Haushalt lebenden erwachsenen Kinder und Eltern wohnen höchstens eine Stunde voneinander entfernt. Neun von zehn Eltern berichten von einem mindestens engen Verhältnis zu ihren erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts. 85 Prozent sehen oder

sprechen sich mindestens einmal pro Woche. Nicht einmal einer von zehn der 40-85jährigen erwähnt Generationenkonflikte.

Thesen wie die von der 'Intimität auf Abstand' (Rosenmayr) oder der 'inneren Nähe durch äußere Distanz' (Tartler) werden damit insofern bestätigt, als daß die meisten erwachsenen Kinder und Eltern nicht mehr im selben Haushalt leben und sich dabei gleichzeitig durch eine große affektive Solidarität auszeichnen. Dennoch wird mit diesen Formeln die familiäre Generationensolidarität tendenziell unterschätzt. Immerhin treffen 'Abstand' und 'äußere Distanz' für eine große Minderheit nicht zu; viele leben weiterhin im selben Haushalt oder Haus. Zudem darf man unter 'Abstand' und 'Distanz' keineswegs größere geographische Entfernungen und seltene Kontakte verstehen. Präziser müßte es heißen: 'Intimität auf kurzer Distanz'.

Zugleich wird belegt, daß Eltern und erwachsene Kinder, auch wenn sie nicht mehr im selben Haushalt leben, weiterhin durch eine Vielzahl von materiellen und emotionalen Unterstützungen miteinander verbunden sind - und sei es 'lediglich' durch Ratschläge und Aufmunterung. Beinahe ein Drittel der Eltern mit erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts unterstützt diese aktuell mit monetären Transfers. Ein Viertel der 40-85jährigen erwachsenen Kinder hilft ihren Eltern oder Schwiegereltern aktuell im Haushalt, auch wenn sie nicht zusammenleben. Wenn bei den Transfers und Hilfeleistungen anstatt von zwölf Monaten ein längerer Zeitraum zugrundegelegt worden wäre, hätten sich noch erheblich höhere Anteile ergeben. Dabei sind private Transfers zuallererst Leistungen zwischen Eltern und Kindern. Andere Verwandte sowie nichtverwandte Personen haben eine wesentlich geringere Chance, Transfers zu erhalten. Sie gewähren auch deutlich seltener Unterstützungen. Bei der emotionalen Verbundenheit liegen die Linienverwandten ebenfalls deutlich vor den anderen Angehörigen. Auch dies unterstreicht die immense Bedeutung der Generationenlinie in Hinblick auf private Solidarität. Wenn man alle Formen funktionaler Solidarität zusammennimmt, erhalten vier von fünf Eltern Unterstützungen von ihren erwachsenen Kindern außerhalb des Haushalts. Über neun von zehn der 40-85jährigen beteuern, daß sie immer einspringen werden, wenn ihre Angehörigen Hilfe benötigen.

In Anbetracht von Thesen wie der Krise und dem Zerfall der Familie, dem Auseinanderleben der Generationen und den ausgeprägten Generationenkonflikten - vom 'Kampf oder Krieg der Generationen' ganz zu schweigen - sind dies in der Tat überraschende Befunde. Intergenerationale familiäre Solidarität gilt für alle Altersgruppen. Sie zeigt sich bei den Beziehungen zwischen Eltern und jungen erwachsenen Kindern, die gerade erst von zu Hause ausgezogen sind, und ebenso bei dem Verhältnis zwischen älteren Kindern und ihren Eltern. Familiäre Generationensolidarität ist tatsächlich lebenslang. Sollte man eine

zusammenfassende Formel finden, könnte man sagen: 'Lebenslange Solidarität auf kurzer Distanz'.

Dennoch darf man nicht diejenigen Generationenbeziehungen vergessen, die nicht in dieses Schema passen. Immerhin ist ein Zehntel der 40-85jährigen mit ihren außerhalb des Haushalts lebenden Eltern weder durch aktuelle monetäre Transfers oder Haushaltshilfen, noch durch häufige Kontakte und auch nicht durch ein Gefühl der Enge verbunden. Diese Personen können damit als relativ entfremdet von ihren *Eltern* eingeschätzt werden. Die entsprechende Quote in Hinblick auf die außerhäusigen erwachsenen *Kinder* liegt jedoch lediglich bei drei Prozent.

Zwischen den Polen 'Solidarität' und 'Autonomie' sind Mischformen denkbar (Dynamik innerhalb sowie Divergenzen zwischen Solidaritätsdimensionen), die man mit dem Begriff 'gebrochene Solidarität' belegen könnte. Dieses Szenarium hat sich wie das Autonomieszzenarium nicht als tragfähig erwiesen. Die Befunde zur Generationentypologie belegen, daß Divergenzen zwischen den Solidaritätsdimensionen kaum auftreten. Die Analysen zur Generationendynamik haben zwar eine beeindruckende Lebendigkeit der Beziehungen ergeben, der mittels weiterer Untersuchungen noch nachzugehen sein wird. Ein ausgeprägtes Hin und Her der Generationenbeziehungen zwischen den Polen Autonomie und Solidarität läßt sich jedoch nicht nachweisen. Die Generationendynamik spielt sich in aller Regel innerhalb des Solidaritätsrahmens ab.

Mütter, Töchter, Väter, Söhne

Bei der Untersuchung von familialen Generationenbeziehungen macht es Sinn, zwischen Eltern-Kind- und Kind-Eltern-Verhältnissen zu unterscheiden. Dies zeigt sich zum Beispiel in materieller Hinsicht: Private monetäre Transfers fließen in der Generationenfolge von oben nach unten, d.h., von Großeltern und Eltern an die Kinder und Enkel. Instrumentelle Hilfeleistungen werden hingegen häufiger in der umgekehrten Richtung geleistet. Damit befinden sich viele Mitglieder der mittleren Generation durchaus in einer Sandwichsituation: sie zahlen Geld an die Kinder und helfen ihren Eltern.

Die unterschiedlichen Perspektiven der Eltern und erwachsenen Kinder werden auch dann deutlich, wenn es um emotionale Aspekte des intergenerationalen Verhältnisses geht. Eltern tendieren dazu, daß Ausmaß ihres Verständnisses für die Ansichten der Kinder und ihres gegenseitigen Einvernehmens zu überschätzen. Kinder neigen im Gegenzug dazu, die intergenerationale Solidarität unter- und die Konflikte überzubewerten. Dies zeigt sich daran, daß Eltern die Beziehung zu ihren außerhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kindern prinzipiell als enger wahrnehmen als die Kinder in bezug zu ihren Eltern. Die Längs-

schnittanalysen weisen darauf hin, daß diese Differenz in den letzten Jahren sogar noch größer geworden ist.

Gleichzeitig existieren deutliche Unterschiede zwischen den Generationenverhältnissen von Müttern und Töchtern, Müttern und Söhnen, Vätern und Töchtern sowie Vätern und Söhnen. Frauen unterhalten generell persönlichere und emotional engere Beziehungen. Sie treffen sich bzw. telefonieren häufiger miteinander und berichten prinzipiell von einer größeren Verbundenheit zueinander. Damit halten Frauen viel häufiger als Männer die Familie zusammen und tragen damit wesentlich zur Aufrechterhaltung einer lebenslangen Solidarität bei. Es bedarf einer Reihe von Maßnahmen, daß nicht mehr zusammenwohnende Angehörige weiterhin Verbindung zueinander halten, und es sind insbesondere die Mütter und Töchter, die dafür sorgen.

Das Zusammenwirken von Generation und Geschlecht wird deutlich, wenn man sich die Antworten auf die Frage nach der Beziehungsenge vergegenwärtigt: Mehr als neun von zehn Mütter geben an, daß sie mindestens ein enges Verhältnis zu ihrer Tochter haben. Im Vergleich dazu konstatieren 'lediglich' sieben von zehn Söhnen eine solch enge Beziehung zu ihrem Vater.

Ostdeutsche, Westdeutsche

Ostdeutsche familiale Generationenbeziehungen werden kurz nach dem Fall der Mauer generell als enger wahrgenommen als westdeutsche. Erklärungen hierfür sind u.a. die geringeren Belastungen der Familie in der DDR aufgrund sicherer Arbeitsverhältnisse, der geringere Altersabstand zwischen Eltern und Kindern, das Fehlen einer 68er Generation, der Rückzug vieler DDR-Bürger ins Private sowie die geringere soziale Mobilität der jüngeren Jahrgänge. Faktoren wie die vielen Scheidungen, die geringere zur Verfügung stehende Familienzeit sowie der geringere Anteil an Kirchenmitgliedern haben sich nur relativ selten in flüchtigeren Eltern-Kind- und Kind-Eltern-Beziehungen niedergeschlagen.

Wenn man die Bedeutung der untersuchten Determinanten für die Generationensolidarität im Sinne einer Rangfolge zwischen Ost- und Westdeutschen vergleicht, ergeben sich mehr Gemeinsamkeiten als Differenzen. Sowohl für Ost- als auch für Westdeutsche ist keine der vier Determinantengruppen (Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiale und kulturell-kontextuelle Strukturen) die bei weitem wichtigste, und keine von ihnen darf vernachlässigt werden. Dabei spielen die räumliche Entfernung zwischen Kinder- und Elternhaushalten und die Geschlechtsspezifität der Dyade in beiden Landesteilen eine besonders große Rolle. Es zeigt sich aber auch, daß der Lebensstandard bei Westdeutschen stärker ins Gewicht fällt, was auf die geringere soziale Ungleichheit in der DDR zurückgeführt werden kann.

Die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen treten natürlich besonders bei den kulturell-kontextuellen Strukturen auf. Dies gilt für die Konfessionszugehörigkeit, aber auch für die Geburtsjahrgangskohorte. So zeigen sich die besonderen Generationenbeziehungen der westdeutschen 68er Generation bei der entsprechenden ostdeutschen Kohorte nicht.

Generationenverhältnisse stellen auch in Hinblick auf die Veränderungen der ostdeutschen Familie im Zuge des Transformationsprozesses ein besonders spannendes und ertragreiches Forschungsfeld dar. Dabei handelt es sich zunächst um die intergenerationalen Beziehungen zwischen 'jungen flexiblen' (erwachsenen) Kindern mit einer geringeren gesellschaftlichen Verwurzelung und Eltern, "die traditionellen soziokulturellen Milieus entstammen" (Kühnel 1990a: 38). Je weiter jedoch das Jahr 1989 zurückliegt, um so mehr beinhalten ostdeutsche Generationenbeziehungen das Aufeinandertreffen von Familienmitgliedern mit einer DDR-Sozialisation und solchen Angehörigen, die in der 'neuen' Bundesrepublik aufgewachsen sind.

Man würde allerdings einen Fehler machen, wenn man aufgrund der tiefgreifenden Veränderungen, denen Ostdeutsche ausgesetzt sind, eine besonders große Instabilität und Verflüchtigung der Generationenbeziehungen unterstellen würde. Es ist vielmehr das Gegenteil der Fall. Zwar ging die Geburtenziffer dramatisch zurück. Bei Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern sind solch drastische Veränderungen hingegen nicht zu verzeichnen. Ostdeutsche weisen im Vergleich mit Westdeutschen nicht nur kurz nach dem Fall der Mauer engere Generationenverhältnisse auf, sondern sie berichten auch im Zeitverlauf wesentlich seltener von flüchtiger gewordenen und deutlich häufiger von engeren Beziehungen. Ein wesentlicher Grund hierfür dürfte in der besonderen Bedeutung der Familie in der DDR liegen, so daß Ostdeutsche den neuen Belastungen einen vergleichsweise großen Familienzusammenhalt entgegensetzen können. Der Druck auf die ostdeutsche Familie wird durch die früheren Erfahrungen abgefedert, wobei der Unsicherheiten generierende Transformationsprozeß oft sogar zu einem größeren Familienzusammenhalt beiträgt. Insofern fungiert die Familie nach dem Mauerfall - ähnlich wie in der DDR - als Rückzugsraum und Spannungsausgleich. Gleichzeitig gibt es aber auch eine etwa gleich große Gruppe mit flüchtigeren Generationenverhältnissen, was die These von der ambivalenten Entwicklung unterstreicht. Einer der wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen ist dabei die direkte Betroffenheit von den Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt, also Arbeitslosigkeit und die Angst vor dem Stellenverlust.

Auch wenn sich ostdeutsche Generationenbeziehungen im Untersuchungszeitraum von fünf Jahren als vergleichsweise stabil erwiesen haben, so ist doch auf lange Sicht damit zu rechnen, daß sie insgesamt etwas lockerer werden. Neben den bereits genannten Unsicherheiten und Problemen zeichnen sich langfristige neue Konfliktpotentiale ab. Die zügigere Anpassung der jüngeren Ostdeutschen

an westliche Lebensstilmuster kann zu Entfremdungen führen. Zudem ist eine spätere, im Augenblick noch aufgeschobene Auseinandersetzung mit der politischen und gesellschaftlichen Aktivität oder Passivität der Eltern(generation) zu DDR-Zeiten und danach (Stichwort 'Wendehälse') nicht auszuschließen. Dabei müssen keine offenen Konflikte zutage treten, sondern es kann sich vielmehr ein stillschweigendes und unspektakuläres Auseinanderleben der Generationen ergeben.

Trotzdem ist zu bezweifeln, daß ostdeutsche und westdeutsche Generationenbeziehungen in absehbarer Zukunft nicht mehr unterscheidbar sein werden. Ein wichtiger Grund hierfür sind langfristige Sozialisationsfolgen. Immerhin werden sich auch die potentiell flexibleren jüngeren Ostdeutschen, die in der 'neuen' Bundesrepublik sozialisiert wurden bzw. werden, weiterhin mit einer Eltern-generation auseinanderzusetzen haben, deren Sozialisation und Familienerfahrungen von den Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik geprägt sind.

Familiale Solidarität, soziale Ungleichheit

Zwischen familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit existiert ein prekäres Verhältnis. Die extensive Forschung über intergenerationale Mobilität hat eindrucksvoll gezeigt, daß es schichthöheren Eltern häufig gelingt, ihren Kindern wiederum höhere soziale Positionen zu verschaffen. Soziale Ungleichheit in der Elterngeneration wird zu sozialer Ungleichheit in der Kindergeneration. An sich willkommene intergenerationale Solidarität hat somit unwillkommene Folgen auf der gesellschaftlichen Ebene.

Da die monetären (inter-vivos-) Transfers vor allem von Älteren an Jüngere fließen und Eltern eher bedürftige Kinder unterstützen, können diese Leistungen durchaus zu einer gleichmäßigeren Vermögensverteilung beitragen. Private Generationentransfers kommen insbesondere solchen erwachsenen Kindern zugute, die sich in der Ausbildung befinden oder arbeitslos sind. Kurzfristig wird dadurch die intragenerationale Ungleichheit zwischen noch Auszubildenden und bereits Erwerbstätigen verringert. Wenn jedoch finanzielle Hilfen z.B. während des Studiums den Kindern vermögender Eltern auf lange Sicht bessere Berufschancen eröffnen, tragen solche privaten Transfers letztendlich zu einer Vergrößerung und Verfestigung der sozialen Ungleichheit zwischen begünstigten und nicht begünstigten erwachsenen Kindern über den Lebenslauf bei. Reiche Eltern sind eine wichtige Ressource für ihre Kinder; die Nachkommen ärmerer Eltern können hierauf deutlich seltener zurückgreifen. Aufgrund des fortschreitenden Rückzugs des Wohlfahrtsstaates werden private Generationentransfers damit zu einem immer wichtiger werdenden soziologischen Thema (s. Walter 1997: 84).

Noch frappanter ist der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Vererbung. Erbschaften sind ein tabuisiertes Thema. Die Beschäftigung damit führt jedoch zu eindrücklichen Erkenntnissen. Beinahe 60 Prozent der 40-85-jährigen Deutschen in der Bundesrepublik haben bereits etwas geerbt oder erwarten noch eine Erbschaft. Lediglich vier Prozent erben jedoch ein Vermögen, das mindestens eine halbe Million Mark beträgt. 17 Prozent erhalten mindestens 100 000 DM. Erbschaften vergrößern die sozialen Gegensätze in der Gesellschaft. Sie bevorzugen Personen aus höheren Bildungsschichten und benachteiligen diejenigen, die es von Haus aus ohnehin wesentlich schwerer haben, höhere soziale Positionen zu erreichen. Akademiker haben eine doppelt so große Chance wie Hauptschulabgänger, bereits etwas geerbt zu haben, und sie weisen eine über dreimal so hohe Wahrscheinlichkeit auf, in Zukunft (noch) etwas zu erhalten. Wenn man durchschnittliche Erbschaftshöhen unter Einschluß der Nichterben betrachtet, erhalten Akademiker zweieinhalb mal soviel wie Hauptschulabgänger. Hier wirkt das Matthäus-Prinzip: "Wer hat, dem wird gegeben". Insofern vergrößert sich die soziale Ungleichheit in einer Meritokratie wie der Bundesrepublik Deutschland um so mehr, je mehr vererbt wird. Dies gilt vor allem dann, wenn bereits geerbte Vermögen weitervererbt werden - also spätestens dann, wenn die Enkel der Wirtschaftswundergeneration den Familienbesitz übernehmen.

Mit dem Alters-Survey konnten erstmals empirische Analysen über Vererbungen von Ostdeutschen durchgeführt werden. Die erheblich niedrigere Vermögensausstattung wirkt sich erwartungsgemäß deutlich auf die Erbschaftschancen und -höhen aus. Über die Hälfte der Westdeutschen erbt mindestens 5 000 DM. Dies trifft noch nicht einmal für ein Drittel der Ostdeutschen zu. Jeder fünfte Westdeutsche erbt mindestens 100 000 DM - bei den Ostdeutschen ist es nur jeder Zwanzigste. Westdeutsche erben dreieinhalb mal soviel wie Ostdeutsche.

Familiale Solidarität reproduziert somit nicht nur soziale Ungleichheit, sondern sie vergrößert sie sogar. Kinder schichthöherer Eltern gehen eher auf das Gymnasium, machen eher das Abitur, besuchen eher eine Hochschule, erhalten von den Eltern während des Studiums eher finanzielle Unterstützungen, erreichen statushöhere Berufe, heiraten statushöhere Partner, erhalten von ihren Eltern eher größere Schenkungen und machen schließlich häufiger - und vor allem höhere - Erbschaften. Familiengenerationen rücken damit auch durch Vererbungen näher zusammen (weil sie erben bzw. weil sie nichts erben), aber intragenerational vergrößern sich die sozialen Gegensätze. Auch wenn Vererbungen den Erben erst relativ spät im Leben zugute kommen, stellen sie beträchtliche Zuwächse des bereits vorhandenen Vermögens dar. Zwischen Frauen und Männern ergeben sich nur geringe Unterschiede bei den bisherigen Erbschaften; um so größer fallen die Differenzen zwischen den sozialen Schichten sowie zwischen Ost- und Westdeutschen aus.

Inwiefern wirken sich Erbschaften auf die zukünftige soziale Ungleichheit aus? Ich möchte versuchen, diese Frage anhand von spekulativen Thesen zu vier Aspekten sozialer Ungleichheit zu beantworten, nämlich Ungleichheit zwischen ökonomischen Generationen, zwischen Ost- und Westdeutschen, zwischen Frauen und Männern sowie zwischen sozialen Schichten.

Zur Ungleichheit zwischen **ökonomischen Generationen**: Wenn man das Bild von der Erbschaftswelle ernst nimmt, müßten Vererbungen nach dem Erreichen des Wellenkamms wieder zurückgehen. Damit dürfte die gegenwärtige Erbgeneration - die sich zu einem großen Teil aus der 68er Generation zusammensetzt - nicht nur im Vergleich mit vorherigen, sondern auch mit nachfolgenden Geburtsjahrgängen bevorzugt sein. Dies ist in der Tat nicht unwahrscheinlich. Die 68er Generation ist in ökonomischer Hinsicht eine besonders glückliche Generation. Sie hat vom wirtschaftlichen Nachkriegsaufschwung profitiert, sie hatte ein geringes Risiko, nach der Ausbildung ohne Beschäftigung zu sein bzw. arbeitslos zu werden, sie profitiert heute von sicheren Normalarbeitsverhältnissen und wird in Zukunft auf sichere Renten zurückgreifen können. Darüber hinaus ist sie auch in puncto Vererbung bevorteilt. Bei der 68er Generation handelt es sich nicht nur um eine politische, sondern auch um eine ökonomische Generation. Die empirischen Analysen legen nahe, daß die 68er Generation deutlich mehr geerbt hat als die vorherigen Altersgruppen. Die Eltern der 68er - sofern die Väter nicht im Krieg gefallen sind - konnten während der Nachkriegszeit ein immenses Vermögen aufbauen, wobei sie sich auch noch stark einer auf Verzicht und Sparen ausgerichteten Werthaltung verpflichtet fühl(t)en.

Man darf das Bild von der Erbschaftswelle nicht zu sehr strapazieren. Nach dem Wellenkamm folgt kein neues Wellental. Auch den Kindern der heutigen Erbgeneration werden große Nachlässe zufallen. Dies gilt um so mehr, wenn sie sowohl die Vermögen ihrer Eltern als auch die ihrer Großeltern übernehmen. Zudem kommen aufgrund der demographischen Entwicklung auf immer mehr ältere Erblasser immer weniger junge Erben. Die geringere Geschwisteranzahl aufgrund der gesunkenen Fertilität führt zu einer geringeren Erbteilung und somit zu einer größeren Erbschaftskonzentration auf wenige Erben. Es spricht aber auch einiges dafür, daß die Kinder der 68er von ihnen etwas weniger erben werden:

1. Was die 68er Generation bereits erlebt, wird für ihre Kinder noch stärker zutreffen: die Erbschaft erfolgt relativ spät im Leben, so daß damit häufig 'nur' noch ein abgesicherter Ruhestand erreicht wird.

2. Dadurch werden die Erblasser weniger daran interessiert sein, ihre Rentner-Kinder zu unterstützen. Sie werden vielmehr erwägen, die nächste Generation zu überspringen und vermehrt ihre Enkel bedenken (s. Finch 1996: 127ff.). Derselbe Effekt tritt ein, wenn die Kinder der 68er aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters ihr Erbe gleich an ihre Kinder weiterreichen. Die Enkel würden

damit vergleichsweise frühzeitig in den Genuß des Vermögens der 68er Generation kommen.

3. Die 68er haben gegenüber ihrem Vermögen eine andere Einstellung als noch ihre Eltern. Man kann davon ausgehen, daß die 68er weniger strikt sparen und einen größeren Teil ihres Vermögens selbst verbrauchen. Nicht umsonst entdecken Werbestrategen die 'neuen' und zukünftigen Alten als wichtige Konsumentengruppe (z.B. Sosalla, Thelen 1997). Konsum wird wichtiger, Sparen wird unwichtiger. Dies gilt auch dann, wenn man sein Vermögen weniger als zukünftigen Nachlaß für die Kinder denn als Garant eines eigenen angemessenen Lebensabends begreift - frei nach dem Motto "I'm Spending My Kids' Inheritance" (Rosenfeld 1995: 536). Immerhin bestehen Nachlässe nicht zuletzt aus übriggebliebenen Ersparnissen aufgrund der Unkenntnis der eigenen Lebensdauer (Modigliani 1988, Wilk 1995: 57f.). Der stärkere Anstieg des Geldvermögens im Verhältnis zu anderen Vermögensarten spricht ebenfalls für einen größeren Eigenkonsum. Insbesondere selbstgenutzte Immobilien werden vergleichsweise selten zur Befriedigung von zusätzlichen Konsumbedürfnissen verwandt und dementsprechend besonders häufig vererbt (Wilk 1995: 59).

4. Die 68er *wollen* im Alter nicht nur mehr von ihrem Vermögen ausgeben, sie *müssen* es auch. Wenn die Renten sinken (oder real weniger stark steigen) und die Älteren sich stärker als bisher an den Gesundheitskosten beteiligen müssen, bleibt weniger zum Vererben übrig (eine Ausnahme stellen Pflegebedürftige dar, die ihr Vermögen aufgrund der Pflegeversicherung weniger stark angreifen müssen, als dies bisher der Fall war). Auch die längere Lebenserwartung trägt dazu bei, daß das angesammelte Vermögen stärker angegriffen wird als früher. Wenn beispielsweise Witwen ihren Ehemann deutlich länger überleben als früher - und nach dem Tod häufiger neue Beziehungen eingehen - verringert sich entsprechend das Erbe für die Kinder (Rosenfeld 1995: 536). Es ist außerdem zu erwarten, daß die 68er Generation zu Lebzeiten mehr monetäre Transfers an ihre Kinder leisten muß als ihre Eltern an sie selbst. Das Zurückfahren des Sozialstaates sowie größere Eigenbeteiligungen bei den Ausbildungskosten führen dazu, daß private Generationentransfers zu Lebzeiten an Bedeutung gewinnen - und somit ebenfalls die Erbmasse verringern. Das Argument, daß letztendlich die Kinder die Nutznießer sind, überzeugt hier nicht, da bei einer Verringerung der öffentlichen Unterstützungsleistungen *zusätzliche* Kosten auf die Erblasser zukommen.

5. Ein großer Teil des vererbten Vermögens besteht aus Wohneigentum. Der Wert der (geerbten) Immobilie hängt auch vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Immobilienmarkt ab. Wenn viele Erblasser (geburtstarke Jahrgänge) viele Häuser und Eigentumswohnungen relativ wenigen Erben (geburtsschwache Jahrgänge) vermachen, die zudem häufig bereits selbst eine Wohnung besitzen, sinken die Immobilienpreise - die Erbschaft hat also einen

geringeren Wert. Ähnliches gilt prinzipiell auch für Geldvermögen, das dem Kapitalmarkt angeboten wird (vgl. Schломann 1992).

6. Die Pluralisierung von Lebensformen führt insgesamt ebenfalls zu kleineren Erbschaften. Zwar werden manche erwachsene Kinder aus Scheidungsfamilien sogar bevorteilt, wenn sowohl die leiblichen als auch neu hinzugewonnene Stiefeltern als Erblasser zur Verfügung stehen. Dafür werden jedoch die Kinder alleinerziehender Mütter besonders wenig bekommen. Immerhin geht damit ein erhebliches Armutsrisiko einher, und der abwesende Vater verfügt aufgrund neuer Beziehungen und Wiederheirat mit u.U. weiteren Kindern über geringere Ressourcen für seine Erstfamilie. Allerdings werden Kinder geschiedener Eltern immer noch mehr erben als die von Kriegswitwen.

7. Die Erbschaftshöhe hängt nicht zuletzt von den Erbschaftssteuern ab. Diese sind durch die rückwirkend zum 1. Januar 1996 geltende Reform der Erbschaftssteuer bereits angehoben worden, und es spricht einiges dafür, daß sie in Zukunft weiter steigen wird. Gründe hierfür liegen im weiter wachsenden Finanzbedarf der öffentlichen Hand (z.B. aufgrund der steigenden Staatsverschuldung und Rentenausgaben), im gegenwärtig niedrigen Erbschaftssteuerniveau sowie in - mit gutem Grund - zu erwartenden Bestrebungen, die Vergrößerung sozialer Ungleichheit durch Vererbung in gewissen Grenzen zu halten.

Man kann davon ausgehen, daß sich die erbschaftsbedingte Ungleichheit zwischen **Ost- und Westdeutschen** in der nächsten Zeit weiter vergrößern wird. Zwar existieren für Ostdeutsche seit der Wiedervereinigung größere Chancen zur Vermögensbildung. Es wird jedoch noch lange Zeit dauern, bis eine Einbnung dieser Ost-West-Differenzen eintreten wird - auch aufgrund von Erbschaften. Ostdeutsche verfügen über wesentlich geringere private Vermögen, sie sind deutlich seltener Immobilienbesitzer und Firmeninhaber, sie erreichen geringere Einkommen, und sie sind häufiger arbeitslos. Zukünftige Nachlässe von Ostdeutschen werden somit im Vergleich mit denen von Westdeutschen weiterhin deutlich kleiner ausfallen. Die westdeutschen Erbgenerationen werden ihren Vorsprung gegenüber den entsprechenden ostdeutschen Altersgruppen weiter ausbauen.

Dennoch werden Erbschaften immer wichtiger für ostdeutsche Familienbeziehungen. In der Deutschen Demokratischen Republik waren z.B. zu vererbende Immobilien weniger bedeutsam. Konflikte zwischen Familienmitgliedern über die zu erwartenden Erbschaften hielten sich somit in Grenzen. Nach dem Zusammenbruch der DDR ist - bei gleichzeitig zunehmenden ökonomischen Problemen - der Wert der Immobilien stark gestiegen, so daß familiäre Auseinandersetzungen über Erbschaftsfragen bereits zugenommen haben und weiter zunehmen werden.

Es spricht einiges dafür, daß sich die Erbschaftshöhen von **Frauen und Männern** weiter angleichen werden. Eine Ursache hierfür sind geringere Geschwi-

sterzahlen. Wenn weniger Brüder als Konkurrenten in Erscheinung treten, profitieren die Töchter. Gleichzeitig ändern sich die entsprechenden Werthaltungen und Einstellungen, und zwar besonders in den Schichten, die aufgrund ihrer großen Vermögen viel zu vererben haben.

Zukünftige Erbschaften werden die Diskrepanzen zwischen **sozialen Schichten** weiter erheblich vergrößern. Einerseits haben die empirischen Analysen gezeigt, daß gerade diejenigen in Zukunft Erbschaften erwarten, die bereits etwas geerbt haben. Andererseits wird die soziale Ungleichheit besonders dann zunehmen, wenn die Kinder von Erben wiederum selbst erben. Dann wird nämlich nicht nur das selbst erarbeitete Vermögen der Eltern übertragen, sondern zusätzlich dazu auch noch das der früher verstorbenen Großeltern. Die schichtspezifische Ungleichheit wird aber auch zunehmen, weil höher Gebildete a) weniger Kinder haben und somit ihr Vermögen nicht auf viele Kinder verteilen müssen, b) weil die Partner schichthöherer Kinder wiederum schichthöhere Kinder sind, so daß diese Haushalte doppelt erben und c) weil von der gestiegenen Erwerbsbeteiligung von Frauen und insbesondere der von Frauen in höherqualifizierten Berufen besonders höhere soziale Schichten profitieren. D.h., die Kinder hochqualifizierter Doppelverdiener mit wenigen Nachkommen werden in Zukunft noch mehr erben als Kinder weniger privilegierter sozialer Schichten. Übrigens legt auch ein Vergleich der Determinanten für bisherige und zukünftige Erbschaften (Tabellen 4.7 und 4.8) nahe, daß sowohl die Schicht- als auch die Ost-West-Differenzen zunehmen werden.

In Zukunft werden Vermögen zwar häufiger als bisher nicht intergenerational bzw. intrafamiliar vererbt werden. Ein Grund hierfür sind sinkende Geburtenziffern und die wachsende Anzahl Kinderloser (vgl. Schломann 1992, Rosenfeld 1995). Neben Freunden wird das vererbte Vermögen vermehrt gemeinnützigen Organisationen wie Bildungs- und Kultureinrichtungen, Stiftungen und Umweltverbänden zugute kommen. Es wird jedoch eine noch stärkere Konzentration des vererbten Vermögens erfolgen, da Kinderlose nun ihre anderen Verwandten, insbesondere Nichten und Neffen, bedenken, die außerdem noch ihre Eltern beerben. Da es immer mehr Ältere und immer weniger Junge gibt, erhalten immer weniger Erben immer höhere Summen. Vererbung wird zu einem immer wichtigeren Faktor sozialer Ungleichheit.

Damit stellt sich die Frage nach ungleichheitsreduzierenden Maßnahmen. So willkommen Erbschaften auch im Einzelfall sein mögen und so verständlich es ist, daß Eltern ihr gesamtes Vermögen an ihre Nachkommen weitergeben wollen, so spricht doch einiges dafür, die Erbschaftshöhe einzuschränken. Ein probates Mittel hierfür sind höhere Erbschaftssteuern (derzeit werden z.B. für Ehegatten, Kinder und Enkel Freibeträge in Höhe von jeweils 600 000, 400 000 und 100 000 DM gewährt, wobei der Wert von vererbten Immobilien stark unterschätzt wird, so daß die tatsächlichen Freibeträge noch weitaus höher lie-

gen. Darüber hinausgehende Beträge werden mit Steuern belegt, die beispielsweise bei 100 000 DM sieben Prozent, bei 500 000 DM 11 Prozent und bei einer Million DM 15 Prozent ausmachen). Solange Vermögen ohne größere Abstriche weitervererbt wird, öffnet sich die Schere zwischen den sozialen Schichten sowie zwischen Ost- und Westdeutschen immer weiter, wodurch sich auch die Gefahr sozialer Spannungen erhöht. Immerhin geht der ererbte Reichtum nicht auf eine entsprechende eigene Arbeitsleistung zurück, sondern kommt den Erben ohne adäquate Anstrengungen zugute. Die bisherige Verteilung von Erbschaften verletzt alle drei basalen Gerechtigkeitsprinzipien, nämlich das Leistungs-, Gleichheits- und Bedürfnisprinzip. Eine stärkere 'Vergesellschaftung' von Vermögen über höhere Erbschaftssteuern würde dem entgegenwirken, wobei die zusätzlichen Steuereinnahmen sinnvoll eingesetzt werden könnten.

Man könnte argumentieren, daß eine Erhöhung der Erbschaftssteuer lediglich dazu führen würde, daß die Vermögen bereits zu Lebzeiten übertragen werden. Dagegen spricht allerdings, daß Eltern aus verschiedenen Gründen (Abschnitt 4.3) daran interessiert sind, ihren Besitz möglichst lange zu behalten. Zudem sind auch Schenkungen nicht steuerfrei und besonders bei Immobilienübertragungen auch sichtbar. Nichtsdestotrotz sollte eine Maßnahme wie die Erhöhung der Erbschaftssteuer mit damit zusammenhängenden Steuern abgestimmt werden, um nichtintendierte Nebeneffekte zu vermeiden. Gleichzeitig wäre darauf zu achten, die Steuerbelastung bei geerbten Firmen in Grenzen zu halten. Übrigens lassen sich Erbschaftssteuern eher als Vermögenssteuern rechtfertigen, da erstere in der Regel auf nicht selbst erarbeitetem Besitz beruhen.

Familiale Solidarität, gesellschaftliche Solidarität

Familiale und gesellschaftliche Generationen sind auf vielfältige Weise miteinander verbunden. Die Erbengenerationen sind nur ein Beispiel. Eine weitere Verknüpfung erfolgt über Transfers zu Lebzeiten. Private Generationentransfers fließen in umgekehrter Richtung wie die öffentlichen. Der öffentliche Generationenvertrag mit den Transfers der jungen Beitragszahler an die älteren Rentempfänger stellt damit die Basis dar für private Unterstützungsleistungen von Eltern an ihre erwachsenen Kinder.

Dies hat eine Reihe von Folgen, und zwar sowohl für die Familie als auch für die Akzeptanz des öffentlichen Generationenvertrages durch die Beitragszahler. Die öffentlichen Transfers sorgen dafür, daß die erwachsenen Kinder ihre Eltern gesichert wissen. Durch die Vermeidung ökonomischer Bedürftigkeit wird die Position der Älteren innerhalb der Familie gestärkt, was innerfamiliäre Konfliktpotentiale aufgrund ökonomischer Abhängigkeit reduziert. Gleichzeitig ermöglicht der Generationenvertrag den Älteren, ihre Nachkommen zu unterstützen - beispielsweise wenn sich diese in der Ausbildung befinden, arbeitslos sind oder

eine Familie bzw. einen eigenen Betrieb gründen. Die öffentlichen Transfer-systeme unterstützen damit die Familie auf vielfältige Weise: Die Familie wird von Versorgungsaufgaben entlastet, und der Generationenvertrag trägt zu einer Zunahme familialer Solidarität und der Integration ihrer Mitglieder bei.

Eine noch weitergehendere mögliche Hypothese, nämlich daß beitragszahlende Erwerbstätige den öffentlichen Generationenvertrag gerade deshalb akzeptieren, weil sie kurzfristig beträchtliche private Transfers zurückerhalten, wird durch die empirischen Befunde allerdings nicht gestützt. Erstens fallen die von den Eltern geleisteten privaten Transfers an ihre erwachsenen Kinder mit rund 5 000 DM im Jahr im Vergleich mit den Beiträgen, die im Rahmen der Gesetzlichen Rentenversicherung transferiert werden, eher bescheiden aus. Zweitens beteiligen sich rund 70 Prozent der Eltern zumindest im selben Jahr nicht an dieser 'Rückfinanzierung'. Drittens erhalten gerade die derzeit beitragszahlenden Erwerbstätigen verhältnismäßig selten Transfers zurück, weil die Leistungen häufiger an diejenigen gehen, die sich noch in Ausbildung befinden oder arbeitslos sind. Dennoch kann ein aktuell erwerbstätiger Beitragszahler durchaus damit rechnen, z.B. bei einer Arbeitslosigkeit private Unterstützungsleistungen von den Eltern zu erhalten.

Ein 'Krieg der Generationen' aufgrund einer schwindenden Akzeptanz des Generationenvertrages ist jedenfalls nicht in Sicht. Er wird nicht nur akzeptiert, weil die Beitragszahler selbst Ansprüche erwerben und die Älteren nicht als Konkurrenten um knappe Arbeitsplätze fürchten müssen. Wenn zudem die Akzeptanz des wohlfahrtsstaatlichen Umverteilungsarrangements auch von der Qualität der familialen Generationenverhältnisse abhängt, gibt die ausgeprägte familiäre Generationensolidarität ebenfalls Anlaß zum Optimismus.

Es besteht jedoch die Gefahr, daß Leistungsreduzierungen der gesetzlichen Rentenversicherung (die Basis für) private Generationentransfers schmälern. Eine Verringerung der intergenerationalen öffentlichen Transfers mit der Folge sinkender Alterseinkommen würde zu Kürzungen der privaten Transfers führen, so daß damit nicht nur die Situation der älteren, sondern auch die der jüngeren Generation verschlechtert wird. Familiäre Versorgungsleistungen in prekären Lebenssituationen (z.B. Ausbildung und Arbeitslosigkeit) würden eingeschränkt - mit entsprechend negativen Auswirkungen auf die Familienbeziehungen und die Akzeptanz des öffentlichen Generationenvertrages. Immerhin legen die Befunde nahe, daß eine ökonomische Bedürftigkeit mit weniger engen familialen Generationenbeziehungen einhergeht.

Wie werden sich die intergenerationalen Beziehungen in der Familie zukünftig gestalten? Wird sich die nachgewiesene Solidarität als durchgehend stabil erweisen, oder existieren Gegentendenzen, die in Richtung 'gebrochene Solidarität' oder gar Generationenautonomie weisen? Prognosen für die Zukunft anzustellen ist prinzipiell nicht einfach. Abschließend läßt sich jedoch die folgende These

formulieren: Die familiäre Generationensolidarität wird sicher nicht in ein generelles Auseinanderleben umschlagen. Sie ist allerdings einer Reihe von Herausforderungen ausgesetzt, die zu einer tendenziellen Abschwächung der intergenerationalen Familiensolidarität beitragen werden.

Auf Gründe für eine langfristige Abnahme der ausgeprägten Solidarität in ostdeutschen Familien wurde bereits hingewiesen. Aber auch Beziehungen zwischen westdeutschen erwachsenen Kindern und Eltern stehen vor Herausforderungen. Die 'Atmosphäre von Entsolidarisierung', der nicht zuletzt die westdeutsche Gesellschaft ausgesetzt ist, führt zu brüchigeren Generationenbeziehungen. Immerhin berichten besonders westdeutsche erwachsene Kinder eher von einem lockereren denn von einem enger gewordenen Verhältnis zu ihren Eltern in den letzten fünf Jahren. Gleichzeitig stehen weniger erwachsene Kinder ihren Eltern potentiell für Hilfeleistungen zur Verfügung.

Es gibt wenige Anzeichen dafür, daß sich dieser Trend in der nächsten Zeit wieder umkehrt. Eher im Gegenteil: Die Folgen der flexibilisierten Arbeitswelt, Arbeitslosigkeit, Angst vor dem Stellenverlust, gestiegene Anforderungen auf dem Arbeitsplatz und geographische Mobilität schwächen langfristig die Bindungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Zunehmende Scheidungen und Alleinerziehendenquoten führen zu zunehmend brüchigen Generationenbeziehungen zum abwesenden Elternteil. Die Pluralisierung von Familienformen führt zu einer Pluralisierung von Generationenbeziehungen unter Erwachsenen. Mehr Kinderlosigkeit bedeutet auch, daß immer mehr Menschen keine familialen Beziehungen zur nachwachsenden Generation erleben.

Wenn die familiäre Generationensolidarität abnimmt, dürfte dies auch Auswirkungen auf die Akzeptanz des öffentlichen Generationenvertrages haben. Der Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen und familialen Generationen führt dann zur wechselseitigen Zunahme einer Entsolidarisierung: Die gesellschaftlichen Entwicklungen fördern eine Verringerung der familialen Solidarität, und ein tendenzielles Auseinanderleben der Familiengenerationen erhöht die Skepsis der jungen Erwerbstätigen gegenüber dem öffentlichen Generationenvertrag. Die Entwicklung der familialen Generationensolidarität ist in der Tat ein Frühwarnindikator für gesamtgesellschaftliche Probleme.

Literatur

- Ahnert, Lieselotte, Alfred Schmidt 1995: Familiäre Anpassungsbelastungen im gesellschaftlichen Umbruch: Auswirkungen auf die frühkindliche Entwicklung. In: Sydow, Hubert, Uta Schlegel, Andreas Helmke (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf - Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland. Berlin: Akademie Verlag, 151-169.
- Alber, Jens 1993: Social Integration of Older People in Germany - Report for the Commission of the European Communities, 9: Mimeo.
- Allerbeck, Klaus, Wendy J. Hoag 1985: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München: Piper.
- Alt, Christian 1994: Reziprozität von Eltern-Kind-Beziehungen in Mehrgenerationennetzwerken. In: Bien 1994a, 197-222.
- Amato, Paul R., Bruce Keith 1991: Parental Divorce and Adult Well-being: A Meta-analysis. In: Journal of Marriage and the Family, 53, 1: 43-58.
- Amato, Paul R., Sandra J. Rezac, Alan Booth 1995: Helping Between Parents and Young Adult Offspring: The Role of Parental Marital Quality, Divorce, and Remarriage. In: Journal of Marriage and the Family, 57, 2: 363-374.
- Ambert, Anne Marie 1982: Differences in Children's Behavior Toward Custodial Mothers and Custodial Fathers. In: Journal of Marriage and the Family, 44: 73-87.
- Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage der Abgeordneten Ottmar Schreiner, Gerd Andres, Doris Barnett, weiterer Abgeordneter und der Fraktion der SPD - Drucksache 13/2406 - 1996: Entwicklung der Vermögen und ihrer Verteilung. Deutscher Bundestag, 13. Wahlperiode, Drucksache 13/3885. Bonn: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft.
- Aquilino, William S. 1990: The Likelihood of Parent-Adult Child Coresidence: Effects of Family Structure and Parental Characteristics. In: Journal of Marriage and the Family, 52: 405-419.
- Aquilino, William S. 1991a: Predicting Parents' Experiences With Coresident Adult Children. In: Journal of Family Issues, 12, 3: 323-342.
- Aquilino, William S. 1991b: Family Structure and Home-leaving: A Further Specification of the Relationship. In: Journal of Marriage and the Family, 53: 999-1010.
- Aquilino, William S., Khalil R. Supple 1991: Parent-Child Relations and Parent's Satisfaction with Living Arrangements When Adult Children Live at Home. In: Journal of Marriage and the Family, 53: 13-27.
- Aquilino, William S. 1994: Later Life Parental Divorce and Widowhood: Impact on Young Adults' Assessment of Parent-Child Relations. In: Journal of Marriage and the Family, 56, 4: 908-922.
- Ariès, Philippe 1978 [1982]: Geschichte des Todes. München: Deutscher Taschenbuch Verlag [Originaltitel: L'homme devant la mort].
- Arrondel, Luc 1994: L'approche économique de l'héritage: modèles et tests. In: Communications, 59 (Génération et filiation): 177-197.

- Arrondel, Luc, Andre Masson, Pierre Pestieau 1996: Bequest and Inheritance: Empirical Issues and France-U.S. Comparison. DELTA/Centre National de la Recherche Scientifique, Paris. Arbeitspapier 96/19.
- Atkinson, Maxine P., Vira R. Kivett, Richard T. Campbell 1986: Intergenerational Solidarity - An Examination of a Theoretical Model. In: Journal of Gerontology, 41, 3: 408-416.
- Attias-Donfut, Claudine 1992: Transmissions between Generations and the Life Course. In: van den Heuvel, Wim J.A., Alan Jamieson, Kees C.P.M. Knipscheer (Hrsg.), Opportunities and Challenges in an Aging Society. Amsterdam u.a.: Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences, 53-60.
- Attias-Donfut, Claudine 1993: Die Abhängigkeit alter Menschen: Verpflichtungen der Familie - Verpflichtungen des Staates. In: Lüscher, Schultheis, 355-370.
- Attias-Donfut, Claudine, Sylvie Renaut 1994: Vieillir avec ses enfants - Corésidence de tousjours et rechabitation. In: Communications, 59 (Génération et filiation): 29-53.
- Attias-Donfut, Claudine (Hrsg.) 1995a: Les solidarités entre générations - Vieillesse, familles, État. Paris: Nathan.
- Attias-Donfut, Claudine 1995b: Le double circuit des transmissions. In: dies. 1995a: 41-82.
- Attias-Donfut, Claudine 1996: Renten und Gerechtigkeit zwischen den Generationen. In: Kaufmann, Franz X. (Hrsg.), Sozialpolitik im französisch-deutschen Vergleich. Schriften der Sektion Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band 1. Wiesbaden: Chmielorz, 745-763.
- Attias-Donfut, Claudine 2000: Familialer Austausch und soziale Sicherung. Erscheint in: Kohli, Szydlik.
- Baacke, Dieter 1979: Krisen und Probleme des Jugendalters. In: Richter, Claus (Hrsg.), Die überflüssige Generation - Jugend zwischen Apathie und Aggression. Königstein/Ts.: Athenäum, 10-33.
- Banfield, Edward C. 1958: The Moral Basis of a Backward Society. Chicago: The Free Press.
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1994: Auf dem Weg in die postfamiliale Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, Ulrich, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 115-138.
- Becker, Gary S. 1981 [1993]: A Treatise on the Family. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.
- Becker, Henk A. (Hrsg.) 1992: Dynamics of Cohort and Generations Research. Amsterdam: Thesis Publishers.
- Becker, Henk A., Piet L. J. Hermkens (Hrsg.) 1993: Solidarity of Generations - Demographic, Economic and Social Change, and Its Consequences. 2 Bände. Amsterdam: Thesis Publishers.
- Beckert, Jens 1999: Erbschaft und Leistungsprinzip - Dilemmata liberalen Denkens. In: Kursbuch ('Die Erbesgesellschaft'), 135: 41-63.
- Behr, Michael 1992: Innenansicht auf die pragmatische Generation - Zwischen alternativem Lebensentwurf und kritischer Anpassung. In: Rammstedt, Otthein, Gert Schmidt (Hrsg.), BRD ade! Vierzig Jahre in Rück-Ansichten von Sozial- und Kulturwissenschaftlern. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 287-318.

- Behrend, Hanna 1995: East German Women and the Wende. In: *The European Journal of Women's Studies*, 2: 237-255.
- Bengtson, Vern L., Joseph A. Kuypers 1971: Generational Difference and the Developmental Stake. In: *Aging and Human Development* 2, 4: 249-260.
- Bengtson, Vern L., Carolyn J. Rosenthal, Linda M. Burton 1990: Families and Aging: Diversity and Heterogeneity. In: Binstock, Robert H., Linda K. George (Hrsg.), *Handbook of Aging and the Social Sciences* (3. Auflage). San Diego u.a.: Academic Press, 263-287.
- Bengtson, Vern L., Robert E. L. Roberts 1991: Intergenerational Solidarity in Aging Families: An Example of Formal Theory Construction. In: *Journal of Marriage and the Family*, 53, 4: 856-870.
- Bengtson, Vern L. 1993: Is the "Contract Across Generations" Changing? Effects of Population Aging on Obligations and Expectations Across Age Groups. In: Bengtson, Vern L., W. Andrew Achenbaum (Hrsg.), *The Changing Contract Across Generations*. New York: Aldine de Gruyter, 3-24.
- Bengtson, Vern L., Robert A. Harootyan (Hrsg.) 1994: *Intergenerational Linkages - Hidden Connections in American Society*. New York: Springer.
- Berger, Brigitte, Peter L. Berger 1984: In *Verteidigung der bürgerlichen Familie*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bertaux, Daniel, Isabelle Bertaux-Wiame 1991: Was du ererbt von deinen Vätern ..." - Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. In: *BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4: 13-40.
- Bertram, Barbara 1995: Career and Family Orientations of East German Women in Times of Change. In: Noack, Peter, Manfred Hofer, James Youniss (Hrsg.), *Psychological Responses to Social Change - Human Development in Changing Environments*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 149-161.
- Bertram, Hans (Hrsg.) 1991: *Die Familie in Westdeutschland - Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, Hans (Hrsg.) 1992: *Die Familie in den neuen Bundesländern - Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, Hans 1995: Regionale Vielfalt und Lebensform. In: ders. (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie - Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter*. Opladen: Leske + Budrich, 157-195.
- Bertram, Hans 2000: *Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie*. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Betriebsberatung für den Einzelhandel (BBE) 1997: *BBE-Branchenreport Erbschaften - Demographische Rahmendaten, Anlageverhalten der Privathaushalte und Senioren, Erbschaftsvolumina und -steuern, Erbfolge, Verhaltensstruktur der Erben*. Köln.
- Bien, Walter, Jan Marbach 1991: *Haushalt - Verwandtschaft - Beziehungen. Familienleben als Netzwerk*. In: Bertram, 3-44.
- Bien, Walter (Hrsg.) 1994a: *Eigeninteresse oder Solidarität - Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, Walter 1994b: *Leben in Mehrgenerationenfamilien - Regel oder Sonderfall?* In: Bien 1994a, 3-27.
- Blau, Peter M. 1964: *Exchange and Power in Social Life*. New York u.a.: Wiley.
- Blau, Zena Smith 1973: *Old Age in a Changing Society*. New York: Franklin Watts.
- Blossfeld, Hans-Peter 1985: *Berufseintritt und Berufsverlauf - Eine Kohortenanalyse über die Bedeutung des ersten Berufs in der Erwerbsbiographie*. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 18: 177-197.

- Blossfeld, Hans-Peter, Ursula Jaenichen 1992: Educational Expansion and Changes in Women's Entry into Marriage and Motherhood in the Federal Republic of Germany. In: *Journal of Marriage and the Family*, 54: 302-315.
- Böckmann-Schewe, Lisa, Christine Kulke, Anne Röhrig 1995: "Es war immer so, den goldenen Mittelweg zu finden zwischen Familie und Beruf war eigentlich das Entscheidende" - Kontinuitäten und Veränderungen im Leben von Frauen in den neuen Bundesländern. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 2: 207-222.
- Bös, Dieter, Gunter Kayser 1996: Der Generationenwechsel in mittelständischen Betrieben. IfM-Materialien Nr. 120. Bonn: Institut für Mittelstandsforschung.
- Bohnsack, Ralf 1989: Generation, Milieu und Geschlecht - Die "authentische Generation". Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.
- Borchers, Andreas 1997: Die Sandwich-Generation. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Borchert, Jürgen 1993: Renten vor dem Absturz - Ist der Sozialstaat am Ende? Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Borscheid, Peter, Hans J. Teuteberg 1983: Ehe, Liebe Tod - Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit. Münster: Coppelrath.
- Boszormenyi-Nagy, Ivan, Geraldine M. Spark 1973 [1981]: Unsichtbare Bindungen - Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*. Sonderband 2 der Sozialen Welt. Göttingen: Schwartz, 183-198.
- Boyd, Monica, Edward T. Pryor 1989: The Cluttered Nest: The Living Arrangements of Young Canadian Adults. In: *Canadian Journal of Sociology*, 14: 461-477.
- Brauer, Kai 1995: Im Schatten des Aufschwungs: Sozialstrukturelle Bedingungen und biographische Voraussetzungen der Transformation in einem mecklenburgischen Dorf. Diplomarbeit an der Freien Universität Berlin.
- Braun, Michael, Wolfgang Bandilla 1992: Familie und Rolle der Frau. In: *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 1992 - Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 594-601.
- Bretz, Manfred, Frank Niemeyer 1992: Private Haushalte gestern und heute. In: *Wirtschaft und Statistik*, 2: 73-81.
- Brigitte Dossier 1994: Mütter und Töchter - Die neue Solidarität. In: *Brigitte*, 10, 4. Mai: 125-137.
- Brinkmann, Rolf Dieter 1979: Rom, Blicke. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bruckner, Elke, Karin Knaup, Walter Müller 1993: Soziale Beziehungen und Hilfeleistungen in modernen Gesellschaften. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Arbeitspapier AB I/Nr. 1.
- Bude, Heinz 1987: Deutsche Karrieren - Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz 1995: Das Altern einer Generation - Die Jahrgänge 1938-1948. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz 1998: Generation Berlin - In Vorbereitung auf die neue Republik. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 138, 18. Juni: 43.
- Bude, Heinz 2000: Die biographische Relevanz der Generation. Erscheint in: Kohli, Szydlik.
- Bulcroft, Kris A., Richard A. Bulcroft 1991: The Timing of Divorce - Effects on Parent-Child Relationships in Later Life. In: *Research on Aging*, 13, 2: 226-243.

- Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit 1983: Die verunsicherte Generation - Jugend und Wertewandel. Opladen: Leske + Budrich.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) 1995: Fünfter Familienbericht. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens. Bonn: Deutscher Bundestag. Drucksache 12/7560.
- Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen (Hrsg.) 1985: DDR Handbuch (3. Auflage). Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Burkart, Günter (Hrsg.) 1990: Sozialisation im Sozialismus - Lebensbedingungen in der DDR im Umbruch. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, Beiheft 1.
- Burkart, Günter 1995: Zum Strukturwandel der Familie - Mythen und Fakten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B52-53: 3-15.
- Chase-Lansdale, P. Lindsay, E. Mavis Hetherington 1990: The Impact of Divorce on Life-Span Development: Short and Long Term Effects. In: Baltes, Paul B., David L. Featherman, Richard M. Lerner (Hrsg.), Life-Span Development and Behavior, Vol. 10. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum, 105-150.
- Cheal, David 1987: "Showing them you love them": Gift Giving and the Dialect of Intimacy. In: The Sociological Review, 35, 1: 150-169.
- Clason, Christine 1989: Die Einelternfamilie oder die Einelternfamilie? In: Nave-Herz, Markefka, 413-422.
- Clausen, Gisela 1991: Schenken und Unterstützen in Primärbeziehungen - Materialien zu einer Soziologie des Schenkens. Frankfurt/Main: Lang.
- Clausen, John 1993: Kontinuität und Wandel in familialen Generationenbeziehungen. In: Lüscher, Schultheis, 111-124.
- Clignet, Remi 1992: Death, Deeds, and Descendants - Inheritance in Modern America. New York: Aldine de Gruyter.
- Conger, Rand D., Katherine J. Conger, Glen H. Elder, Jr., Frederick O. Lorenz, Ronald L. Simons, Les B. Whitbeck 1992: A Family Process Model of Economic Hardship and Adjustment of Early Adolescent Boys. In: Child Development, 63: 526-541.
- Conger, Rand D., Katherine J. Conger, Glen H. Elder, Jr., Frederick O. Lorenz, Ronald L. Simons, Les B. Whitbeck 1993: Family Economic Stress and Adjustment of Early Adolescent Girls. In: Developmental Psychology, 29, 2: 206-219.
- Conrad, Christoph, Michael Lechner, Welf Werner 1996: East German Fertility After Unification: Crisis or Adaptation? In: Population and Development Review, 22, 2: 331-358.
- Cooney, Teresa M., Peter Uhlenberg 1990: The Role of Divorce in Men's Relations with Their Adult Children after Mid-life. In: Journal of Marriage and the Family, 52, 3: 677-688.
- Coupland, Douglas 1991: Generation X - Tales for an Accelerated Culture. New York, NY: St. Martin's Press.
- Cox, Donald 1987: Motives for Private Income Transfers. In: Journal of Political Economy, 95, 3: 508-546.
- Cox, Donald, Oded Stark 1994: Intergenerational Transfers and the Demonstration Effect. NIA Workshop on Cross-National Issues in Aging. Syracuse, NY: Syracuse University.
- Crimmins, Eileen M., Dominique G. Ingegneri 1990: Interaction and Living Arrangements of Older Parents and Their Children - Past Trends, Present Determinants, Future Implications. In: Research on Aging, 12, 1: 3-35.

- Dannenbeck, Clemens, Sarina Keiser 1992: Lebensbedingungen und Betreuungsmöglichkeiten von Kindern West- und Ostdeutschlands. In: Glatzer, Wolfgang, Heinz-Herbert Noll (Hrsg.), *Lebensverhältnisse in Deutschland: Ungleichheit und Angleichung* (Soziale Indikatoren XVI). Frankfurt/Main, New York: Campus, 179-207.
- DeMaris, Alfred 1992: *Logit Modeling: Practical Applications*. Newbury Park, CA: Sage.
- DeMaris, Alfred 1995: A Tutorial in Logistic Regression. In: *Journal of Marriage and the Family*, 57, 4: 956-968.
- Dettling, Warnfried 1997: Die moralische Generation - Eine außergewöhnliche Studie in Ost- und Westdeutschland entdeckt die Sehnsucht junger Menschen nach Werten - aber auch Bereitschaft zu Gewalt. In: *DIE ZEIT*, 8, 14. Februar: 3.
- DeWit, David J., Andrew V. Wister, Thomas K. Burch 1988: Physical Distance and Social Contact Between Elders and Their Adult Children. In: *Research on Aging*, 10, 1: 56-80.
- Dieckmann, Christoph 1996: Sie war von hier - "Ich geh und geh und komm nicht hin" - Zum Tod der Rocksängerin Tamara Danz. In: *DIE ZEIT*, 32, 2. August: 26.
- Diekmann, Andreas, Henriette Engelhardt 1995: Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos - Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 24, 3: 215-228.
- Diewald, Martin 1993: Hilfebeziehungen und soziale Differenzierung im Alter. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 45, 4: 731-754.
- Diewald, Martin 1995: "Kollektiv", "Vitamin B" oder "Nische"? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: Huinink et al. 1995a, 223-260.
- Diewald, Martin, Johannes Huinink, Heike Solga, Annemette Sørensen 1995: Umbrüche und Kontinuitäten - Lebensverläufe und die Veränderung von Lebensbedingungen seit 1989. In: Huinink et al. 1995a, 307-348.
- Dittmann-Kohli, Freya 1995: Das persönliche Sinnsystem - Ein Vergleich zwischen frühem und spätem Erwachsenenalter. Göttingen u.a.: Hogrefe.
- Dittmann-Kohli, Freya, Martin Kohli, Harald Künemund 1995: Lebenszusammenhänge, Selbstkonzepte und Lebensentwürfe. Die Konzeption des Deutschen Alters-Survey. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 47. Berlin: Freie Universität.
- Dittmann-Kohli, Freya, Martin Kohli, Harald Künemund, Andreas Motel, Christina Steinleitner, Gerben Westerhof in Zusammenarbeit mit infas-Sozialforschung 1997: Lebenszusammenhänge, Selbst- und Lebenskonzeptionen - Erhebungsdesign und Instrumente des Alters-Survey. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 61. Berlin: Freie Universität.
- Dobrick, Barbara 1993: Verstoßene Eltern. In: *Psychologie Heute*. November: 30-33.
- Dorbritz, Jürgen 1992: Nuptialität, Fertilität und familiäre Lebensformen in der sozialen Transformation - Übergang zu einer neuen Bevölkerungsweise in Ostdeutschland? In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18, 2: 167-196.
- Dorbritz, Jürgen 1993: Sozialer Systemwandel und die Folgen für die Familienbildung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 3, 3: 355-368.
- Dorbritz, Jürgen, Karla Gärtner 1995: Bericht 1995 über die demographische Lage in Deutschland. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 20, 4: 339-448.
- Dorbritz, Jürgen, Karl Schwarz 1996: Kinderlosigkeit in Deutschland - ein Massenphänomen? Analysen zu Erscheinungsformen und Ursachen. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 21, 3: 231-261.
- Dornbusch, Sanford M., J. Merrill Carlsmith, Steven J. Bushwall, Philip L. Ritter, Herbert Leiderman, Albert H. Hastorf, Ruth T. Goss 1985: *Single Parents, Exten-*

- ded Households, and the Control of Adolescents. In: *Child Development*, 56: 326-341.
- Durkheim, Emile 1892 [1975]: *Cours de sociologie de famille: La famille conjugale*. In: *Textes III*. Paris: minuit, 35-49.
- Easterlin, Richard A. 1980: *Birth and Fortune - The Impact of Numbers on Personal Welfare*. New York: Basic Books.
- Ecarius, Jutta, Heinz-Hermann Krüger 1997: *Machtverteilung, Erziehung und Unterstützungsleistungen in drei Generationen - Familiäre Generationenbeziehungen in Ostdeutschland*. In: Krappmann, Lepenies, 137-160.
- Eckert-Schirmer, Jutta, Yvette Lamm, Wolfgang Walter 1994: *Regulation von Generationenbeziehungen durch Verfahren - Auslegung des Rechts und Modelle der Generationenbeziehungen in den Bereichen Unterhaltsrecht und Pflegekindschaft*. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, 1 (Sonderheft): 145-152.
- Edelman, Hope 1994: *Motherless Daughters - The Legacy of Loss*. New York: Delta.
- Ehmer, Josef 2000: *Ökonomische Transfers und emotionale Bindungen in den Generationenbeziehungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Eichentopf, Karin-Susanne 1991: *Eltern-Kind-Kontakte im interkulturellen Vergleich*. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 11, 3: 239-255.
- Elder, Glen H., Jr. 1974: *Children of the Great Depression: Social Change in Life Experience*. Chicago: University of Chicago Press.
- Elder, Glen H., Jr., Elizabeth B. Robertson, Rand D. Conger 1993: *Tradierung einer Lebensweise: Vom Großvater zum Vater und Sohn im ländlichen Amerika*. In: Lüscher, Schultheis, 125-142.
- Elder, Glen H., Jr., Artur Meier 1997: *Troubled Times? Bildung und Statuspassagen von Landjugendlichen. Ein interkultureller und historischer Vergleich*. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 7, 3: 289-305.
- Engel, Bernhard 1985: *Stetige und diskrete private Transfers: Zur Bedeutung von Erbschaften und privaten Unterhaltszahlungen für die Einkommens- und Vermögensverteilung*. In: Hauser, Richard, Bernhard Engel (Hrsg.), *Soziale Sicherung und Einkommensverteilung - Empirische Analysen für die Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt/Main, New York: Campus, 239-253.
- Engel, Uwe, Jost Reinecke 1994: *Panelanalyse - Grundlagen, Techniken, Beispiele*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Engler, Wolfgang 1991: *Biographien und Wende*. Vortrag beim Kolloquium des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen, Forschungsstelle Leipzig. 13.-14. Dezember.
- Engler, Wolfgang 1992: *Die zivilisatorische Lücke - Versuche über den Staatssozialismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Eppler, Erhard 1995: *Als Wahrheit verordnet wurde - Briefe an meine Enkelin*. Frankfurt/Main: Insel.
- Esping-Andersen, Gøsta 1990: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge (UK): Polity Press.
- Euler, Harald A., Sabine Hoier 1997: *Großelter-Elter-Beziehungen aus evolutionspsychologischer Sicht, oder: Für wen sind Schwiegermütter wirklich ein Problem?* In: Richardt, Gertraud, Günter Krampen, Hermann Zayer (Hrsg.), *Beiträge zur angewandten Psychologie - 4. Deutscher Psychologentag des Berufsverbandes Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) in Würzburg 1997*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag, 522-526.

- Evans, Linda, John B. Williamson 1995: Old Age Dependency in Historical Perspective. In: Hess, Beth B., Elizabeth W. Markson (Hrsg.), *Growing Old in America* (4. Auflage). New Brunswick, London: Transaction Publishers, 525-530.
- Felber, Holm 1990: Alltäglicher Ausstieg - Zum Gebrauch populärer Musik durch DDR-Jugendliche. In: Burkart, 77-83.
- Felden, Birgit 1997: Der Vater erstellt - der Sohn erhält - beim Enkel zerschellt. In: Lepenies, Annette (Hrsg.), *Alt & Jung - Das Abenteuer der Generationen*. Eine Publikation des Deutschen Hygiene-Museums Dresden. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld, 77-78.
- Field, Dorothy, Meredith Minkler, R. Frank Falk, E. Victor Leino 1993: The Influence of Health on Family Contacts and Family Feelings in Advanced Old Age - A Longitudinal Study. In: *Journal of Gerontology*, 48, 1: P18-P28.
- Fietze, Beate 1997: 1968 als Symbol der ersten globalen Generation. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 7, 3: 365-386.
- Finch, Janet 1996: Inheritance and Financial Transfer in Families. In: Walker, Alan (Hrsg.), *The New Generational Contract - Intergenerational Relations, Old Age and Welfare*. London: UCL Press, 120-134.
- Fischer, Lucy Rose 1986: *Linked Lives: Adult Daughters and Their Mothers*. New York: Harper & Row.
- Fischermann, Thomas 1996: Management by Testament: Unternehmer wollen über ihren Tod hinaus die Geschicke ihrer Firmen bestimmen - das Stiftungswesen wird zur Wachstumsbranche. In: *DIE ZEIT*, 49, 29. November: 28.
- Foa, Edna B., Uriel G. Foa 1980: Resource Theory - Interpersonal Behavior As Exchange. In: Gergen, Kenneth J., Martin S. Greenberg, Richard H. Willis (Hrsg.), *Social Exchange - Advances in Theory and Research*. New York, London: Plenum Press, 77-94.
- Frankel, B. Gail, David J. DeWit 1989: Geographic Distance and Intergenerational Contact: An Empirical Examination of the Relationship. In: *Journal of Aging Studies*, 3, 2: 139-162.
- Franz, Peter, Ulfert Herlyn 1995: Familie als Bollwerk oder als Hindernis? Die Rolle der Familienbeziehungen bei der Bewältigung der Vereinigungsfolgen. In: Nauck et al., 90-102.
- Frick, Joachim, Richard Hauser, Gert Müller, Gert Wagner 1993: Veränderungen der Einkommenssituation der ostdeutschen Privathaushalte vom Juni 1990 bis Frühjahr 1992. In: Berger, Horst, Roland Habich (Hrsg.), *Lebenslagen im Umbruch - Zur sozialen Lage privater Haushalte in der osteuropäischen Transformation*. Berlin: Wissenschaftszentrum für Sozialforschung, 61-68. WZB-Arbeitspapier P 93-101.
- Friedrich, Walter 1990: Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B16-17: 25-37.
- Fritz-Vannahme, Joachim 1995: Die optimistische Generation - Die Welt ist o.k., muß aber besser werden: Kohls Kinder mögen die Republik und glauben an die Zukunft. In: *DIE ZEIT*, 43, 20. Oktober: 41.
- Gale, William G., John Karl Scholz 1994: Intergenerational Transfers and the Accumulation of Wealth. In: *Journal of Economic Perspectives*, 8, 4: 145-160.
- Gaus, Günter 1983: *Wo Deutschland liegt - Eine Ortsbestimmung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Geithe, Britta 1997: Kohl-Kids Can Wait. In: *tip, BerlinMagazin*, 18: 22-26.
- Gensicke, Thomas 1995: Pragmatisch und optimistisch. Über die Bewältigung des Umbruchs in den neuen Bundesländern. In: Bertram, Hans (Hrsg.), *Ostdeutschland*

- im Wandel: Lebensverhältnisse - politische Einstellungen. Opladen: Leske + Budrich, 127-154.
- Gensior, Sabine 1992: Die Bedeutung von Gruppenstrukturen und sozialer Bindung - Frauenerwerbstätigkeit in ostdeutschen Betrieben. In: Heidenreich, Martin (Hrsg.), Krisen, Kader, Kombinate - Kontinuität und Wandel in ostdeutschen Betrieben. Berlin: edition sigma, 273-281.
- Gerth, Werner, Klaus Ulbrich, Gisela Ulbrich, Bernd Lindner, Cordula Günther, Otmar Kabat vel Job 1986: Zur Tätigkeit der FDJ unter den Lehrlingen. Komplexmaterial, Band 3: Zur Entwicklung geistig-kultureller Interessen und des Freizeitverhaltens der Lehrlinge. Hrsg. vom Zentralinstitut für Jugendforschung: Leipzig.
- Geulen, Dieter 1993: Typische Sozialisationsverläufe in der DDR - Einige qualitative Befunde über vier Generationen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B26-27: 37-44.
- Geulen, Dieter, Achim Hoffmann, Elke Müller, Kurt Starke, Uta Starke, Angelika Tischer, Brigitte Wehland-Rauschenbach 1993: Typische Sozialisationsverläufe in vier Generationen in der früheren DDR - Einige qualitative Befunde. In: Meulemann, Heiner, Agnes Elting-Camus (Hrsg.), 26. Deutscher Soziologentag - Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa (Sektionen, Arbeits- und Ad hoc-Gruppen). Opladen: Westdeutscher Verlag, 37-40.
- Giarrusso, Roseann, Michael Stallings, Vern L. Bengtson 1995: The "Intergenerational Stake" Hypothesis Revisited: Parent-Child Differences in Perceptions of Relationships 20 Years Later. In: Bengtson, Vern L., K. Warner Schaie, Linda M. Burton (Hrsg.), Adult Intergenerational Relations - Effects of Societal Change. New York: Springer, 227-263.
- Gilligan, Carol 1982: In a Different Voice - Psychological Theory and Women's Development. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.
- Glenn, Norval D., Kathryn B. Kramer 1985: The Psychological Well-being of Adult Children of Divorce. In: Journal of Marriage and the Family, 47: 905-912.
- Glenn, Norval D., Kathryn B. Kramer 1987: The Marriages and Divorces of the Children of Divorce. In: Journal of Marriage and the Family, 49: 811-825.
- Goode, William J. 1960: Die Struktur der Familie. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Goody, Jack 1976: Inheritance, Property and Women: Some Comparative Considerations. In: Goody et al., 10-36.
- Goody, Jack, Joan Thirsk, E. P. Thompson (Hrsg.) 1976: Family and Inheritance - Rural Society in Western Europe, 1200-1800. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Goody, Jack 1989: Die Entwicklung von der Ehe und Familie in Europa. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gouldner, Alvin W. 1960: The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement. In: American Sociological Review, 25, 2: 161-178.
- Granovetter, Mark 1977: The Strength of Weak Ties - A Network Theory Revisited. In: Leinhardt, Samuel (Hrsg.), Social Networks - A Developing Paradigm. New York: Academic Press, 105-130.
- Greenwell, Lisa, Vern L. Bengtson 1997: Geographic Distance and Contact Between Middle-aged Children and Their Parents: The Effects of Social Class Over 20 Years. In: Journal of Gerontology, 52B, 1: S13-S26.
- Gringlas, Marcy, Marsha Weinraub 1995: The More Things Change ... - Single Parenting Revisited. In: Journal of Family Issues, 16, 1: 29-52.
- Gronemeyer, Reimer 1989: Die Entfernung vom Wolfsrudel - Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten. Düsseldorf: Claassen.

- Grundmann, Matthias 1992: Familienstruktur und Lebensverlauf - Historische und gesellschaftliche Bedingungen individueller Entwicklung. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Guidubaldi, John, Helen K. Cleminshaw, Joseph D. Perry, Bonnie K. Nastasi, Jeanine Lightel 1986: The Role of Selected Family Environment Factors in Children's Post-divorce Adjustment. In: *Family Relations*, 35: 141-151.
- Gujarati, Damodar N. 1988: *Basic Econometrics* (2. Auflage). New York u.a.: McGraw-Hill.
- Gulbrandsen, Lars, Asmund Langsether 1997: Wealth Distribution between Generations: A Source of Conflict or Cohesion? Paper presented at the European Sociological Association Conference, University of Essex, UK. 27.-30. August.
- Gysi, Jutta (Hrsg.) 1989: Familienleben in der DDR - Zum Alltag von Familien mit Kindern. Berlin: Akademie Verlag.
- Gysi, Jutta, unter Mitarbeit von Ursula Hempel, Dagmar Meyer, Nikolai Staufenbiel 1990: Die Zukunft von Familie und Ehe, Familienpolitik und Familienforschung in der DDR. In: Burkart, 33-41.
- Häder, Michael, Sabine Häder 1995: Turbulenzen im Transformationsprozeß - Die individuelle Bewältigung des sozialen Wandels in Ostdeutschland 1990-1992. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Härtl, Michaela 1996: Auszug aus dem Elternhaus - 'Nesthocker' und 'Nestflüchter'. In: Bien, Walter (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend - Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich, 82-88.
- Hagestad, Gunhild O. 1987: Families in an Aging Society - Recent Changes in the Life Course and Socialization Experiences of Adults. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 7, 2: 148-160.
- Halbwachs, Maurice 1925 [1966]: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin, Neuwied: Luchterhand.
- Hamnett, Chris 1996: Housing Inheritance in Britain: Its Scale, Size, and Future. In: Walker, Alan (Hrsg.), *The New Generational Contract - Intergenerational Relations, Old Age and Welfare*. London: UCL Press, 135-158.
- Hareven, Tamara 1995: Historical Perspectives on the Family and Aging. In: Blieszner, Rosemary, Victoria Hilkevitch Bedford (Hrsg.), *Handbook of Aging and the Family*. Westport, London: Greenwood Press, 13-31.
- Harnisch, Kerstin 1992: Lebenswege und Lebenschancen - Biographien aus drei Generationen der DDR-Gesellschaft. In: Meyer, Gerd, Gerhard Riege, Dieter Strützel (Hrsg.), *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland*. Erlangen: Palm & Enke, 102-127.
- Harre, Elke, Ines Schmidt 1996: Lebensentwürfe im Wandel? Orientieren sich Töchter an ihren Müttern? Eine Untersuchung zu Lebensentwürfen Ostberliner Gymnasiastinnen und ihrer Mütter. In: Gottschlich, Helga, Edeltraud Schulze (Hrsg.), *Deutsche Teilung - Deutsche Wiedervereinigung. Jugend und Jugendpolitik im Umbruch der Systeme*. Berlin: Metropolis Verlag, 246-258.
- Hartfiel, Günter, Karl-Heinz Hillmann 1972 (3. Auflage 1982): *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Kröner.
- Hashimoto, Akiko 1991: Living Arrangements of the Aged in Seven Developing Countries: A Preliminary Analysis. In: *Journal of Cross Cultural Gerontology*, 6, 4: 359-381.
- Heinrich, Klaus 1964: Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen. Basel, Frankfurt/Main: Suhrkamp [1982: Basel: Roter Stern].

- Helwig, Gisela 1984: Jugend und Familie in der DDR - Leitbild und Alltag im Widerspruch. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik (Edition Deutschland Archiv).
- Helwig, Gisela, Hildegard Maria Nickel (Hrsg.) 1993: Frauen in Deutschland 1945-1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Henz, Ursula, Ineke Maas 1995: Chancengleichheit durch die Bildungsexpansion? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 47, 4: 605-633.
- Henz, Ursula 1996: Intergenerationale Mobilität - Methodische und empirische Untersuchungen. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Studien und Berichte 63.
- Herlth, Alois 1993: Die Bedeutung von Partnerbeziehungen für die Qualität der Familienziehung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B17: 23-29.
- Hermann, Karl 1997: Wer lenkt, was Jugend denkt? In: tip, BerlinMagazin, 18: 27.
- Hess, Doris, Wolfgang Hartenstein, Menno Smid 1991: Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 24, 1: 178-192.
- Heuser, Uwe Jean 1994: Der Billionen-Segen. In: DIE ZEIT, 34, 19. August: 17.
- Hildenbrand, Bruno, Karl Friedrich Bohler, Walther Jahn, Reinhold Schmitt 1992: Bauernfamilien im Modernisierungsprozeß. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Hille, Barbara 1985: Familie und Sozialisation in der DDR. Opladen: Leske + Budrich.
- Hille, Barbara, Walter Jaide 1990: DDR-Jugend - Politisches Bewußtsein und Lebensalltag. Opladen: Leske + Budrich.
- Höhn, Charlotte, Hermann Schubnell 1986: Bevölkerungspolitische Maßnahmen und ihre Wirksamkeit in ausgewählten europäischen Industrieländern (II). In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 12, 2: 185-219.
- Höhn, Charlotte, Juliane Roloff, Ulrich Schneekloth, Bernd Störzbach 1994: Die Alten der Zukunft - Bevölkerungsstatistische Datenanalyse. Hrsg. vom Bundesministerium für Familie und Senioren. Stuttgart: Kohlhammer.
- Höpflinger, Francois 1999: Generationenfrage - Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen. Lausanne: Éditions Réalités sociales.
- Hoffmann, Elke, Heike Trappe 1990: Leben mit Kindern in der DDR - Ergebnisse bevölkerungssoziologischer Forschung. In: Burkart, 42-54.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1988: Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B13: 3-13.
- Hofmann, Michael, Dieter Rink 1993: Mütter und Töchter - Väter und Söhne. Mentalitätswandel in zwei DDR-Generationen. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, 2: 199-223.
- Hogan, Dennis P., David J. Eggebeen, Clifford C. Clogg 1993: The Structure of Intergenerational Exchanges in American Families. In: American Journal of Sociology, 98, 6: 1428-1458.
- Hollstein, Betina, Gina Bria 1998: Reziprozität in Eltern-Kind-Beziehungen? Theoretische Überlegungen und empirische Evidenz. In: Berliner Journal für Soziologie, 8, 1: 7-22.
- Holst, Elke, Jürgen Schupp 1995: Veränderung der Erwerbsneigung von Frauen. In: Beer, Doris, Christian Brinkmann, Axel Deeke, Sabine Schenk (Hrsg.), Empirische Arbeitsmarktforschung zur Transformation in Ostdeutschland. SAMF-Arbeitspapier 1995-4: 169-185.
- Hondrich, Karl Otto, Claudia Koch-Arzberger 1992: Solidarität in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Fischer.
- Horx, Matthias 1988: My Generation. In: Zeit Magazin, 16: 54-67.

- Horx, Matthias 1989: Aufstand im Schlaraffenland - Selbsterkenntnisse einer rebellischen Generation. München, Wien: Hanser.
- Howe, Neil, Bill Strauss 1993: 13th Gen - Abort, Retry, Ignore, Fail? New York: Vintage Books.
- Huinink, Johannes, Yvonne Schütze, Michael Wagner 1991: Familienentwicklung bei Flüchtlingen, Vertriebenen und Übersiedlern in der Nachkriegszeit. In: Glotzer, Wolfgang (Hrsg.), 25. Deutscher Soziologentag - Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, 118-121.
- Huinink, Johannes 1995: Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Huinink, Johannes, Michael Wagner 1995: Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR. In: Huinink et al. 1995a, 145-188.
- Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer, Martin Diewald, Heike Solga, Annetette Sørensen, Heike Trappe (Hrsg.) 1995a: Kollektiv und Eigensinn - Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin: Akademie Verlag.
- Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer, Heike Trappe 1995b: Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe. In: Huinink et al. 1995a, 89-143.
- Hullen, Gert 1995: Der Auszug aus dem Elternhaus im Vergleich von West- und Ostdeutschland - Ergebnisse des Family and Fertility Surveys (FFS) 1992. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 20, 2: 141-158.
- Infratest Burke Sozialforschung 1997: Alterssicherung in Deutschland 1995 (ASID '95): Schnellbericht. Hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. Bonn, München.
- Israel, Agathe 1993: Familie. In: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Bei uns drüben - Probleme in doppelter Sicht. Potsdam: Verlagsgesellschaft Potsdam, 84-87.
- ivd (Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft) 1996: Gründer-Generation tritt ab. 22, 15, 11. April: 8.
- Jaeger, Hans 1977: Generationen in der Geschichte - Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption. In: Geschichte und Gesellschaft, 3, 4: 429-452.
- Janowitz, Morris 1976: The Social Control of the Welfare State. New York: Elsevier.
- Kaufmann, Franz-Xaver 1993: Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. In: Lüscher, Schultheis, 95-108.
- Kaufmann, Franz-Xaver 1995: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland - Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: Beck.
- Kaufmann, Franz-Xaver 1996: Modernisierungsschübe, Familie und Sozialstaat. München: Oldenbourg.
- Keiser, Sarina 1992: Lebensbedingungen und Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen. In: Bertram, 151-186.
- King, Valarie, Glen H. Elder Jr. 1995: American Children View Their Grandparents: Linked Lives Across Three Rural Generations. In: Journal of Marriage and the Family, 57: 165-178.
- Kirner, Ellen, Erika Schulz, Juliane Roloff 1990: Vereintes Deutschland - geteilte Frauengesellschaft? Erwerbsbeteiligung und Kinderzahl in beiden Teilen Deutschlands. In: DIW-Wochenbericht, 57, 41: 575-582.
- Klein, Thomas 1989: Divergierende Familiengrößen und neue Kinderlosigkeit. In: Zeitschrift für Familienforschung, 1, 3: 5-26.

- Klein, Thomas 1993: Soziale Determinanten der Lebenserwartung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, 4: 712-730.
- Klein, Thomas 1995: Ehescheidung in der Bundesrepublik und der früheren DDR - Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In: Nauck et al., 76-89.
- Klenner, Christina 1990: Doppelt belastet oder einfach ausgebeutet? Zur Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien. In: Das Argument, 184: 865-874.
- Knipscheer, Cees P. M. 1988: Temporal Embeddedness and Aging Within the Multi-generational Family: The Case of Grandparenting. In: Birren, James E., Vern L. Bengtson (Hrsg.), Emergent Theories of Aging. New York: Springer, 426-446.
- Koch, Achim 1992: Kirche und Religion. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 1992 - Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 602-611.
- Kohli, Martin 1991: Einleitung: Das Feld der Generationsbeziehungen. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 11, 4: 290-294.
- Kohli, Martin 1993: Public Solidarity Between Generations: Historical and Comparative Elements. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 39. Berlin: Freie Universität.
- Kohli, Martin 1994a: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut, Jürgen Kocka, Hartmut Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta, 31-61.
- Kohli, Martin 1994b: Generationenbeziehungen und soziale Netzwerke. In: Vaskovics, Laszlo, Manfred Garhammer (Hrsg.), Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue, Sonderheft 3. München: Oldenbourg, 113-118.
- Kohli, Martin 1996: The Problem of Generations: Family, Economy, Politics. Colloquium Budapest, Public Lecture Series No 14. Budapest.
- Kohli, Martin, Harald Künemund 1996: Nachberufliche Tätigkeitsfelder - Konzepte, Forschungslage, Empirie. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Kohli, Martin 1997: Beziehungen und Transfers zwischen den Generationen: Vom Staat zurück zur Familie? In: Vaskovics, Laszlo A. (Hrsg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske + Budrich, 278-288.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel, Marc Szydlik 1997: Generationenkonstellationen, Haushaltsstrukturen und Wohnentfernungen in der zweiten Lebenshälfte - Erste Befunde des Alters-Survey. In: Becker, Rolf (Hrsg.), Generationen und sozialer Wandel. Generationsdynamik, Generationenbeziehungen und Differenzierung von Generationen. Opladen: Leske + Budrich, 157-175.
- Kohli, Martin, Marc Szydlik 1999: Familienbande. In: Kursbuch ('Die Erbesgesellschaft'), 135: 33-39.
- Kohli, Martin, Marc Szydlik (Hrsg.) 2000: Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel, Marc Szydlik 2000a: Families Apart? Intergenerational Transfers in East and West Germany. In: Arber, Sara, Claudine Attias-Donfut (Hrsg.), The Myth of Generational Conflict - The Family and State in Ageing Societies. London, New York: Routledge, 88-99.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel, Marc Szydlik 2000b: Generationenbeziehungen. In: Kohli, Martin, Harald Künemund (Hrsg.), Die zweite Lebenshälfte - Ergebnisse des Alters-Survey. Opladen: Leske + Budrich.
- Kosmann, Marianne 1998: Wie Frauen erben - Geschlechterverhältnis und Erbprozeß. Opladen: Leske + Budrich.
- Kossen-Knirim, Christa 1992: Kontakte und Hilfen zwischen Alt und Jung - Konflikt und emotionale Nähe. Eine Untersuchung der emotionalen Beziehungen zwischen

- der mittleren und älteren Generation in Stadt- und Landfamilien. Bonn: Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie.
- Kotlikoff, Laurence J., John N. Morris 1989: How Much Care Do the Aged Receive From Their Children? A Bimodal Picture of Contact and Assistance. In: Wise, David A. (Hrsg.), *The Economics of Aging*. Chicago, London: The University of Chicago Press, 151-175.
- Kowalski, M., S. Schmortte, C. Schumacher, S. Schwartz 1995: Jung gegen Alt. In: *Focus*, 23, 3. Juni: 192-200.
- Krappmann, Lothar, Annette Lepenies (Hrsg.) 1997: *Alt und Jung - Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Krause, Tilman 1993: Die "78er" sind die AIDS-Generation - Versuche, das Thema literarisch zu bewältigen: Erzählwerke aus amerikanischer und deutscher Feder. In: *DER TAGESSPIEGEL*, 25. April: IX.
- Kreher, Simone 1995a: Berufseinmündung und Familienbildung in der Generationenfolge. In: Bertram, Hans (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie - Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter*. Opladen: Leske + Budrich, 223-266.
- Kreher, Simone 1995b: Berufsausmündung und Familienauflösung in der Generationenfolge. In: Bertram, Hans (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie - Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter*. Opladen: Leske + Budrich, 267-292.
- Krüger, Helga, Claudia Born 2000: Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung - Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Kühnel, Wolfgang 1990a: Scheinbar konfliktfrei aneinander vorbei - Eine Retrospektive auf die Generationsbeziehungen in den achtziger Jahren in der DDR. In: *Prokla* 80, 20, 3: 28-39.
- Kühnel, Wolfgang 1990b: Der Lebenszusammenhang DDR-Jugendlicher im Spannungsfeld von institutioneller Verregelung und alltagskultureller Modernisierung. In: Burkart, 105-113.
- Künemund, Harald, Beate Mücke 1990: *Betriebsübergaben im Berliner Handwerk. Arbeitsgruppe Lebenslauf- und Altersforschung, Arbeitsbericht 25*. Berlin: Freie Universität.
- Künemund, Harald, Martin Rein 1999: There is More to Receiving Than Needing: Theoretical Arguments and Empirical Explorations of Crowding In and Crowding Out. In: *Ageing and Society*, 19, 1: 93-121.
- Künemund, Harald 2000: Datengrundlage und Methoden. In: Kohli, Martin, Harald Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte - Ergebnisse des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich.
- Künemund, Harald, Andreas Motel 2000: Verbreitung, Motivation und Entwicklungsperspektiven privater intergenerationeller Hilfeleistungen und Transfers. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Kulis, Stephen S. 1994: Social Class and the Locus of Reciprocity in Relationships With Adult Children. In: *Journal of Family Issues*, 13: 482-504.
- Landua, Detlef 1991: Arbeitslosigkeit im Haushaltskontext - Erfahrungen und subjektive Betroffenheit. In: Helberger, Christof, Lutz Bellmann, Dieter Blaschke (Hrsg.), *Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit - Analysen auf der Grundlage des Sozio-ökonomischen Panels*. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (BeitrAB) 144: 135-148.

- Lang, Frieder R. 1994: Die Gestaltung informeller Hilfebeziehungen im hohen Alter - Die Rolle von Elternschaft und Kinderlosigkeit. Eine empirische Studie zur sozialen Unterstützung und deren Effekt auf die erlebte soziale Einbindung. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Studien und Berichte 59.
- Lauterbach, Wolfgang 1995: Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen. In: Zeitschrift für Soziologie, 24, 1: 22-41.
- Lauterbach, Wolfgang, Kurt Lüscher 1995: Neue und alte Muster des Erbens gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Arbeitspapier 18 des Forschungsschwerpunkts "Gesellschaft und Familie" der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Konstanz.
- Lauterbach, Wolfgang, Kurt Lüscher 1996: Erben und die Verbundenheit der Lebensverläufe von Familienmitgliedern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 48, 1: 66-95.
- Lauterbach, Wolfgang 1998: Die Multilokalität später Familienphasen - Zur räumlichen Nähe und Ferne der Generationen. In: Zeitschrift für Soziologie, 27, 2: 113-132.
- Lawton, Leora, Merrill Silverstein, Vern L. Bengtson 1994a: Affection, Social Contact, and Geographic Distance Between Adult Children and Their Parents. In: Journal of Marriage and the Family, 56: 57-68.
- Lawton, Leora, Merrill Silverstein, Vern L. Bengtson 1994b: Solidarity Between Generations in Families. In: Bengtson, Harootyan, 19-42.
- Leggewie, Claus: Die 89er - Portrait einer Generation. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Leisering, Lutz 1992: Sozialstaat und demographischer Wandel - Wechselwirkungen, Generationenverhältnisse, politisch-institutionelle Steuerung. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Leisering, Lutz 2000: Wohlfahrtsstaatliche Generationen. Erscheint in: Kohli, Szydlik.
- Le Play, Frédéric 1871 (5. Auflage 1907): L'organisation de la famille selon le vrai modèle signalé par l'histoire de toutes les races et de tous les temps. Tours: Maison Alfred Mame et Fils.
- Liegle, Ludwig 1990: Familienpolitik im vereinten Deutschland. In: Neue Praxis 5/90: 385-393.
- Liegle, Ludwig 1991: Kulturvergleichende Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus, Dieter Ulich (Hrsg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel: Beltz, 215-230.
- Liß, Silke, Christiane Lübbert 1993: Der alte Mensch und die Familie - Zur Kontinuität von Beziehungskonflikten zwischen den Generationen. Essen: Verlag Die Blaue Eule.
- Litwak, Eugene 1960: Geographic Mobility and Extended Family Cohesion. In: American Sociological Review, 25, 3: 385-394.
- Löffler, Sigrid 1996: Die Spaß-Generation hat sich müde gespielt - Nach der Ästhetisierung des Alltagslebens entdeckt die Erlebnisgesellschaft einen neuen Reiz: Die Verantwortung. In: DIE ZEIT, 49, 29. November: 45.
- Lopata, Helena Znaniecka 1981: Widowhood and Husband Sanctification. In: Journal of Marriage and the Family, 43, 2: 439-450.
- Lüscher, Günther 1988: Familial-verwandtschaftliche Netzwerke. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke, 145-172.
- Lüscher, Kurt, Franz Schultheis (Hrsg.) 1993: Generationenbeziehungen in 'post-modernen' Gesellschaften - Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag.

- Lüscher, Kurt, Brigitte Pajung-Bilger 1998: *Forcierte Ambivalenzen - Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Lüscher, Kurt, Karl Pillemer 1998: *Intergenerational Ambivalence: A New Approach to the Study of Parent-Child Relations in Later Life*. In: *Journal of Marriage and the Family*, 60: 413-425.
- Lüscher, Kurt 2000: *Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen - eine allgemeine heuristische Hypothese*. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Lye, Diane N. 1996: *Adult Child-Parent Relationships*. In: *Annual Review of Sociology*, 22: 79-102.
- Lynott, Patricia Passuth, Robert E. L. Roberts 1997: *The Developmental Stake Hypothesis and Changing Perceptions of Intergenerational Relations, 1971-1985*. In: *The Gerontologist*, 37, 3: 394-405.
- Maddala, G. S. 1983: *Limited-Dependent and Qualitative Variables in Econometrics*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Mahr, Bernd 1995: *Die Benutzer-Generation - Oder der Bruch mit der Theorie*. In: *Kursbuch ('Der Generationenbruch')*, 121: 131-143.
- Maier, Friederike 1993: *Zwischen Arbeitsmarkt und Familie - Frauenarbeit in den alten Bundesländern*. In: Helwig, Nickel, 257-279.
- Mangen, David J., Vern L. Bengtson, Pierre H. Landry, Jr. 1988: *Measurement of Intergenerational Relations*. Newbury Park u.a.: Sage.
- Mannheim, Karl 1928: *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie*, 7, 2: 157-185; 3: 309-330. Abdruck auch in: Mannheim, Karl 1964: *Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und hrsg. von Kurt H. Wolff*. Berlin, Neuwied: Luchterhand, 509-565. Verkürzter Abdruck auch in: Kohli, Martin (Hrsg.) 1978, *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand, 38-53.
- Mansel, Jürgen, Gabriele Rosenthal, Angelika Tölke (Hrsg.) 1997: *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Manz, Günter, Gunnar Winkler 1988: *Sozialpolitik (2. Auflage)*. Berlin: Verlag Die Wirtschaft.
- Marbach, Jan H. 1994a: *Der Einfluß von Kindern und Wohnentfernung auf die Beziehungen zwischen Eltern und Großeltern: Eine Prüfung des quasi-experimentellen Designs der Mehrgenerationenstudie*. In: *Bien* 1994a, 77-111.
- Marbach, Jan H. 1994b: *Tauschbeziehungen zwischen Generationen: Kommunikation, Dienstleistungen und finanzielle Unterstützung in Dreigenerationenfamilien*. In: *Bien* 1994a, 163-196.
- Marz, Lutz 1991: *Die innere Kluft - Eine (Bild-)Betrachtung im Jahre Eins*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 36, 11: 1302-1312.
- Matras, Judah 1990: *Dependency, Obligations, and Entitlements: A New Sociology of Aging, the Life Course, and the Elderly*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Matthes, Joachim 1985: *Karl Mannheims "Das Problem der Generationen"*, neu gelesen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 14, 5: 363-372.
- Maughan, Barbara, Lorna Champion 1990: *Risk and Protective Factors in the Transition to Young Adulthood*. In: Baltes, Paul B., Margret M. Baltes (Hrsg.), *Successful Aging - Perspectives From the Behavioral Sciences*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, 296-331.
- Mauss, Marcel 1950 [1990]: *Die Gabe - Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [Originaltitel: *Essai sur le don*].

- Mayer, Karl Ulrich, Karl Schwarz 1989: The Process of Leaving the Parental Home: Some German Data. In: Grebenik, E., Charlotte Höhn, Rainer Mackensen (Hrsg.), Later Phases of the Family Cycle. Oxford: Clarendon Press, 145-163.
- Mayer, Karl Ulrich, Hans-Peter Blossfeld 1990: Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf. In: Berger, Peter A., Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslage, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz, 297-318.
- Mayer, Karl Ulrich, Heike Solga 1994: Mobilität und Legitimität - Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten DDR und der alten BRD oder: Haben Mobilitätschancen zu Stabilität und Zusammenbruch der DDR beigetragen? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46, 2: 193-208.
- Mayer, Karl Ulrich 1995: Kollektiv *oder* Eigensinn? Der Beitrag der Lebensverlaufs-forschung zur theoretischen Deutung der DDR-Gesellschaft. In: Huinink et al. 1995a, 349-373.
- Mayer, Karl Ulrich, Paul B. Baltes (Hrsg.) 1996: Die Berliner Altersstudie. Berlin: Akademie Verlag.
- Mayer, Karl Ulrich, Michael Wagner 1996: Lebenslagen und soziale Ungleichheit im hohen Alter. In: Mayer, Baltes, 251-275.
- McGarry, Kathleen, Robert F. Schoeni 1994: Transfers Behaviour - Measurement and the Redistribution of Resources Within the Family. Working Paper 4607, National Bureau of Economic Research. Cambridge, MA.
- McGarry, Kathleen, Robert F. Schoeni 1995: Transfer Behavior in the Health and Retirement Study - Measurement and the Redistribution of Resources Within the Family. In: The Journal of Human Resources, 30, Supplement: S184-S226.
- McGarry, Kathleen 1997: Inter Vivos Transfers and Intended Bequests. Working Paper 6345, National Bureau of Economic Research. Cambridge, MA.
- McLanahan, Sara, Larry Bumpass 1988: Intergenerational Consequences of Family Disruption. In: American Journal of Sociology, 94: 130-152.
- McLeod, Jane D. 1991: Childhood Parental Loss and Adult Depression. In: Journal of Health and Social Behavior, 32, 3: 205-220.
- Medick, Hans, David Sabeau 1984: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung. In: dies. (Hrsg.), Emotionen und materielle Interessen - Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 27-54.
- Meinert, Karin 1996: Mit Dreißig noch im Kinderzimmer - Wie man Nesthocker los wird, bevor es zu spät ist. Frankfurt/Main: Eichborn.
- Meyer, Dagmar 1991: Ehescheidung in der ehemaligen DDR. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 17, 1: 33-47.
- Meyer, Sibylle, Eva Schulze 1992: Familie im Umbruch - Zur Lage der Familie in der ehemaligen DDR. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Miegel, Meinhard, Stefanie Wahl 1993: Das Ende des Individualismus: Die Kultur des Westens zerstört sich selbst. München/Landsberg: Bonn Aktuell.
- Modigliani, Franco 1988: The Role of Intergenerational Transfers and Life Cycle Saving in the Accumulation of Wealth. In: Journal of Economic Perspectives, 2, 2: 15-40.
- Moen, Phyllis 1993: Generationenbeziehungen in der Sichtweise einer Soziologie des Lebenslaufes - Das Verhältnis von Müttern zu ihren erwachsenen Töchtern als Beispiel. In: Lüscher, Schultheis, 249-263.

- Motel, Andreas, Katharina Spieß 1995: Finanzielle Unterstützungsleistungen alter Menschen an ihre Kinder. Ergebnisse der Berliner Altersstudie (BASE). In: Forum - Demographie und Politik, 7: 133-154.
- Motel, Andreas, Marc Szydlik 1999: Private Transfers zwischen den Generationen. In: Zeitschrift für Soziologie, 28, 1: 3-22.
- Motel, Andreas 2000: Alter und Generationenvertrag im Wandel des Sozialstaats - Alterssicherung und private Generationenbeziehungen in der zweiten Lebenshälfte. Dissertationsschrift vorgelegt am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin.
- Müller, Margrit 1990: Jugendfreizeit in der DDR. In: Burkart, 70-76.
- Müller, Margrit 1992: Nuptialität, Fertilität und familiäre Lebensformen in der sozialen Transformation. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 18, 2: 167-196.
- Müller, Walter 1986: Soziale Mobilität: Die Bundesrepublik im internationalen Vergleich. In: Kaase, Max (Hrsg.), Politische Wissenschaft und politische Ordnung - Analysen zu Theorie und Empirie demokratischer Regierungsweise. Festschrift zum 65. Geburtstag von Rudolf Wildenmann. Opladen: Westdeutscher Verlag, 339-354.
- Murphy, Mike, Emily Grundy 1993: Co-Residence of Generations and Household Structure in Britain: Aspects of Change in the 1980s. In: Becker, Hermkens, Band 2, 551-582.
- Nauck, Bernhard 1989: Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational-choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. In: Nave-Herz, Markefka, 45-61.
- Nauck, Bernhard, Norbert Schneider, Angelika Tölke (Hrsg.) 1995: Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart: Enke.
- Nave-Herz, Rosemarie, Manfred Markefka (Hrsg.) 1989: Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung. Neuwied, Frankfurt/Main: Luchterhand.
- Nickel, Hildegard Maria 1990: Frauen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B16-17: 39-45.
- Nickel, Hildegard Maria 1993: "Mitgestalterinnen des Sozialismus" - Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Nickel, 233-256.
- Niederfranke, Annette 1991: Ältere Frauen in der Auseinandersetzung mit Berufsaufgabe und Partnerverlust. Schriftenreihe des Bundesministers für Frauen und Jugend, Band 4. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Nietfeld, Markus, Rolf Becker 1999: Harte Zeiten für Familien - Theoretische Überlegungen und empirische Analysen zu Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und sozioökonomischer Deprivation auf die Qualität familialer Beziehungen Dresdner Familien. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 19, 4: 369-387.
- Niethammer, Lutz 1990a: Das Volk der DDR und die Revolution - Versuch einer historischen Wahrnehmung der laufenden Ereignisse. In: Schüddekopf, Charles (Hrsg.), "Wir sind das Volk" - Flugschriften, Aufrufe und Texte einer deutschen Revolution. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 251-279.
- Niethammer, Lutz 1990b: Volkspartei neuen Typs? Sozialbiografische Voraussetzungen der SED in der Industrieprovinz. In: Prokla 80, 20, 3: 40-70.
- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato, Dorothee Wierling 1991: Die volkseigene Erfahrung - Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, 30 biographische Eröffnungen. Berlin: Rowohlt.

- Nock, Steven L. 1988: The Family and Hierarchy. In: *Journal of Marriage and the Family*, 50: 957-966.
- Noelle-Neumann, Elisabeth 1987: Die geschlagene und befreite Generation. In: Noelle-Neumann, Elisabeth, Renate Köcher (Hrsg.), *Die verletzte Nation - Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 390-394.
- Norris, Joan E., Joseph A. Tindale 1994: *Among Generations - The Cycle of Adult Relationships*. New York: Freeman.
- Nutt, Harry 1998: Die Generation Golf. In: *taz*, 16, 2, 10./11. Januar: II-III.
- Oswald, Hans, Walter Boll 1992: Das Ende des Generationenkonflikts? Zum Verhältnis von Jugendlichen zu ihren Eltern. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 12, 1: 30-51.
- Pajung-Bilger, Brigitte, Kurt Lüscher 1994: Wie beeinflussen Partnerschaftsvorstellungen die Generationenbeziehungen nach einer Scheidung im mittleren Lebensalter? In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, 3: 221-250.
- Parsons, Talcott 1942: Age and Sex in the Social Structure of the United States. In: *American Sociological Review*, 7: 604-616.
- Parsons, Talcott 1943: The Kinship System of the Contemporary United States. In: *American Anthropologist*, 45, 1: 22-38.
- Parsons, Talcott, Robert F. Bales 1956: *Family - Socialization and Interaction Process*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Peuckert, Rüdiger 1991: *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pollack, Detlef 1994: *Kirche in der Organisationsgesellschaft - Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen und der politisch alternativen Gruppen in der DDR*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Poterba, James 1997: *The Estate Tax and After-Tax Investment Returns*. Working Paper 6337, National Bureau of Economic Research. Cambridge, MA.
- Preuss, Judith 1997: TÜV für den Familienbetrieb. In: *ELLE*, 1, Januar: 86-87.
- Preuss-Lausitz, Ulf, Peter Büchner, Marina Fischer-Kowalski, Dieter Geulen, Maria Eleonora Karsten, Christine Kulke, Ursula Rabe-Kleberg, Hans-Günter Rolff, Bernd Thunemeyer, Yvonne Schütze, Peter Seidl, Helga Zeiher und Peter Zimmermann 1983: *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder - Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Projektgruppe Sozio-ökonomisches Panel 1993: Zehn Jahre Sozio-oekonomisches Panel (SOEP). In: *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung*, 62, 1/2: 27-42.
- Projektgruppe Sozio-ökonomisches Panel 1995: Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) im Jahre 1994. In: *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung*, 64, 1: 5-14.
- Pruchno, Rachel A., Norah D. Peters, Christopher J. Burant 1995: Mental Health of Coresident Family Caregivers: Examination of a Two-Factor Model. In: *Journal of Gerontology*, 50B, 5: P247-P256.
- Qureshi, Hazel, Alan Walker 1989: *The Caring Relationship*. London: Macmillan.
- Rauch, Renate 1998: Die Alten sterben, die Jungen erben. In: *Berliner Zeitung*, 1, 2. Januar: II.
- Reich, Jens 1999: Die organisierte Langeweile. 40 Jahre DDR - ein Rückblick aus der Distanz von zehn Jahren. In: *DIE ZEIT*, 41, 7. Oktober: 12.

- Rein, Martin 1994: *Solidarity Between Generations: A Five-Country Study of the Social Process of Aging*. Working Paper 94-019, International Institute for Applied Systems Analysis. Laxenburg, Österreich.
- Rendtel, Ulrich 1995: *Lebenslagen im Wandel: Panelausfälle und Panelrepräsentativität*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Rendtel, Ulrich, Gert Wagner, Joachim Frick 1995: Eine Strategie zur Kontrolle von Längsschnittgewichtungen in Panelerhebungen - Das Beispiel des Sozio-Oekonomischen Panels (SOEP). In: *Allgemeines Statistisches Archiv*, 79: 252-277.
- Richter, Claus (Hrsg.) 1979: *Die überflüssige Generation - Jugend zwischen Apathie und Aggression*. Königstein/Ts.: Athenäum.
- Riehl, Wilhelm Heinrich 1922: *Vom Deutschen Land und Volke*. Jena: Diederichs.
- Roberts, Robert E. L., Vern L. Bengtson 1990: Is Intergenerational Solidarity a Unidimensional Construct? A Second Test of a Formal Model. In: *Journal of Gerontology*, 45, 1: S12-S20.
- Roberts, Robert E. L., Leslie N. Richards, Vern L. Bengtson 1991: Intergenerational Solidarity in Families: Untangling the Ties That Bind. In: Pfeifer, Susan K., Marvin B. Sussman (Hrsg.), *Families: Intergenerational and Generational Connections*. New York, London: Haworth, 11-46.
- Roos, Peter 1992: *Die wilden 40er - Porträt einer pubertären Generation*. Düsseldorf: Econ.
- Rosenbaum, Heidi 1982: *Formen der Familie - Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Rosenfeld, Jeffrey P. 1995: *To Heir Is Human: Updated*. In: Hess, Beth B., Elizabeth W. Markson (Hrsg.), *Growing Old in America* (4. Auflage). New Brunswick, London: Transaction Publishers, 531-538.
- Rosenmayr, Leopold, Eva Köckeis 1961: Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter. In: *Soziale Welt*, 12: 214-229.
- Rosenmayr, Leopold, Eva Köckeis 1965: *Umwelt und Familie alter Menschen*. Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- Rosenmayr, Leopold 2000: *Zwischen Sippe und Modernität - Feldstudien über das Generationenverhältnis im afrikanischen Kulturwandel*. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Rosenthal, Carolyn J. 1985: Kinkeeping in the Familial Division of Labor. In: *Journal of Marriage and the Family*, 47, 4: 965-974.
- Rosenthal, Gabriele 1997: Zur interaktionellen Konstitution von Generationen - Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Mansel et al., 57-73.
- Rosenthal, Gabriele 2000: *Historische und familiäre Generationenabfolge*. Erscheint in: Kohli, Szydlík.
- Rosenzweig, Mark R. 1991: *Transfers From Parents to Their Adult Children in Developed and Developing Countries*. Manuskript.
- Rosenzweig, Mark R., Kenneth I. Wolpin 1993: Intergenerational Support and the Life-Cycle Incomes of Young Men and Their Parents: Human Capital Investments, Coresidence, and Intergenerational Financial Transfers. In: *Journal of Labor Economics*, 11, 1: 84-112.
- Rossi, Alice S., Peter H. Rossi 1990: *Of Human Bonding - Parent-Child Relations Across the Life Course*. New York: Aldine de Gruyter.
- Rottenburg, Richard 1991: "Der Sozialismus braucht den ganzen Menschen" - Zum Verhältnis vertraglicher und nichtvertraglicher Beziehungen in einem VEB. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 20, 4: 305-322.
- Rottleuthner-Lutter, Margret 1989: *Ehescheidung*. In: Nave-Herz, Markefka, 607-623.

- Rueschemeyer, Marilyn 1988: Entwicklungen der Familienstruktur in einer staatssozialistischen Gesellschaft: Die Deutsche Demokratische Republik. In: Lüscher, Kurt, Franz Schultheis, Michael Wehrspau (Hrsg.), Die 'postmoderne' Familie - Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz: Universitätsverlag, 282-296.
- Sackmann, Reinhold 1997: Konkurrierende Generationen auf dem Arbeitsmarkt. Habilitationsschrift vorgelegt am Fachbereich 8 der Universität Bremen.
- Scheithauer, Karl 1997: Jede Gesellschaft formt sich ihre Jugend - Die Generation der Dreißiger: Gefragt ist der Lebenskünstler, nicht der Rebell. Leserbrief. In: DIE ZEIT, 12, 14. März: 24.
- Schelsky, Helmut 1957 [1975]: Die skeptische Generation - Eine Soziologie der deutschen Jugend. Köln: Diederichs.
- Schiffman, Lisa 1999: Generation J.. New York, NY: HarperCollins.
- Schimank, Uwe 1996: Strebsamer Realismus und verdrossene Fügsamkeit. In: MPG-Spiegel (Max-Planck-Gesellschaft), 2, 13. Mai: 2-3.
- Schlegel, Uta 1995: Ostdeutsche Frauen in neuen gesellschaftlichen Strukturen. In: Sydow, Hubert, Uta Schlegel, Andreas Helmke (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf: Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland. Berlin: Akademie Verlag, 111-128.
- Schlemmer, Elisabeth 1992: Junge Paare: Ablösungs- und Beziehungsmuster. In: Berttram, 81-113.
- Schlesinger, Benjamin, Dennis Raphael 1993: The Woman in the Middle: The Sandwich Generation Revised. In: International Journal of Sociology of the Family, 23, 1: 77-87.
- Schlomann, Heinrich 1991: Der Einfluß von Erbschaften auf die Vermögensausstattung privater Haushalte im Jahr 1988. Diskussionspapier 39 des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Berlin.
- Schlomann, Heinrich 1992: Vermögensverteilung und private Altersvorsorge. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Schmidt-Atzert, Lothar 1981: Emotionspsychologie. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Schmidtchen, Gerhard 1984: Protestanten und Katholiken - Zusammenhänge zwischen Konfession, Sozialverhalten und gesellschaftlicher Entwicklung. In: Wehling, Hans Georg (Redaktion): Konfession - Eine Nebensache? Politische, soziale und kulturelle Ausprägungen religiöser Unterschiede in Deutschland. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, 11-20.
- Schmied, Gerhard 1996: Schenken - Über eine Form sozialen Handelns. Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, Norbert F. 1994: Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland - Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970-1992. Stuttgart: Enke.
- Schneider, Norbert F., Angelika Tölke, Bernhard Nauck 1995: Familie im gesellschaftlichen Umbruch - nachholende oder divergierende Modernisierung? In: Nauck et al., 1-25.
- Schröder, Antonius 1994: Haushalt und Familie in den neuen Bundesländern - Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung (1990-1993). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Schröder, Richard 1992: Die DDR einst - und jetzt? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B41: 3-12.
- Schubert, Herbert J. 1987: Zur Rolle der sozialen Beziehungsnetze in der Altenpflege. In: Zeitschrift für Gerontologie, 20, 5: 292-299.

- Schubert, Herbert J. 1990: Private Hilfenetze - Solidaritätspotentiale von Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft. Ergebnisse einer egozentrierten Netzwerkanalyse. Materialien des Instituts für Entwicklungsplanung und Strukturforchung, Band 145. Hannover.
- Schüller, Heidi 1995: Die Alterslüge - Für einen neuen Generationenvertrag. Berlin: Rowohlt.
- Schumacher, Oliver 1997: Die Republik der entzweiten Erben - Das Vermächtnis der Gründergeneration spaltet die Nachkommen: In viele Habenichtse und wenige Gewinner. In: DIE ZEIT, 47, 14. November: 41-42.
- Schupp, Jürgen, Gert Wagner 1991: Die Ost-Stichprobe des Sozio-ökonomischen Panels - Konzept und Durchführung der "SOEP-Basiserhebung 1990" in der DDR. In: Projektgruppe "Das Sozio-ökonomische Panel", Lebenslagen im Wandel: Basisdaten und -analysen zur Entwicklung in den Neuen Bundesländern. Frankfurt/Main, New York: Campus, 25-41.
- Schupp, Jürgen 1995: Stabilität, Wandel und "Optionalität" - Vom Nutzen der Panelmethode für dynamische Sozialstrukturanalysen. In: Berger, Peter A., Peter Sopp (Hrsg.), Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich, 107-130.
- Schupp, Jürgen, Roland Habich, Wolfgang Zapf 1996: Sozialberichterstattung im Längsschnitt - Auf dem Weg zu einer dynamischen Sicht der Wohlfahrtsproduktion. In: Zapf, Wolfgang, Jürgen Schupp, Roland Habich (Hrsg.), Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt. Frankfurt/Main, New York: Campus, 11-45.
- Schüre, Frank 1997: Generation @ - Die 18- bis 35jährigen und die Tugend der Orientierungslosigkeit. In: DIE ZEIT, 37, 5. September: 79.
- Schütze, Yvonne 1988: Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke, 95-114.
- Schütze, Yvonne, Michael Wagner 1991: Sozialstrukturelle, normative und emotionale Determinanten der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren alten Eltern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 11, 4: 295-313.
- Schütze, Yvonne, Michael Wagner 1995: Familiäre Solidarität in den späten Phasen des Familienverlaufs. In: Nauck, Bernhard, Onnen-Isemann, Corinna (Hrsg.), Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung, Rosemarie Nave-Herz zum 60. Geburtstag gewidmet. Neuwied u.a.: Luchterhand, 307-327.
- Schütze, Yvonne 1997: Mein Töchterchen wird heute sechzig - Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren alten Eltern. In: Lepenies, Annette (Hrsg.), Alt & Jung - Das Abenteuer der Generationen. Eine Publikation des Deutschen Hygiene-Museums Dresden. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld, 91-98.
- Schwartz, Judith Ann 1986: Perspectives of Post-War Germans on the Nazi Past of Their Fathers. In: Smith College Studies in Social Work, 56, 3: 184-205.
- Schwarz, Karl 1988: Wieviele Kinder hat die deutsche Familie? In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 14, 4: 490-494.
- Schwind, Manfred 1991: Zweierlei Generationenrisse - Elemente der politischen Sozialisation in der DDR. In: Muszynski, Bernhard (Hrsg.), Deutsche Vereinigung, Probleme der Integration und der Identifikation (Gegenwartskunde, Sonderheft 7). Opladen: Leske + Budrich, 61-83.
- Segalen, Martine 1981 [1990]: Die Familie - Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Segalen, Martine 1984: 'Sein Teil haben': Geschwisterbeziehungen in einem egalitären Vererbungssystem. In: Medick, Hans, David Sabean (Hrsg.), Emotionen und mate-

- rielle Interessen - Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 181-198.
- Segalen, Martine 1993: Die Tradierung des Familiengedächtnisses in den heutigen französischen Mittelschichten. In: Lüscher, Schultheis, 157-169.
- Silverstein, Merrill, Leora Lawton, Vern L. Bengtson 1994: Types of Relations Between Parents and Adult Children. In: Bengtson, Harootyan, 43-76 (Anhang: 252-264).
- Simmel, Georg 1908 (4. Auflage 1958): Soziologie - Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Singly, Francois de 1993: Die egalitäre oder inegalitäre Konzeption der elterlichen Zuneigung. In: Lüscher, Schultheis, 171-183.
- SINUS-Institut 1983: Die verunsicherte Generation - Jugend und Wertewandel. Ein Bericht des SINUS-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit. Opladen: Leske + Budrich.
- Smelser, Neil J. 1998: The Rational and the Ambivalent in the Social Sciences - 1997 Presidential Address. In: American Sociological Review, 63, 1: 1-16.
- Soldo, Beth J., Martha S. Hill 1993: Intergenerational Transfers: Economic, Demographic, and Social Perspectives. In: Annual Review of Gerontology and Geriatrics, 13: 187-216.
- Soldo, Beth J., Martha S. Hill 1995: Family Structure and Transfer Measures in the Health and Retirement Study. In: The Journal of Human Resources, 30, Supplement: S108-S137.
- Solinge, Hanna van 1993: Parent Adult Child Co-Residence in the Netherlands. In: Becker, Hermkens, Band 2, 603-623.
- Sørensen, Aage B. 1989: Old Age, Retirement, and Inheritance. In: Kertzer, David I., K. Warner Schaie (Hrsg.), Age Structuring in Comparative Perspective. Hillsdale, NJ, u.a.: Lawrence Erlbaum Associates, 197-213.
- Sørensen, Annemette 1990: Unterschiede im Lebenslauf von Frauen und Männern. In: Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.), Lebensverläufe und sozialer Wandel. Sonderband 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 304-321.
- Sørensen, Annemette, Heike Trappe 1995a: The Persistence of Gender Inequality in Earnings in the German Democratic Republic. In: American Sociological Review, 60: 398-406.
- Sørensen, Annemette, Heike Trappe 1995b: Frauen und Männer: Gleichberechtigung - Gleichstellung - Gleichheit? In: Huinink et al. 1995a, 189-222.
- Sosalla, Ulrike, Peter Thelen 1997: Die neuen Alten: Verbraucher zwischen Luxus und Askese. In: Handelsblatt, 201, 20. Oktober: 6.
- Spilerman, Seymour, Noah Lewin-Epstein, Moshe Semyonov 1993: Wealth, Intergenerational Transfers, and Life Chances. In: Sørensen, Aage, Seymour Spilerman (Hrsg.), Social Theory and Social Policy. New York: Praeger, 165-186.
- Sprey, Jetse 1991: Studying Adult Children and Their Parents. In: Pfeifer, Susan K., Marvin B. Sussman (Hrsg.), Families: Intergenerational and Generational Connections. New York, London: Haworth, 221-235.
- Srubar, Ilja 1991: War der reale Sozialismus modern? Versuch einer strukturellen Bestimmung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 43, 3: 415-432.
- Stadtparkasse München 1991: Erben und vererben in München. Presse Information München.

- Stark, Oded 1995: *Altruism and Beyond. An Economic Analysis of Transfers and Exchanges Within Families and Groups*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1992: *Statistisches Jahrbuch 1992 für die Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Wiesbadener Graphische Betriebe.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1995: *Im Blickpunkt: Familien heute*. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1997: *Datenreport 1997 - Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Stephan, Cora 1995: *Droht ein Krieg der Generationen?* In: *DIE ZEIT*, 41, 6. Oktober: 56.
- Stierlin, Helm 1976: *Eltern und Kinder - Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Strauss, William, Neil Howe 1991: *Generations - The History of America's Future, 1584 to 2069*. New York: William Morrow and Company.
- Suitor, J. Jill 1987: *Mother-Daughter Relations When Married Daughters Return to School - Effects of Status Similarity*. In: *Journal of Marriage and the Family*, 49: 435-444.
- Suitor, J. Jill 1988: *Husband's Educational Attainment and Support for Wives' Return to School*. In: *Gender & Society*, 2: 428-495.
- Szydlík, Marc 1993: *Arbeitseinkommen und Arbeitsstrukturen - Eine Analyse für die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik*. Berlin: edition sigma.
- Szydlík, Marc, Martin Kohli 1994: *Familiale Generationenbeziehungen in Ost- und Westdeutschland*. *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, Sonderheft 1: 73-80.
- Szydlík, Marc 1995: *Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern - und umgekehrt*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 24, 2: 75-94.
- Szydlík, Marc 1996: *Parent-Child Relations in East and West Germany Shortly After the Fall of the Wall*. In: *International Journal of Sociology and Social Policy*, 16, 12: 63-88.
- Szydlík, Marc 1997a: *Sozialisation und Generation: Einelternfamilien und intergenerationale Beziehungen im Erwachsenenalter*. In: Mansel et al., 137-145.
- Szydlík, Marc 1997b: *Zur Qualität von Filiationsbeziehungen - Ein Vergleich von Ostdeutschen und Westdeutschen*. In: Becker, Rolf (Hrsg.), *Generationen und sozialer Wandel - Generationsdynamik, Generationenbeziehungen und Differenzierung von Generationen*. Opladen: Leske + Budrich, 177-198.
- Szydlík, Marc 1997c: *Ausbildung und Beschäftigung von Ost- und Westdeutschen*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B 25: 13-24.
- Szydlík, Marc, Jürgen Schupp 1998: *Stabilität und Wandel von Generationenbeziehungen*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 27, 4: 297-315.
- Szydlík, Marc 1999: *Erben in der Bundesrepublik Deutschland: Zum Verhältnis von familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, 1: 80-104.
- Tapscott, Don 1998: *Net Kids - Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft*. Wiesbaden: Gabler.
- Tartler, Rudolf 1961: *Das Alter in der modernen Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Thiel, Wera 1990: *Zur Neuordnung arbeitsrechtlicher Beziehungen in der DDR*. In: Cornelsen, Doris, Günther Schmid (Hrsg.), *Ost-West-Öffnung - Folgen und Herausforderungen für die deutschen Arbeitsmärkte*. Dokumentation eines Symposi-

- ums. Diskussionspapier des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), Forschungsschwerpunkt Arbeitsmarkt und Beschäftigung, 49-54.
- Thomson, David 1989: *The Welfare State and Generation Conflict: Winners and Losers*. In: Johnson, Paul, Christoph Conrad, David Thomson (Hrsg.), *Workers Versus Pensioners: Intergenerational Justice in an Ageing World*. Manchester, New York: Manchester University Press, 33-56.
- Trappe, Heike 1995: *Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik*. Berlin: Akademie Verlag.
- Troll, Lillian E. 1993: *Strukturen und Funktionen des erweiterten Familienverbandes in Amerika*. In: Lüscher, Schultheis, 143-156.
- Trommsdorff, Gisela, Pradeep Chakkarath, unter Mitarbeit von Peter Heller 1996: *Kindheit im Transformationsprozeß*. In: Hormuth, Stefan E., Walter R. Heinz, Hans-Joachim Kornadt, Hubert Sydow, Gisela Trommsdorff: *Individuelle Entwicklung, Bildung und Berufsverläufe. Berichte der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern e.V. (KSPW)*, Band 4, 11-77.
- Uhlenberg, Peter 1996: *Mortality Decline in the Twentieth Century and Supply of Kin Over the Life Course*. In: *The Gerontologist*, 36: 681-685.
- Vaskovics, Laszlo A. 1993: *Elterliche Solidarleistungen für junge Erwachsene*. In: Lüscher, Schultheis, 185-202.
- Vaskovics, Laszlo A., Manfred Garhammer, Norbert F. Schneider, Otmar Kabat vel Job 1994: *Familien- und Haushaltsstrukturen in der ehemaligen DDR und in der Bundesrepublik Deutschland von 1980 bis 1989 - ein Vergleich*. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 24. Hrsg. vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden.
- Vinovskis, Maris A. 1987: *Historical Perspectives on the Development of the Family and Parent-Child Interactions*. In: Lancaster, Jane B., Jeanne Altmann, Alice S. Rossi, Lonnie R. Sherrod (Hrsg.), *Parenting Across the Life Span - Biosocial Dimensions*. New York: Aldine de Gruyter, 295-312.
- Voskamp, Ulrich, Volker Wittke 1991: *Aus Modernisierungsblockaden werden Abwärtsspiralen - zur Reorganisation von Betrieben und Kombinatn der ehemaligen DDR*. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 1, 1: 17-39.
- Wahrer, Keith, Stephen Crystal 1995: *The Impact of Coresidence on Economic Well-being of Elderly Widows*. In: *Journal of Gerontology*, 50B, 4: S250-S258.
- Wagner, Gert, Andreas Motel, Katharina Spieß, Michael Wagner 1996: *Wirtschaftliche Lage und wirtschaftliches Handeln alter Menschen*. In: Mayer, Baltes, 277-299.
- Wagner, Michael 1989: *Räumliche Mobilität im Lebensverlauf - Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration*. Stuttgart: Enke.
- Wagner, Michael, Johannes Huinink 1991: *Neuere Trends beim Auszug aus dem Elternhaus*. In: *Acta Demographica*, 1: 39-62.
- Wagner, Michael 1993: *Soziale Bedingungen des Ehescheidungsrisikos aus der Perspektive des Lebensverlaufs*. In: Dieckmann, Andreas, Stefan Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß - Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse*. Berlin: Duncker & Humblot, 372-393.
- Wagner, Michael, Richard A. Settersten, Jr. 1994: *Generational Structures and Intergenerational Ties of the Old and Very Old in Berlin: Possibilities and Realities*. Manuskript.

- Wagner, Michael 1997: Scheidung in Ost- und Westdeutschland - Zum Verhältnis von Ehestabilität und Sozialstruktur seit den 30er Jahren. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wald, Renate 1993: Netzwerke zwischen Frauengenerationen in ostdeutschen Familien. In: *Angewandte Sozialforschung*, 18, 1/2: 89-102. Siehe auch: *Zeitschrift für Familienforschung*, 1993, 5: 249-281.
- Wald, Renate 1995: "Tja, Freunde sind wir." - Eine ostdeutsche Kindheit. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 15, 3: 208-231.
- Walker, Alan 1993: Intergenerational Relations and Welfare Restructuring: The Social Construction of an Intergenerational Problem. In: Bengtson, Vern L., W. Andrew Achenbaum (Hrsg.), *The Changing Contract Across Generations*. New York: Aldine de Gruyter, 141-165.
- Wall, Richard 1989: The Living Arrangements of the Elderly in Europe in the 1980s. In: Bytheway, Bill, Teresa Keil, Patricia Allatt und Alan Bryman (Hrsg.), *Becoming and Being Old - Sociological Approaches to Later Life*. London u.a.: Sage, 121-142.
- Walper, Sabine 1995: Familienbeziehungen und Sozialentwicklung Jugendlicher in Kern-, Ein-Eltern- und Stieffamilien. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 27, 2: 93-121.
- Walter, Wolfgang 1997: Unterhaltsrecht und Generationenvertrag. In: Mansel et al., 74-84.
- Ward, Russel, John Logan, Glenna Spitze 1992: The Influence of Parent and Child Needs on Coresidence in Middle and Later Life. In: *Journal of Marriage and the Family*, 54: 209-221.
- Ward, Russel A., Glenna Spitze 1992: Consequences of Parent-Adult Child Coresidence - A Review and Research Agenda. In: *Journal of Family Issues*, 13, 4: 553-572.
- Weinert, Andrea 1993: Das Geschlecht des Reichtums ... ist männlich, was sonst! In: Huster, Ernst-Ulrich (Hrsg.), *Reichtum in Deutschland, Der diskrete Charme der sozialen Distanz*. Frankfurt/Main, New York: Campus, 165-181.
- Weiss, Robert 1979: Growing Up a Little Faster: The Experience of Growing Up in a Single-parent Household. In: *Journal of Social Issues*, 35: 97-111.
- Wendt, Hartmut 1991: Geburtenhäufigkeit in beiden deutschen Staaten - zwischen Konvergenz und Divergenz. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, 3: 251-280.
- Weymann, Ansgar 2000: Sozialer Wandel, Generationsverhältnisse und Technikgenerationen. Erscheint in: Kohli, Szydlik.
- Whitbeck, Les B., Ronald L. Simons, Rand D. Conger 1991: The Effects of Early Family Relationships on Contemporary Relationships and Assistance Patterns Between Adult Children and Their Parents. In: *Journal of Gerontology*, 46, 6: S330-S337.
- White, Lynn 1994a: Coresidence and Leaving Home: Young Adults and Their Parents. In: *Annual Review of Sociology*, 20: 81-102.
- White, Lynn 1994b: Growing Up With Single Parents and Stepparents: Long-Term Effects on Family Solidarity. In: *Journal of Marriage and the Family*, 56, 4: 935-948.
- White, Lynn, Debra Peterson 1995: The Retreat from Marriage: Its Effect on Unmarried Children's Exchange with Parents. In: *Journal of Marriage and the Family*, 57: 428-434.
- Wilk, Christoph 1995: Transferleistungen von Älteren - Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

- Winkler, Gunnar (Hrsg.) 1990: Sozialreport DDR 1990 - Daten und Fakten zur sozialen Lage in der DDR. Stuttgart u.a.: Bonn Aktuell.
- Witte, James C., Gert G. Wagner 1996: Effects of Employment on East Germany Fertility after Unification. In: Birg, Helwig, E. Jürgen Flöthmann (Hrsg.), Abhandlungen des Demographischen Symposions des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik 1995. IBS-Materialien Band 40. Bielefeld: Universität Bielefeld, 233-252.
- Wolf, Jürgen 1990: Krieg der Generationen? Sozialstaatliche Verteilung und politische Handlungspotentiale Älterer in der 'alternden' Gesellschaft. In: Prokla 80, 20, 3: 99-117.
- Wüllenweber, Walter 1994: Wir Fernsehkinder - Eine Generation ohne Programm. Berlin: Rowohlt.
- Wüllenweber, Walter 1995: Die Hornhautgeneration oder wir 30jährigen. In: Kursbuch ('Der Generationenbruch'), 121: 39-45.
- ZEIT-Punkte 1996: Keine Angst vor dem Alter - Der Krieg der Generationen findet nicht statt. Sonderheft der Wochenzeitschrift 'DIE ZEIT', 1/1996.
- Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln 1996: Information über Studien aus der DDR und den neuen Bundesländern - Workshops und Informationssysteme. In: ZA-Information, 38: 54-58.
- Zettel, Ortrud, Heidrun Hoppe 1990: Lebensmuster von Frauen in der DDR und in der Bundesrepublik - Frauen zwischen Beruf und Familie. In: Gegenwartskunde 28, 3: 315-326.
- Ziehe, Thomas 1980: Die gegenwärtige Motivationskrise Jugendlicher - Bemerkungen aus sozialpsychologischer Sicht. In: Gewerkschaftliche Monatshefte, 31, 6: 369-382.
- Zill, Nicholas, Donna Ruane Morrison, Mary Jo Coiro 1993: Long Term Effects of Parental Divorce on Parent-Child Relationships, Adjustments, and Achievements in Early Adulthood. In: Journal of Family Psychology, 7: 91-103.

Wie gestalten erwachsene Kinder und Eltern ihr Verhältnis zueinander? Entsprechen ihre Beziehungen eher einem Autonomie- oder einem Solidaritätsszenarium? Gilt das Wort von der „Krise der Familie“, oder existieren weitreichende Verbindungen zwischen den Familiengenerationen, selbst wenn sie nicht mehr im selben Haushalt leben? Inwiefern unterscheiden sich hierbei Frauen und Männer sowie Ost- und Westdeutsche? Und welche Folgen hat die Familiensolidarität für die individuelle Lebenssituation, für soziale Ungleichheit sowie für die gesamtgesellschaftliche Solidarität?

Das Buch behandelt die familialen Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern in allen ihren wesentlichen Aspekten.

Aus dem Inhalt:

Grundlagen: Generationenkonzepte, Generationensolidarität

Intergenerationale Solidarität: Ein Überblick

Intergenerationale Transfers zu Lebzeiten und danach

Die Enge der Generationenbeziehungen

Die Dynamik der Generationenbeziehungen

Zusammenfassung und Perspektiven

Der Autor:

Marc Szydlik ist Professor an der Universität Erfurt.